A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

40. JAHRGANG, SEPTEMBER 2004, HEFT 3

Mit Beiträgen von

GERHARD BAUER, WOLF-DIETER NARR,
BODO ZEUNER, MARKUS MOHR,
CARLO MIERENDORFF, HARTMUT RÜBNER
und HELMUT BOCK

NEUE LITERATUR

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/04

Editorial 281

GERHARD BAUER: Jetzt lacht er über uns, der Anarchist und Prof. a. D. Johannes Agnoli 282

WOLF-DIETER NARR: Politische Wissenschaft und Caspar David Friedrich – Oder um einen Johannes Agnoli von innen bittend 291

BODO ZEUNER: Johannes Agnoli und sozialistisch-anarchistische Utopie heute, in der beruflichen, wissenschaftlichen, politischen Praxis 312

MARKUS MOHR: Hingeschritten ist nicht ausgeschritten 315

CARLO MIERENDORFF: Arisches Kaiserreich oder Judenrepublik. Neu herausgegeben und und mit Anmerkungen und Hinweisen versehen von Richard Albrecht 321

HARTMUT RÜBNER: „1968" und die Arbeiter. Ein europäischer Vergleich. Ein Tagungsbericht 338

HELMUT BOCK: Krieg und Frieden in der Neuzeit. Eine Kontroverse: Literaturbericht und Geschichtsbild 347

NEUE LITERATUR

Russische Archive und Geschichtswissenschaft. Rechtsgrundlagen, Arbeitsbedingungen, Forschungsperspektiven. Hrsg. von Stefan Creuzberger und Rainer Lindner, Frankfurt a. M. u. a. 2003 *(Kurt Schilde)* 372

Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945. Hrsg. von Frank-Rutger Hausmann unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, München 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 373

Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung. Hrsg. von Rainer Eppelmann, Bernd Faulenbach und Ulrich Mählert, Paderborn u. a. 2003 *(Christine Koch)* 375

Willy Huhn, Der Etatismus der Sozialdemokratie. Zur Vorgeschichte des Nazifaschismus, Freiburg i. Br. 2003 *(Kolja Lindner)* 376

Joachim Höppner und Waltraud Seidel-Höppner, Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie. Sein Weg vom Linksliberalen zum Kommunisten und seine Kolonie in Darstellung und Dokumentation, Frankfurt a. M. u. a. 2002 *(Katharina Middell)* 378

Ursula Herrmann, Elise Schweichel (1831–1912). Schriftstellerin und Sozialdemokratin im Ringen um Frauenemanzipation, Berlin 2004 *(Wolfgang Schröder)* 381

Andreas Herbst und Hermann Weber, Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, Berlin 2004 *(Hartmut Rübner)* 383

Theodor Oliwa, Paul Löbe. Ein sozialdemokratischer Politiker und Redakteur. Die schlesischen Jahre (1875–1919), Neustadt an der Aisch 2003 *(Reinhard Krämer)* 386

Erhard Hexelschneider, Rosa Luxemburg und die Künste, Leipzig 2004 *(Jessica Scharnberg)* 388

Le milieu intellectuel de gauche en Allemagne, sa presse et se réseaux (1890–1960) = Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890–1960). Hrsg. von Michel Grunewald in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Bern u. a. 2002

Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et se réseaux (1890–1960) = Das konservative Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890–1960). Hrsg. von Michel Grunewald und Uwe Puschner in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Bern u. a. 2003 *(Gerd Dietrich)* 391

Otto Wenzel, 1923. Die gescheiterte „Deutsche Oktoberrevolution", Münster u. a. 2003 *(Ulrich Eumann)* 393

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2005 (XXXI. évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2005 (Bd. 31)], Budapest 2004 *(Dagmar Goldbeck)* 394

Hermann Vinke, Cato Bontjes van Beek: „Ich habe nicht um mein Leben gebettelt". Ein Porträt, Zürich und Hamburg 2003 *(Hans Coppi)* 394

Tobias Bütow und Franka Bindernagel, Ein KZ in der Nachbarschaft. Das Magdeburger Außenlager der Brabag und der „Freundeskreis Himmler", Köln, Weimar und Wien 2003 *(Martin Schellenberg)* 395

Thomas Haury, Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antizionismus in der frühen DDR, Hamburg 2002 *(Martin Ulmer)* 398

Jeannette Michelmann, Aktivisten der ersten Stunde. Die Antifa in der Sowjetischen Besatzungszone, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Andreas Malycha)* 400

Matthias Braun, Die Literaturzeitschrift „Sinn und Form". Ein ungeliebtes Aushängeschild der SED-Kulturpolitik, Bremen 2004 *(Beate Ihme-Tuchel)* 401

Die Sicherheit. Zur Abwehrarbeit des MfS. Hrsg. von Reinhard Grimmer u. a., 2 Bde., Berlin 2002 *(Christine Koch)* 403

Utopie und Terror. Josef Stalin und seine Zeit. Hrsg. von Eva Maeder und Christina Lohm, Zürich 2003 *(Ralf Zwengel)* 404

Grant M. Adibekov, Das Kominform und Stalins Neuordnung Europas, Frankfurt a. M. 2002 *(Ralf Zwengel)* 410

Gleichschaltung unter Stalin? Die Entwicklung der Parteien im östlichen Europa 1944–1949. Hrsg. von Stefan Creuzberger und Manfred Görtemaker, Paderborn u. a. 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 411

Ann-Marie Ekengren und Henrik Oscarsson, Det Röda Hotet. De militära och polisiära säkerhetstjänsternas hotbilder i samband med övervakning av svenska medborgare 1945–1960 [Die Rote Gefahr. Die Feindbilder der militärischen und zivilen Sicherheitsdienste und die Überwachung schwedischer Bürger 1945–1960], Lund 2002 *(Michael F. Scholz)* 412

Fredi Lerch, Müllers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre, Zürich 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 415

Ute Kätzel, Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration, Berlin 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* 416

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Ostdeutschland braucht eigene Intellektuelle. Deutsche Emigranten mahnen fehlende Chancen für Ostwissenschaftler an – bislang ohne Konsequenz *(Ulrich Ramm)* 418

Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Umschlagfoto: Sabine Berghahn

Autoren dieses Heftes:

Dr. Richard Albrecht, Wiesenhaus, 53902 Bad Münstereifel, E-Mail: dr.richard.albrecht@gmx.de

Prof. Dr. Gerhard Bauer, Institut für Niederländische und Deutsche Philologie der Freien Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, E-Mail: bauerg@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Helmut Bock, Zum Langen See 56, 12557 Berlin

Dr. Markus Mohr, E-Mail: mohaacke@gmx.de

Prof. Dr. Wolf-Dieter Narr, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: narrwd@zedat.fu-berlin.de

Dr. Hartmut Rübner, Wiener Straße 27, 10999 Berlin, E-Mail: hartmut.ruebner@gmx.de

Prof. Dr. Bodo Zeuner, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: zeunerbo@zedat.fu-berlin.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Gideon Botsch, Andreas Graf (verantw.), Christoph Kopke

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin
Telefon: 030/26392312 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 1. August 2005

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/1552 0000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Editorial

Die IWK ist in die Jahre gekommen, genauer: in ihr 40. Jahr; die unregelmäßige Erscheinungsweise ist seit Jahren nahezu ihr ungeliebtes „Marken"zeichen. Bewußt werden Stimmen gestreut, die von einem Ende unseres Periodikums künden. Sicher, auch die IWK ist von der allgemeinen Krise der sozialwissenschaftlichen Presse nicht unberührt geblieben. Und doch konnte der Rückgang der institutionellen „Leser" durch Neuabonnenten partiell abgefedert werden. Und immer wieder erfährt die Redaktion aus dem Leserstamm nicht nur eine gleichbleibende Aufgeschlossenheit, sondern auch ermutigende Impulse. Ihm sei an dieser Stelle ganz besonders gedankt.

Es ist evident: Wir sind arg im Verzug. Die Tatsache, daß es keinen ausschließlich für die IWK mehr zuständigen Redakteur gibt, die Zeitschrift quasi nebenberuflich redigiert wird, wirkt erschwerend. Überlegungen hinsichtlich einer graphischen Neugestaltung oder bestimmter Themenhefte mußten daher immer wieder zurückgestellt werden. Nichtsdestoweniger werden wir im Herbst das letzte Heft des Jahrgangs 2004 und bis zum Ende des Jahres zumindest noch die Hefte 1 und 2 des 41. Jahrgangs (2005) – und diese wahrscheinlich als thematisches Doppelheft über Johann Most – ausliefern.

Das vorliegende Heft widmet sich zunächst Johannes Agnoli, jenem „Findelkind der Politologie" (Georg Fülberth), dem Gerhard Bauer, Wolf-Dieter Narr, Bodo Zeuner und Markus Mohr gegenwartsbezogen nach-denken. Sie fragen, *was* von Agnolis Denken nachlebt bzw. vom subversiven Denken überhaupt, zu dem er seine spezifischen Beiträge geleistet hat; sie fragen auch danach, *wie* es nachlebt, was es für die heutigen potentiellen politischen Akteure zu bedeuten hat und wie diese Bedeutung erhöht und verschärft werden könnte. Ein zuweilen randständiges Thema, gewiß, aber zugleich eine Reverenz an die die Zeitschrift behausende Institution, das Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Daneben erwarten Sie eine von Richard Albrecht neu herausgegebene und annotierte Streitschrift Carlo Mierendorffs „Arisches Kaiserreich oder Judenrepublik" aus dem Jahr 1922, ein Bericht Hartmut Rübners über eine Tagung zum Thema „‚1968' und die Arbeiter" und eine Diskussion von Helmut Bock über Krieg und Frieden in der Neuzeit sowie wie üblich Rezensionen.

Berlin, im August 2005 *Andreas Graf*

Jetzt lacht er über uns, der Anarchist und Prof. a. D. Johannes Agnoli*

Von Gerhard Bauer

Ausgangspunkt der ganzen Veranstaltung bildet Johannes Agnoli in Person, so wie manche der hier zu Wort kommenden Kollegen und Zeitgenossinnen ihn gekannt haben und alle von ihm gelernt oder sich in ihrem Denken auf ihn bezogen haben. Zielpunkt aber sollen seine Antworten auf die Frage sein, was von seinem Denken nachleben könnte, oder umfassender: vom subversiven Denken überhaupt, zu dem er seine spezifischen Beiträge geleistet hat. Insbesondere geht es darum, wie es nachlebt, was es für die heutigen potentiellen politischen Akteure, auch die jüngsten, zu bedeuten hat und wie diese Bedeutung erhöht und verschärft werden könnte. Dazu ist eine spezifische Personalisierung des Politischen nötig, aber unerläßlich die Überwindung des personalistischen Ansatzes.

In diesem Konzept ist nun mir die Aufgabe zugefallen, gerade die Person Johannes Agnoli in ihrer Eigenart in Erinnerung zu rufen. Doch auch dieser Teil hat seine eigene Dialektik: Personen sträuben sich dagegen, sich mir nichts, dir nichts in Gedenkveranstaltungen vergegenwärtigen zu lassen. Freud äußert sich ausgesprochen skeptisch gegenüber dem biographischen Zugang zu einer fremden, zumal einer schon verstorbenen Person: „Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen."[1] Wenn wir diesem Einwand wenigstens durch Vorsicht Rechnung tragen wollen, müssen wir das, was immer wir als die „Wahrheit" von Agnolis Leben gelten lassen, mindestens so behandeln, daß wir es nur „haben", als hätten wir es nicht. Mit dem Gebrauch dieser Wahrheit müssen wir erst recht in dem Bewußtsein verfahren, daß Wahrheiten sich niemals einfach „brauchen" lassen. Agnoli selbst war auffallend persönlich in seinem politischen Denken: er wollte immer wissen, mit wem er es da zu tun hatte. Er fragte mich mal, als es zwischen uns ganz im allgemeinen um das Recht des Einflusses der Allgemeinheit auf das Handeln des einzelnen ging, ob ich das nicht ein wenig zu protestantisch sähe. Aber natürlich wollte er nichts auf nur persönliche Konstellationen zurückführen, sondern auch die Personen auf das abklopfen, was sie zu ihrer jeweiligen Lebensgegenwart und insbesondere zu deren allfälliger Veränderung beitrügen.

Als zentrales Prinzip, das diesen Johannes Agnoli bewegt hat, habe ich immer herausgehört: die Infragestellung. Sie steckte in seinen persönlichen Stellungnahmen, seinen Sozialbeziehungen wie seiner politischen Praxis, seinen theoretischen Einsichten und Postulaten. Alles läßt sich anders denken, vieles läßt sich anders machen, und dem

* Vortrag zur Veranstaltung „Politische Utopie und subversives Denken" anläßlich Agnolis einjährigen Todestags, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, 7. bis 8. Mai 2004.

1 Brief an Arnold Zweig vom 31. Mai 1936, zitiert in: Manuel Wiznitzer, Arnold Zweig. Das Leben eines deutsch-jüdischen Schriftstellers, Königstein 1983, S. 89.

meisten bekommt es gut, wenn man wenigstens im Kopf eine Alternative dagegenhält. Ein Kind der deutschen Aufklärung, seinerseits Vater von weiteren Aufklärern, Lichtenberg, hat in seinen „Sudelbüchern" als Postulat aufgestellt: „Allezeit: Wie läßt sich dies besser machen?"[2] In diesem Sinne Lichtenbergs war Johannes Agnoli ein Erzaufklärer. Alles verdient es, in Frage gestellt zu werden: jeder bestehende Zustand, eben weil er *besteht,* mithin auch seine Tauglichkeit, seine Gerechtigkeit, seine praktische Begründung, seine Tradition usw. und alle theoretischen Annahmen, auf die er sich beruft. Ebenso bald muß aber auch das dagegen Aufgestellte in Zweifel gezogen und mit Fragen versetzt werden. Es hat ein großes Plus: Es soll erst erprobt werden, aber dabei zeigt sich: Es übernimmt zu viel von dem, was schon ist und was diskreditiert ist, zu viel Schematismus, Bürokratie, also auch „Staat". Agnoli war immer für das Entkommen aus Herrschaftsverhältnissen, Vorschriften, erstarrten und zeremoniell geronnenen Praxen, aber er war auch gegen die einfache Umkehrung des Alten und Gewohnten – weil die, z. B. in Gestalt des Parteikommunismus, in der Form und im Gebrauch viel zu viel vom Alten und Gewohnten bestehen läßt und es nur in andere Hände legt. Er berichtete gern, mit ausgesprochenem Stolz, wie er in Arcavacata, einer Zweigstelle der Universität von Cosenza, faktisch auf dem Land, zu einem Gastvortrag mit einem Transparent über die ganze Front des Hauptgebäudes begrüßt wurde : „Hoch lebe der Marxismus-Agnolismus, die einzige Waffe gegen den Opportunismus der roten Professoren!"[3] Das war in den Hochzeiten der Studentenrevolte, als in dieser kleinen Kaderschmiede der italienischen Intelligenz offenbar die KPI den Ton angab, aber sich eben über die von Marx geforderte „Erziehung der Erzieher", die Revolutionierung in den Köpfen der Revolutionäre, zu wenig Gedanken machte. Nach Agnoli müssen auch die geistigen Mittel laufend in Frage gestellt werden: die Grundsätze, Begriffe und Denkstrategien, die Vokabeln, hie und da auch die Grammatik seiner italienischen und seiner deutschen Sprache. Er war ein abenteuernder, aber findiger Philologe in beiden Sprachen und fand oft auch in der Differenz zwischen beiden äußerst bezeichnende, frappierende Hinweise auf etwas, was sich sonst dem Nachdenken entzieht. Seine piratenhaften Funde stimmten nicht immer überein mit dem, was man über die historische Grammatik und Wortbildung wissen konnte, trugen aber immer den Gestus, daß man es nicht einfach als gegeben nehmen, sondern sich zumindest wundern sollte. Ebenso fand er an der Wissenschaft und an ihrem Betrieb, an der Uni, an ihren verbeamteten Kadern eine ganze Menge, was man sich anders denken und wünschen konnte.

Die Verunsicherung war ihm wichtiger als solche fixen Größen wie Charakter, Treue und feste Positionen. Natürlich hatte er selbst eine Position, aber er hatte sie nicht ererbt, und sie war nicht auf Beständigkeit angelegt. Er hatte sie erarbeitet, und zwar in wilden Wandlungen. Agnoli hat auch sein profaschistisches Engagement in seinen Jugendjahren nicht verschwiegen oder verdrängt, hat sich nicht nur dessen geschämt, sondern es als Teil seiner Suche, seiner Abstoßung von der Enge des heimischen Cador im tiefsten Oberitalien und vielleicht von dem aristokratischen Image seiner Familie begriffen.

2 Das ist in meinen Bildungsfonds eingegangen, d. h., ich finde nicht mehr, wo es stand.

3 Näheres dazu in der Biographie Agnolis: Barbara Görres Agnoli, Johannes Agnoli. Eine biografische Skizze, Hamburg 2004.

Davongetragen hat er immerhin aus diesen jugendlichen Verirrungen, daß er auch sich nicht einfach trauen konnte, immer noch einmal dahinterschauen, sich selbst ebenso wie alles um ihn wieder fraglich machen mußte.

Er hatte in der Tat allen Grund dazu und konnte gar nicht weit genug gehen – in dieser Veranstaltung müssen wir fragen, ob er weit genug gegangen und gekommen ist. Denn: er steckte im falschen, gegen den Menschen arbeitenden System. Er bediente, wie wir alle, mit jedem Akt der Gesetzeserfüllung, jedem Groschen seiner Lohnsteuer, jedem Kaufakt den hier herrschenden Kapitalismus mit all den Institutionen und Manövern, mit denen dieser sich gewappnet hat und sich immer wieder reproduziert. Agnoli hatte immerhin einen Begriff davon, daß er wie alle hier lebenden Individuen in all seinen Fasern von dem Formierungssystem dieses Kapitalismus geprägt war. Er konnte manches aus schlichter Neugier oder bewußt generös mitmachen, in seinem Denken aber verpflichtete er sich zur unablässigen Suche nach geistigen, gesellschaftlichen, womöglich praktischen Alternativen, sei es auch immer nur punktuellen. Auch seinen Beruf erfuhr er als eine permanente *déformation professionelle:* Er diente einem Apparat und war Teil davon. In Prüfungen z. B. verkörperte er einen Teil der einschüchternden Institution. Hier wurde aber auch die Entgegensetzung am deutlichsten wenigstens persönlich beglaubigt: er war nicht selbst die Machtinstitution, und er fand immer wieder Möglichkeiten, die Schroffheit des autoritären Gegenüberstehens durch eine paritätische Konfrontation mit dem für beide Seiten geltenden Problem aufzubrechen. Im Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft (OSI) war er ebenso respektiert wie gefürchtet oder als unbehaglich abgelehnt, weil er eine bestimmte Art von „Klassenverrat" verkörperte. Er bemühte sich auch wenig um Kontakt zu seinen professoralen Kollegen, stellte sich in vielen Konstellationen der wendungsreichen OSI-Geschichte auf die Seite der streikenden oder auch nur ratlosen und suchenden Studierenden.

Wenn wir die praktisch-politisch-intellektuelle Ausprägung des Agnolismus suchen, müssen wir uns wohl oder übel seinen persönlichen Begriff von Anarchismus anschauen. Ob er wirklich jede persönliche Dominanz, jede Autorität in Frage gestellt und vor allem praktisch vermieden hat, kann ich nicht beurteilen, aber sehr entschieden ging er gegen diejenigen Potenzen vor, die Herrschaft ausübten und so etwas wie „Staat" bildeten. Die Grundlage war die offenbar tief sitzende Erfahrung der Italiener oder Cadoraner, daß sie seit eineinhalbtausend Jahren immer unter Fremdherrschaft gelebt haben und daher von der Herrschaft nichts als Widerwärtigkeiten erwarten konnten. Geradezu habituell schoben sie, wie Agnoli sie erklärte, alles Unangenehme auf die Behörden und identifizierten es mit dem Staat. Bei dieser impulsiven Ablehnung konnte er als Wissenschaftler natürlich nicht stehenbleiben. Er mußte die Form Staat, die Staatlichkeit als solche in Frage stellen, mußte dem Schein der Interessenneutralität, der permanent produziert wird und sich schon wie von selbst immer wieder einstellt, ebenso permanent widersprechen. Gerade dabei aber bestand er darauf, wie er es in einem Interview mit Ernest Mandel besonders hartnäckig verfocht, auch die Form Partei sei „ins Museum zu stellen", weil revolutionäre Parteien eben einen fatalen Hang haben, just die Form Staat aus sich selbst heraus zu reproduzieren.

Agnoli setzte dagegen auf arbeitsfähige, sich selbst organisierende und sich selbst regierende Körperschaften, Kollektive, Räte. Überall, wo eine Fabrik besetzt und in die

Hände der Belegschaft genommen wurde, sah er zwar nicht schon den Atem einer historischen Bewegung, aber doch ein gewisses anschauliches Muster. Darin war Italien besonders vorn, allerdings auch nur in den siebziger Jahren und nicht auf Dauer. Im Republikanischen Club war Agnoli ein Republikaner wie nur einer, aber eben ein Räterepublikaner. Er sprach gern von der „Action directe", nicht weil er an ihren durchschlagenden, frappanten Erfolg geglaubt hätte wie ihre Theoretiker, sondern weil er den Anspruch an Aktionen stellte, sie müßten lockernd, aufrüttelnd, provozierend sein – „ausschreiten" fand er ein sehr passendes Wort. Die hier herrschende Macht inklusive Wirtschaftsmacht unterlaufen, ihr eins auswischen schien ihm plausibler, eher dem Kräfteverhältnis gemäß, als sie etwa zu stürzen. Die Aktionen der späten sechziger und der vielen folgenden Jahre, die er auf seine Weise unterstützte, so phantasievoll wie möglich, waren nicht frei von Gewalt, und er bestand darauf, sich nicht kirre machen zu lassen durch das Dogma der Gewaltfreiheit. Aber die tatsächlich vorkommende, auf beiden Seiten vorkommende Gewalt war für ihn auch ein schwerwiegendes Problem. Die in den siebziger Jahren erlebte Bornierung auf Gewaltsamkeit, das blinde, törichte sogenannte Zurückschlagen oder das Herauspicken einzelner Köpfe des ungeliebten Staatsapparats zu Bestrafungsaktionen waren ihm tief verdächtig. Die RAF fand er nicht nur politisch schädlich, sondern auch persönlich unbehaglich, ja widerwärtig, einen fatalen Rückschritt an politischer Zivilisation. Da dache er ähnlich wie ein selbsternannter Indianer aus Göttingen, der unter dem Namen „Mescalero" in die Geschichte der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit eingegangen ist: Das geht einfach nicht, in diese Richtung kann man sich keine Zukunft vorstellen, jedenfalls keine progressive oder gar befreiende. Vermutlich dieser Übereinstimmung wegen hat er sich an der Herausgabe der kleinen frechen Schrift beteiligt, die deshalb nötig wurde, weil die Presse unisono nur über die Einleitungsfloskel, die „klammheimliche Freude" angesichts der Ermordung des Generalbundesanwalts Siegfried Buback herzog und zu diesem ernsten Kern der Schrift gar nicht vordrang. Deshalb hat er auch beharrlich, mit dreizehn weiteren Berliner Mescaleriten (bundesweit waren es 40 oder 50), den Prozeß darüber vor dem Berliner Landgericht mit vorbereitet und ausgestaltet, in dem eben das Recht zur Dokumentation eigenständiger und ungeschminkter Gedanken faktisch bekräftigt wurde. Es lag nur am Alphabet, daß der Prozeß „gegen Agnoli u.a." geführt wurde, aber es paßte auch der Sache nach nicht schlecht.[4]

Den gründlichsten Einblick in Agnolis Vorstellung vom Anarchismus, in die Theorie, die Denkart und das Temperament seines Anachismus bekam ich in einem Seminar, das wir in den achtziger Jahren gemeinsam zum Thema „Literatur und Attentat" durchführten, vierstündig und zwei Semester lang. Es reichte von den berühmten Attentätern der Antike bis zu Johann Georg Elser, dem Attentäter im Bürgerbräuhaus gegen Hitler – damals war gerade Peter Paul Zahls „Deutsches Drama" über ihn erschienen. Es bezog von überall her irgendwelche „Hottentottenpotentatenattentäter" ein und drückte sich auch nicht vor der RAF. Natürlich haben wir kein Seminar nur zur Abschreckung vor der RAF gemacht; deren Denken zündete nicht einmal in der Arbeitsgemeinschaft,

4 Sein Beitrag ist dokumentiert in: Johannes Agnoli und dreizehn andere, „... da ist nur freizusprechen!" Die Verteidigungsreden im Berliner Mescalero-Prozeß, Hamburg 1979, S. 81–92.

die sich intensiv mit ihr beschäftigt hat. Aus den vielen höchst kontroversen Diskussionen möchte ich vier Einsichten festhalten, auf die Agnoli besonderen Wert legte und die er mit seiner Art der Intervention einschärfte:

Erstens: Noch so gut eingeführte und legitimierte Herrschaftsformen werden historisch relativiert, wenn man die jeweiligen Gründungsattentate betrachtet. Sie zeigen die Macht in einem Zustand der Nacktheit, der Willkür und offenen Usurpation. Wenn Agnoli diese Dimension der Materie Politik und Staat klarmachte, klang es wenigstens im Tenor durchaus ähnlich, wie wenn Marx im ersten Band des „Kapitals" die barbarischen Wehen der „Ursprünglichen Akkumulation" mit ihrem Blut und ihrem Feuer vergegenwärtigt.

Zweitens: Wie er überall kulturelle Differenzen in der Austragung der Klassenkämpfe und der Zivilisationsbewegungen hervorhob, so auch in der Frage des Eintretens oder Ausbleibens der „Selbsthilfe", die im Attentat besteht. Wenn ganze Gesellschaften sich verrannt haben, aber unabweisbar Korrekturen fällig sind, macht es einen großen Unterschied, ob diese von innen oder von außen kommen, ob Mussolini von seinen Landsleuten gehängt wird oder ob Hitler, nachdem gut ein Dutzend Attentate gescheitert sind (die meisten dilettantischer vorbereitet als das höchst professionelle des Georg Elser), angesichts seines Bankrotts vor den Alliierten Hand an sich selbst legt.

Drittens: Historisch und obendrein metaphorisch bot die betrachtete Serie von Attentaten reichlichen Anlaß, die Personalisierung in unseren Vorstellungen von Herrschaftsausübung in Frage zu ziehen. Gekrönte Häupter gibt es in vielerlei Bereichen der Gesellschaft, auch wenn die politisch-offizielle Regierungsform bereits republikanisch ist. Geradezu genüßlich zitierte er Michel Foucault (mit dessen Theorien er ansonsten nur selten übereinstimmte), daß gerade in der Theorie, in den glorreichen Systemtheorien, der Kopf des Souveräns noch nicht gerollt und die Deduktion aus obersten Prinzipien, die Unterscheidung von „Haupt"- und Nebensachen noch nicht kritisch destruiert ist.

Viertens: Aus der durchgängigen Respektlosigkeit gegenüber entthronten und geköpften Potentaten der Geschichte, wie sie sich im Gang des Seminars gewissermaßen aufdrängte, resultierte auch eine gewisse Unerschrockenheit gegenüber der Gegenwart. Die Haltung des Anarchisten Oskar Maria Graf – „unverblüfft, ungeschmerzt und ungeschreckt" – wurde wenigstens als Bezugspunkt und als Vergleichsbild aus nicht minder schwierigen Zeiten herangezogen. Zugleich aber wurden alle spontaneistischen Verkürzungen, erst recht jeder Erlösungsglaube und die allzu schlichte Ideologie der „Befreiung", der angebrachten respektlosen Kritik ausgesetzt. Aus dieser Erfahrung heraus sehe ich eine ausgesprochen gelungene Charakterisierung des Forschungs-, Lehr- und Argumentieraktivisten Agnoli in der Formel, die Roger Wittmann zur Überschrift seines, des ersten Beitrags zur Agnoli-Festschrift von 1995 gewählt hat: „Mit Energie und fröhlicher Gelassenheit zur revolutionären Autonomie".[5] Auf die Überschrift folgt dann zwar ein recht desolater Rundblick auf die Ansätze von Bewegung seiner damaligen Gegenwart, doch Wittman bleibt dabei, mindestens die Bücher seien erreichbar

5 Geduld und Ironie. Johannes Agnoli zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Joachim Bruhn, Freiburg 1995, S. 11–22.

(er denkt vor allem an die der Klassiker), und er zitiert Johannes Agnoli, der empfohlen hatte: „Lektüre und Subversion".

In jenem Seminar zeigte sich übrigens, noch erstaunlicher als in Agnolis Schriften, die Tiefe und die ständige Präsenz seines historischen Urteils. Ganze Geschichtsbücher trug er im Kopf, die Fakten immer zusammen mit der Kritik an deren aktionistischem oder spontaneistischem oder auch quietistisch-affirmativem Duktus, und in der Anwendung zu seinem Metier, seiner Kritik der Politik, war er einfach unschlagbar. Zum einen waren das natürlich die Grundschriften der Linken: Marx, Lenin, Gramsci, Bakunin und viele andere – von ihnen und von der Auseinandersetzung mit ihnen zehren ja seine eigenen theoretischen Schriften. Zum anderen bemühte er sich ständig um das bürgerliche aufklärerische Denken, die Staatsrechtstheorie, vor allem die Gesellschaftstheorie. Er suchte leidenschaftlich den aufklärerischen, realitätsbezogenen, historisch progressiven Kern des deutschen Idealismus aus der verfänglichen Liaison mit der Romantik (von der er einen überwiegend negativen Begriff hatte) zu lösen, ihn herauszupräparieren, d. h. in seiner intellektuellen Dynamik zu entfalten. Er las immer wieder Machiavelli und rang noch in seinen letzten Jahren bei Lucca mit den Rätseln dieses ebenso gedankenreichen wie rasch entschiedenen Vordenkers. Mit der gleichen Hartnäckigkeit widmete er sich der Lektüre von Vico, Tocqueville, Max Weber und einigen anderen. Tocqueville bildete auch seinen persönlichen Einstieg in die etablierte Wissenschaft der Politologie. Bei Vico fand er das zentrale Wahrheitskriterium, das er auch für seine Zeit und die eigene Praxis gelten ließ: daß man das Wahre selbst hervorgebracht haben müsse – „veri criterium est idipsum fecisse". In Vico fand er eine gewisse italienische Gegenstimme schon im 17./18. Jahrhundert gegen die Dominanz des naturwissenschaftlichen Denkens in Europa im Gefolge von Descartes, den Ausbau der Tradition des Humanismus und der Renaissance. Das wirklich Wahre, fand er bei Vico, sei „mit den Buchstaben der Leidenschaften, Kämpfe, Tugenden und Laster geschrieben". Es wird direkt gleichgesetzt mit der „Verbindung der Republik des Plato mit dem Kot des Romolo". Die Idee dieser Vermischung faszinierte ihn besonders: das Anspruchsvolle, Weitreichende, aufs Allgemeine Ausgreifende verknüpft mit dem Unreinen und Alltäglichen, dem Resultat von Bedürfnissen und Ab- oder Ausscheidungen. Und die dafür mobilisierte Sprache so mächtig, daß noch ein Heutiger, über 250 Jahre hinweg, einfach darin einstimmen und in ihr weiterdenken kann.

Die Geschichte war nach Agnolis Bild und Begriff von ihr, wie bei jedem richtigen Politologen, bei ihm aber besonders virulent, nie für sich, vor allem nie abgeschlossen, sondern reichte unmittelbar an die Gegenwart heran und bestimmte diese, machte sie zum Ort der Austragung, voll unerfüllter Versprechen, Erwartungen und natürlich, vor allem, Belastungen. Agnoli dachte nicht so sehr „utopisch", er wollte jedenfalls aus dem Vorschein des Besseren kein Programm machen. Eher sah er in den Versprechungen der Geschichte etwas wie eine Aufgabe und gegenüber der aktuellen politischen Konstellation einen vorzubringenden, wenn auch nicht einzuklagenden Rechtstitel. Überhaupt hatte er einen hohen Begriff von den Rechten, darin war er sogar ein Republikaner alten Schlages, noch vor den Räterepublikanern.

Nach seinem Geschichtsbewußtsein leben wir in der gesamten Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg eben nicht in revolutionären Zeiten. Er teilte nicht den Enthusiasmus

der Studentenbewegung und die Begeisterung am Pariser Mai – obgleich er sie nach Kräften unterstützte, sich an dem freieren Klima freute und sporadische Kräfteverschiebungen gern ausnutzte. Er kam nicht daran vorbei, daß er es, analytisch betrachtet, mit einer späten und überholten, sich selbst nur noch rabiat am Leben haltenden Gesellschaftsformation zu tun hatte und daß die Tendenz eher auf eine weitere Eintrübung, eine sukzessive Verschärfung der Situation hinauslief. Die real existierende Demokratie in Deutschland wie in Italien – und auch in der sonstigen „demokratischen" Welt – fand er überall im Zustand ihrer „Transformation". Er sah seine eigene Aufgabe darin, diese Deformation und Transformation aufzudecken, ihr zu widerstehen, soweit noch ein Boden dafür blieb. Er knüpfte deshalb eher an die Zeiten des Widerstands als der Befreiung oder gar der Neugründung an und argumentierte weitgehend aus dem Bewußtsein der Defensive heraus.

Eine gewisse Momentaufnahme dieser „Transformation" à la Agnoli bot (neben anderen) die historische Konstellation im Herbst 1978 und seine Einlassung vor dem Landgericht in dem schon genannten Mescalero-Prozeß. Ihm persönlich wurde vorgeworfen, von „faschistoiden Tendenzen" gesprochen zu haben – was sei das anderes als böswillige Verleumdung der Bundesrepublik? Er verweilte nicht lange bei der Verkehrung, die den Kritiker beschimpft, statt sich auf die schimpflichen von ihm kritisierten Zustände einzulassen. Er ging geduldig auf „faschistoide", unentnazifiziert nachlebende und de facto faschistisch wirkende Gedanken, Ausdrücke und Maßnahmen in emblematischen Äußerungen selbst aufrechter Demokraten und Liberaler ein, auf die strukturellen Änderungen, die Installation von politischen Instrumenten, die nicht mit Demokratie vereinbar seien. Am Radikalenerlaß kritisierte er zugleich die politische Selektion von Staatsdienern und die Ausrichtung der Gesellschaft nach einem Steuerungsprinzip des Staates und durch Staatsbehörden, wonach inzwischen auch die Schulen, auch die Gewerkschaften, auch kirchliche Institutionen so funktionieren sollten, wie der Staat es seinen „Dienern" verordnet. In Frankfurt habe sogar eine Wohnungsgesellschaft ihre Mietbewerber auf ihre Grundgesetztreue überprüft ...

In einer Situation der Abwehr, in der wir uns laut Agnoli bewegten und noch lange bewegen werden, fand er die wachsende Staats- und Parteienverdrossenheit schon viel: eine gewisse Ernüchterung, ein gelungenes Lernen von der so charmanten italienischen Grundeinstellung. Allerdings wurde er auch skeptisch gegenüber dieser Einstellung bei den Jungen: zum Teil war die Politikverdrossenheit nichts als Desinteresse an allem jenseits der eigenen Haut. Da Agnoli immer auf die Subjekte und auf deren Fähigkeiten, Einsichten und Gruppierungen setzte, machte das wachsende Desinteresse an Politischem überhaupt ihn immer besorgter. Die Basis aller denkbaren künftigen Aktionen wurde schwächer, dünner, weniger zuverlässig und weniger belastbar. Hoffnung auf die Zukunft zog er nur aus seinem weiten historischen Blick: wenn wirklich eine Situation der Veränderung da sein würde, war er sicher, dann werde sie auch ihre Subjekte und die erforderlichen Einstellungen und Verabredungen schaffen.

Was für ein Mensch war er also? Er ging nicht auf in den Absichten und Grundsätzen, die er vertrat. Er war eine sehr markante Persönlichkeit, zahlte auch in theoretischen Zusammenhängen mit seiner Person, mit persönlichen Erfahrungen, z. T. in Form von Anekdoten; er zahlte mit seinem Temperament und auch mit persönlichen

Vorlieben. Merkwürdigerweise war er ein gelassener, in sich ruhender Mensch. Es stimmt: er konnte eifern, konnte im Gespräch großes Geschütz auffahren, eine Meinung oder vermeintliche Begründung in der Luft zerreißen. Aber er hatte ein starkes Bewußtsein von der Bandbreite der *conditio humana* und der Einrichtung der Gesellschaft durch die und über die so und so geplagten Menschen. Er selbst war einer unter diesen, mit seinen eigenen Fehlern und blinden Flecken – ohne dieses deutliche, immer miteingebaute Bewußtsein hätte er nicht so leicht Vertrauen schaffen und andere zum Zuhören bringen können. Ungeduldig war er nur gegenüber denen, die die Mittel und die Freiheit hätten und in der Verantwortung standen, etwas wie „Demokratie" herzustellen, in Italien wie in der Bundesrepublik. So finde ich den Titel seiner Festschrift zum 70. Geburtstag, von 1995, ganz passend: „Geduld und Ironie", besonders weil sich zwischen Geduld und Ironie gleich wieder eine eigene Dialektik entfaltet.

Überhaupt die „Ironie" – ein ganz großes Thema im Denken und Sprechen Agnolis. Wer war ihm darin schon gewachsen? Barbara Görres-Agnoli verzeichnet in ihrer Biographie eine geradezu endlose Irritation, weil er nie beim Wort zu nehmen war. Er pflegte regelrecht seine Rolle als Provokateur. Das lag dicht am Schwindler, am Pretender, doch anders als im britischen Sprachraum blieb er nicht der eine Abweichler, der die sonstige *political correctness* auflaufen läßt. Vielmehr agitierte und redete er mit dem deutlichen Bewußtsein, daß alle persönlichen und Sozialbeziehungen auf einer gewissen Täuschung beruhen. Er war ein Typ *nach* Nietzsche, nur viele Jahrzehnte nach ihm und nicht so verbiestert. In seinen Äußerungen gab er sich eher wie ein Buffo oder Lazzo, mit all deren Sarkasmus und in seinem oft bärbeißigen Ton. Er konnte über sich selbst wie über Kollegen und Genossen herziehen. Mit Ekkehart Krippendorff z. B. war er sich darin einig, daß der eben ehrgeizig war, er selbst aber eitel, und das sah er als sein Problem, lieber wäre er selbstironisch gewesen. War er eigentlich listig? Bodo Zeuner nennt ihn in seinem Nachruf unerschrocken und listig. Mit der Verbindung zumal hat er etwas Wesentliches erfaßt, aber wir müssen uns Agnolis Gebrauch dieser kombinierten Gabe schärfer ansehen. Er wollte nicht andere überlisten, sondern wollte sie hineinziehen, sie so behandeln, als ob sie von sich aus, zu ihrem eigenen Besten am gleichen Abstand vom gängigen Glauben und der gängigen Vernunft interessiert wären. Und dann vertrat er immer noch seine Spezialität, drehte das Spiel noch eine Wendung weiter, setzte noch einen Schelm drauf – man konnte sich ganz schön eingewickelt fühlen, und in lauter selbst vertretenen Prämissen. Und jetzt hat er sich also davongestohlen und hockt irgendwo und lacht über uns, wenn wir uns einen Reim auf ihn machen wollen.

Außerdem war er ein guter Freund und brauchte Freunde und Freundinnen wie die Luft zum Atmen. Trotzdem wurde man mit ihm nicht richtig warm (mir ging es jedenfalls so, und von anderen habe ich es ähnlich gehört). Dazu war er zu stachelig; er wollte auch nie für jemanden oder für etwas vereinnahmt werden, was er nicht mit ausgedacht hatte. Schon der Begriff Freund hatte für ihn etwas Ideales oder vielleicht Idealistisches, er aber hatte es mit hiesigen, gegebenen Menschen zu tun, mit denen man nur im wechselseitigen Bewußtsein der Halbheit und Unvollkommenheit richtig umgehen konnte.

Zurück zum Anfang: Die Verführung zur Täuschung, die laut Freud jeder Versuch einer Biographie mit sich bringt, bietet auch eine Chance. Das Persönliche und Lebensläufliche, wenn wir uns nur den damit verbundenen Trug klarmachen, hält uns nicht

fest, es läßt uns freikommen. Johannes Agnoli war sehr dafür, Freiheit wieder zurückzugeben und wiederherzustellen. Die angezogenen und gründlich ausgebildeten, d.h. verunsicherten Studentinnen und Studenten gab er zurück in den Karpfenteich der umgebenden Gesellschaft mit ihren Einsprengseln von Theorie und Organisation, um sie schwimmen zu lassen. Agnoli hat keine Schule gebildet und keinen Zirkel hinterlassen. Er hatte Wichtigeres zu tun, er hat Impulse weitergegeben oder überhaupt erst zur Zündung gebracht. Wir können, wenn wir uns Mühe geben, noch sein Gelächter hören – aber da zerfällt nun das „Wir", mit dem ich hier rede. Das Publikum spaltet sich in zwei *publica*. Die ihn kannten, werden sich erinnern und haben vielleicht noch den Klang seines Gelächters im Ohr oder wichtige Anlässe im Kopf. Für die anderen, die ihn nicht mehr kannten, biete ich eine Hilfsveranstaltung, aus der Literatur, von einem anderen Anarchisten.

Oskar Maria Graf findet in der Art, wie gelacht wird, einen kleinen Klassenkampf durch die Gesellschaft und die Literatur hindurch. Natürlich lachen die einen wie die anderen, die einen mit der feinen, eleganten Literaturironie (Graf denkt selbstverständlich an Thomas Mann) und die anderen mit ihrer dreckigen Lache, „kutschergrob und unverfroren wie ein völlig respektloser Flegel, dem nichts, aber auch gar nichts mehr heilig ist". Beide „vermeinen", das sei nun „das explodierende Lachen, das alle Dummheit und Verlogenheit der Welt zersprenge". Graf hat so seine Meinung, welches von beiden das wirkungsvollere ist, vielleicht auch das eigentlich menschliche, verträgliche. Aber diese Differenz bleibt persönlich, eitel gewissermaßen, denn nach dieser kleinen polemischen Diatribe *hört* er ein Gelächter anderer Art, ein „gewaltiges Spott- und Hohngelächter", das auf einmal aus dem Unsichtbaren schallt. Dieses „Gelächter von außen" macht er zum Titel seines fünften und letzten Versuchs der Autobiographie, der späten Entsprechung zu seinem Haupt- und Erfolgsbuch „Wir sind Gefangene".[6] Das „Gelächter von außen" ist das wirklich gefürchtete, aber auch das richtig ernst genommene Lachen, eine schärfere Veranstaltung der Infragestellung als durch Argumente und explizite Reflexion. Agnoli war natürlich kein Oskar Maria Graf – verglichen mit diesem bayerischen Urvieh wirkte er geradezu elegant und war eben ein emphatischer Intellektueller. Aber in seinem Lachverhalten und seinem Verhältnis zum Lachen ist er doch vergleichbar: Lachen war auch für ihn nicht nur Bekundung seines Temperaments und Humors, sondern auch Teilhabe an etwas, was weiter reicht und stärker ist als die persönliche Laune. Auch wenn er jetzt da sitzt und über uns lacht, wie wir ihn hier durch Weiterdenken ehren wollen, dürfen wir sicher sein, daß er auch mit uns lacht. Gelächter von innen wie von außen ist zwar dazu gut, die Menschen vor den Kopf zu stoßen, besonders die, die anders nicht zum Innehalten zu bringen sind. Aber es schafft keine neue Superiorität, auch keine zynische oder kynische. Es entwaffnet vielmehr, alle. Es kann dazu beitragen, daß wir uns ohne Schutzschilde, Auge in Auge, dem stellen, was an der Zeit ist. Insofern ist es auch ein einladendes Gelächter.

6 Oskar Maria Graf, Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918–1933, München 1980, S. 10–15.

Politische Wissenschaft und Caspar David Friedrich – Oder um einen Johannes Agnoli von innen bittend

Von Wolf-Dieter Narr

> „Man wird älter und weiser – also wäre die Argumentation stellenweise schärfer, die Kritik der Politik fiele kompromißloser und erbarmungsloser aus" (Johannes Agnoli)*

(Fast) ein tragisches Paradoxon. Politikwissenschaft im besonderen, ähnlich und anders den Sozialwissenschaften im allgemeinen, kann sich als Wissenschaft nur konstituieren und halten, in Distanz zu Herrschaft, ihren Formen, Gesichtszügen und Praktiken. Die Feststellung gilt, wenn man annimmt, daß diejenigen, die diese Wissenschaft als ihren Beruf betreiben, eine ungewöhnliche Leidenschaft zur Sache der Politik erfüllt. Politik wird rudimentär mit zwei Voraussetzungen verstanden. Die eine: Die konkrete Utopie dessen, was Politik heißt oder was Politik zu Politik macht, sie in Begriff und Praxis schier identisch werden läßt, bestehe in verantwortlich gestaltendem Zusammenhandeln gleichrangiger Menschen mit anderen Gleichrangigen. Diese Grundannahme gleichen Rangs der assoziierten Menschen und seine stringenten Folgen gelten gerade dort, wo Konflikte gegeben sind, also Entscheidungen getroffen und ausgeführt werden müssen. Die andere Voraussetzung besteht darin, daß keine weiteren Voraussetzungen unbefragt akzeptiert werden. Sprich: Alle Annahmen über politisch-gesellschaftliche Verhältnisse, über Menschen in ihrer Mehrzahl und den ihnen möglichen und nötigen, je nach Kontext wechselnden Bedingungen, über Organisationsformen x, y und z – alle solchen und andere Annahmen müssen auf die transparente, in ihren Gewichtungen angegebene Waage gelegt und ihrerseits dem Politikprozeß verantwortlich gleichschultrig Handelnder ausgesetzt werden. Soziale Anarchie kann die erste Prämisse genannt werden. Die zweite besteht darin, bis zu den bekannten „Kinderfragen" hinauf oder hinab, substantiell zu zweifeln, nicht nur „methodisch". Ontologismen aller Spielarten, Annahmen, die als Gegebenheiten allen menschlichen Seins ausgegeben werden, haben keine Chance. Chancenlos sind vor allem die wirksamsten Unterstellungen: die insgeheimen. Solche werden in der Regel nicht erörtert. Peter Bachrach und Morton Baratz, amerikanische Kollegen, haben sie vor einer Generation in der Auseinandersetzung mit der „Pluralismustheorie" Non-Decisions, Nichtentscheidungen, genannt, nicht mehr zur Disposition gestellte Voraussetzungen.

Hebt man politisch reflexiv so an, wird Kritik der Politik zum Kern der Wissenschaft, die sich als Politikwissenschaft auskristallisiert. Subversives Denkhandeln durchdringt alle bestehenden politischen Formen, ihre Inhalte, ihre politischen und außenpolitischen Bedingungen. Geübt wird, womit alle Philosophie beginnt. Man denke nur

* Johannes Agnoli, Zwanzig Jahre Danach. Kommemorativ-Abhandlung zur „Transformation der Demokratie", in: ders., Die Transformation der Demokratie und andere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg i. Br. 1990, S. 163–221, Zitat S. 215.

an die Vorsokratiker. Phänomene, auf deutsch: Erscheinungsweisen, werden möglichst genau wahr- und demgemäß ernstgenommen. Dann wird der Spaten in die Hand genommen. Hinter und unter den Ereignissen, dem, was der Fall ist (oder zu sein scheint), wird geschürft und gegraben. Je nach Spaten, Kraft und Zeit, einen Spatenstich oder mehrere Stiche tief. *Rerum cognoscere causas* lautet die lateinische Devise. Sie ist freilich zu simpel geraten. Als ließen sich „Ursachen" ohne weiteres erkennen. Als handelte es sich in der Regel um klar und eindeutig zusammenhängende Wirkkomplexe. Die Spatenführung ergibt sich aus der Doppelfrage, nach den Entstehungs- und nach den je nach sozialer Zeit und sozialem Ort wechselnden Funktionsbedingungen der beobachteten Phänomene. Beide Fragen sind immer miteinander zu verbinden. Ungleichheiten nimmt der sozialanarchisch auf gleiche Freiheitsräume der Personen gerichtete Blick zuerst wahr. Ungleichheiten geschlechtlicher, arbeitsteiliger, protoherrschaftlicher Art. Und die Umgangsformen, reproduktiven bzw. produktiven Gestaltungsarten der Ungleichheiten zwischen den Freiheitsräumen, den einzelnen und Gruppen zuhandenen Ressourcen. Aus welcher „Natur", welchem Umstand rühren diese Ungleichheiten und die Muster, damit gewöhnlich nach der „Matthäus-Devise" umzugehen? Wer da hat, dem wird gegeben, damit er die Fülle habe. Zu wessen Zwecken und Nutzen sind Ungleichheiten „gut"?

Einfache oder Kinderfragen dieser Art bilden, die Bildvermengung möge nachgesehen werden, den immer erneut treibenden Hefeteig auch noch der feinsinnigsten Analyse hochkomplexer, globaler, sachzwangsverborgener Herrschaft. Darum wird Herrschaft als solche der Sachzusammenhänge kaum noch erkannt. Subversion setzt voraus, daß man sich von Komplexitäten und ihren Verblendungen nicht seinerseits verblenden läßt. Dazu dürfen Komplexitäten nicht schrecklich verkürzt werden. Kinderfragen stellen, und nicht davon abzulassen, sie zu stellen, verlangt vielmehr das kindlichähnliche, wenngleich reflexiv zustande gekommene Vertrauen, sich in die Entstehungs- und Funktionsbedingungen der herrschaftlichen Proteuse und Chamäleons begeben zu können, ohne Angst, in deren Gedärmen zu ersticken oder wohlgefällig, als zusätzlich rationalisierende Herrschaftsnahrung aufgesogen zu werden.

O Politikwissenschaft. Entstanden ist sie viel später, als Alexis de Tocqueville in seiner berühmten Einleitung zu „Demokratie in Amerika" verlangt hat, eines der Grundbücher aller Politikwissenschaft. Es treibt an zu lernen. Staat, staatliches Regieren und Administrieren war Jahrhunderte lang gegeben. Sie waren dort, wo Politikwissenschaft angelsächsisch zuerst Ende des 19. Jahrhunderts aufkam, liberaldemokratisch verfaßt worden. Folgerichtig wurden sie zu Regierungs-, öffentlicher Administrations- und liberaldemokratischer Institutionenlehre. In Deutschland – mit seinen wenigen liberaldemokratischen Lichtflecken, die historisch über anders „gewachsene" Herrschaftsleiber hinweghuschten – wurde Politikwissenschaft als Fach importiert, anders als Soziologie in ihrer großartigsten Form als politische Soziologie des zerklüfteten Max Weber. Vor allem von der US-amerikanischen Besatzungsmacht im Rahmen ihres demokratischen Erziehungsprogramms inszeniert („reeducation"), kam Politikwissenschaft in die westdeutschen Gänge. Sie entstand als Einbildungslehre in Demokratie, von mir kurz „demokratische Einbildungslehre" genannt. Dies blieb sie bis zum heutigen Tage: prius, also zuerst (genetisch), und primär, also an erster Stelle (funktional). Die zuletzt

aufgestellte Behauptung gilt, obwohl sich das, was sich als Politikwissenschaft vor allem in den sechziger und siebziger Jahren ausbreitete und bis auf markante, z. T. wieder entstandene Lücken etablierte, nicht zur quantitativ, sondern qualitativ veränderte. Daß die Kennzeichnung als „demokratische Einbildungslehre" weiterhin vorrangig zutrifft – ich zitiere eine assistentielle Äußerung von mir selbst vor gut vierzig Jahren –, hängt mit den nicht in Frage gestellten Voraussetzungen und Verfahrensweisen zusammen, selbst wenn die Methoden noch so elaboriert und in ihrem jargonoresken Glanz streng geworden sind. Dort oft besonders, wo sie so geworden sind.

„Der Staat" ist als Prämisse abgetaucht. Er gilt wie eine zweite Natur selbstverständlich. Gleiches gilt seiner Herrschaft und seinem Monopol. Ebenso ergeht es der staatlichen „Normal"-Verfassungsform unserer globalisierten Tage, nämlich liberaler oder repräsentativer Demokratie. Mit diesen Voraussetzungen, die als solche nicht mehr in den Blick kommen, ist ein ganzer Schwanz weiterer Institutionen und ihrer Funktionen so gesetzt, daß allenfalls Binnengliederungen und Binnenwirkungen, ebenso erhebliche und unübersehbare Kontextänderungen à la Globalisierung untersucht werden. Politikwissenschaft fast aller Spielarten wird, wenn nicht zur Herrschaftswissenschaft, so doch bestenfalls zu einer Wissenschaft, genauer Technik, im Rahmen immer schon fraglos gegebener Herrschaft. Die Banalität von Herrschaft fungiert als Basis der Wissenschaft.

Zwei Politikwissenschaften also? Ein wirklichkeitsbewußtes und darob geradezu kategorisches Nein! Die Politikwissenschaft, auf deren bundesdeutsche Variante ich mich stellvertretend konzentriere, wäre nie zu einem Universitätsfach geworden, sie hätte sich nicht zeitweise expandierend, heute wenigstens aufhaltsam gehalten, wäre sie nicht primär als Einbildungslehre und Technikwissenschaft gernegroß geworden. Infolge günstiger Umstände, die auch in der früheren Universität als Einrichtung gegeben waren, die mit manchen Nischen, Winkeln und heterogenen Einsprengseln ausgestattet gewesen ist, keimten und wuchsen Disteln radikaler Herrschaftskritik. Der Distelwuchs hängt also nicht nur mit den bösen Radikalinskis, den „68ern", zusammen: den Kentauern, den Halbtierhalbmenschen, aus dem Untergrund. Der geistige Boden solcher Disteln ist eingangs gesichtet worden. Die konkrete Utopie anarchisch zielender, subversiver Politikwissenschaft als *die* wahre Wissenschaft trat der herrschaftstechnischen Variante entgegen, genauer, allzu friedsam und bescheiden neben sie.

Sosehr der Schreiber jedoch und sein Kollege und Freund, dem dieser Aufsatz gegenwartsbezogen nach-denkt, errötend der zuletzt genannten Politikwissenschaft folgen, sosehr sie diese für die einzig „wahre" erkennen und nur in ihrem Rahmen Lessings Dreiringparabel wissenschaftszählen wollen, so nüchtern muß ein kapitaler Widerspruch ausgehalten werden: daß die von mir, von uns (anderen) als richtig erkannte, a- und antidogmatische Politikwissenschaft, also reich an Varianten und Konflikten, nur als zeitweiliger Mitesser der „eigentlich" etablierten Politikwissenschaft ihr institutionelles Leben fristen konnte (und in raren Personen in Zukunft vielleicht kann). Darum prangt Caspar David Friedrichs romantisch wunderbares Gemälde „Gescheiterte Hoffnung" in der Überschrift: die sich blockierenden, in sich verkanteten Eisschollen. Die Politikwissenschaft, die sein müßte, kann (fast) nicht sein. Die aber, die ist, kann (fast) keine Wissenschaft in irgendeinem substantiell aufklärerischen Sinne des Worts sein. Der aufklärerische Sinn beginnt schon mit dem unvergeßlichen Sokrates und seiner subversiven

Dauerfrage: ti estin? Was ist es eigentlich, was du unter Politik verstehst oder was in der Polis unter Politik verstanden und betrieben wird?

Johannes Agnoli hat die Geschichte bundesdeutscher Politikwissenschaft Ende der achtziger Jahre in drei Phasen geteilt.[1] Diese sind trotz zeitlicher Akzente eher systematisch als historisch im Sinne aufeinander folgender Etappen zu verstehen.

Eine Bildungsphase im doppelten Sinne zum ersten. Die Politikwissenschaft bildete sich. Politische Bildung als Einübung in das, was Dolf Sternberger und Jürgen Habermas mit verschiedenen Akzenten „Verfassungspatriotismus" genannt haben, wurde zu ihrem losen, in seinen Grenzen aber eindeutigen Kanon. Diese erste Etappe dauert an. Im Zuge der leichten Umwälzungen durch die Studentenbewegung vor allem kommt die Phase der Kritik hinzu. Johannes Agnoli bringt sie zu sehr in die Nähe der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, also von Adorno und anderen. Die letztgenannte unterschätzte er, „praxislos", in ihrem radikalen Ansatz. Kritik in der zweiten Phase der Politikwissenschaft lebt(e) vom Vergleich, mit Schiller gesprochen, zwischen Ideal und Leben oder, politikwissenschaftlich verengt, vom Vergleich zwischen Verfassungsrecht und Verfassungswirklichkeit. Weil die Norm(en) der Verfassung des Grundgesetzes bzw. der repräsentativen Demokratie allgemein und vor allem ihre Interpretation sich verändern, insbesondere aber, weil sich die Praxis im Rahmen und als Übersetzung der Verfassung wandelt (politologisch seit den siebziger Jahren geliebtes Stichwort: Implementation), ist solcher Vergleich immer fruchtbar. Er stößt jedoch auf hochgezäunte Grenzen. Er bleibt Binnenkritik. Er unterstellt die verfassungsgesatzten Normen und ihr Normengefüge als gültig. Die Waffe der Kritik wird nicht zur Kritik der Waffen. Daraus erwächst eine geradezu fundamentale Politikwissenschaft des normativ gültigen Als-ob und der damit verbundenen Annahme „eigentlicher", in der Verfassungsnorm angelegter Wirklichkeit. Als ob die Verfassung liberaler Demokratie, ihre Gewaltenteilung, ihr Mehrparteiensystem, ihre Wahlen, ihre Annahme maßgeblicher Bedeutung der Legislative als Normierungs-, Kontroll- und demokratisches Vergegenwärtigungsorgan, ihre Unterstellung verantwortlicher, in jedem Fall verantwortungs- und also auch macht-, nämlich gestaltungsfähiger Exekutive, ihr rechtstaatliches Pathos und viele anderen Annahmen mehr, „an sich" stimmig seien. Als ob sie allenfalls ab und an korrektur- und ergänzungsbedürftig seien. Als ob es genüge, darauf zu achten, daß sich die „Realverfassung" nicht zu stark von der Verfassungsbundeslade entferne oder sie bis zur Unkenntlichkeit verwässere, gar umfunktioniere.

Darum geht Johannes Agnoli einen entscheidenden Schritt weiter. Kritik der Politik heißt: Auch verfassungsnormativ wird Strammstehen wie aller Gehorsam verworfen. Selbstdenken, nicht romantisch zu glotzen, ist erwünscht. Die subversive Frage hält bei hehren Zielen und den verlängernd beigegebenen Formen ihrer Übersetzung nicht ein.

1 Ders., Von der kritischen Politologie zur Kritik der Politik, in: Was heißt und zu welchem Ende betreiben wir Politikwissenschaft? Kritik und Selbstkritik aus dem Otto-Suhr-Institut. Hrsg. von Ulrich Albrecht, Elmar Altvater und Ekkehart Krippendorff, Opladen 1989, S. 13–24; abgedruckt auch in: Johannes Agnoli, Die Transformation der Demokratie und andere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg i. Br. 1990, S. 11–20, und ders., Die Transformation der Demokratie und verwandte Schriften. Hrsg. von Barbara Görres Agnoli, Hamburg 2004, S. 193–202.

Art. 5 Abs. 3 Grundgesetz gilt also nur deshalb und insoweit, als triftig behauptet und belegt werden kann, die Treue zur Verfassung repräsentativer Demokratie erwachse gerade aus ihrer Infragestellung um materieller und materialisierbarer Menschenrechte in dürren Zeiten willen. Und die Wüste wächst. Auch die Verfassung repräsentativer Demokratie wird also in die Luft gestellt. Sie wird kritisch panoptisch beäugt. Welchen Interessen sie sich verdankt; wo und wie sich dieselben äußern; welchen Herrschaftsgehalt sie besitzt und nicht zur mitbestimmenden Disposition stellt; wie es vor allem um die materiellen Fundamente ihrer angenommenen politischen Gleichheit und Freiheit steht; wie sie mit den nichtkontraktuellen Bedingungen des Verfassungskontrakts, wie sie vor allem mit den ökonomischen Formen der (Re-)Produktion umgeht und den in ihnen am meisten zum Ausdruck kommenden sozialen Ungleichheiten. Fragen über Fragen. Noch die Fragen selbst werden wühlmäusisch angefressen. So lange und immer erneut werden sie benagt, bis alle substantiell vorausgesetzten oder zweitnatürlich nachgesetzten herrschaftlichen Selbstverständlichkeiten aufgezehrt sind.

Es ist jedoch dafür gesorgt, daß dem politikwissenschaftlichen Weg ins Freie Grenzen gesetzt sind. Was viel umfassender und ungleich schmerzlicher, freilich seinerseits in eigenartig befreiender Weise für alle Emanzipationsbewegungen gilt, die der bürgerlichen, dann der arbeiterbewegenden, der antisklavenhalterischen und antikolonialistischen, der frauenbewegenden und anderen Emanzipationsschüben, ohne die wir uns alle nicht denken könnten, wo immer wir ansonsten politisch stehen, gilt auch für das politikwissenschaftliche Nebenrinnsal. Die Ziele der Emanzipation können jeweils wohl begründet werden. Begründbar ist auch, warum der „dritte Stand", das Bürgertum, arbeiterbewegt über sich hinausgetrieben werden mußte; warum die Arbeiterbewegung frauenbewegt quantitativ und qualitativ zu weiten war und jenseits europäisch-angelsächsischer Imperialismen plural andere Gesellungsformen ihre Ansprüche, ihr autonom-autarkes (Über-)Lebensrecht anmeldeten. Entgegen allen „Orientalismen".[2] Und diese Ziele gewinnen je und je in historischer Situation materielle Gewalt. Sie prägen Wirklichkeit. Sie schaffen (neue) Wirklichkeit. Alle Emanzipationsbewegungen – pathetisch gesprochen von allem menschlichen Anfang an, in der Moderne mit besonderem Nachdruck, so daß sie sich auch ihnen verdankt – haben jedoch Herrschaft nicht aufgehoben. Sie haben sie zu neuen Formen getrieben. Darum wird einem, grauhaarig geworden, nicht selten bedrückend paretohaft zumute.[3] Vor allem: es gibt keine angebbare, allenfalls glaubbare, materielle Entwicklung, die evolutionär den Knoten der Emanzipation so weit schürzt, daß er, von Emanzipationsbewegungen befördert, befreiend platzen müßte. Das bringt herrschaftssensible Kritik der Politik in mehrfache Schwierigkeiten. Nicht allein fristet sie positions-, forschungs- und lehrfaktisch ein Randdasein. Sie vermag weder analytisch noch in Richtung konkret utopischer Phantasie zu leisten, was sie von sich selbst verlangen müßte, von ihren sie übersteigenden Aufgaben zu schweigen, um deretwillen sie allein *ist*. Trotzdem – Humor ist nötig, aber unzureichend.

2 Vgl. Edward Said, Orientalism, New York 1979; vgl. Auch Stanley Diamond, In Search of the Primitive. A Critique of Cililization, New Brunswick, New Jersey, 1974.

3 Vilfredo Pareto, ein gescheiter, spät dem Faschismus zuneigender Soziologe in einem weiten Sinne, las Geschichte als unendliche Geschichte sich abwechselnder Eliten. Das Substrat der Beherrschten blieb im mäßigen Wandel seiner sozialen Kompositionen.

Vielmehr schlägt ihre zu Recht vor allem materiell ansetzende Kritik ein Stück weit auf sie selbst zurück. Ihre Kritik, daß den gewöhnlichen Demokratiebehauptungen, vom menschenrechtlichen Universalgeschwätz ganz zu schweigen, die nötigen materiellen Bedingungen der Gleichheit, der Teilnahme usw. gebrächen, wird dadurch nicht krallenstumpf. Sie droht jedoch im besten und zugleich immer problematischen Sinne abstrakt moralisch zu werden. Von mehr oder minder aufgedeckter, paradox utopischer Basis und Orientierung herrschaftsfreier Vergesellschaftung werden erhabene Herrschaftsbestände aller Art und ihre humanen Kosten skandalisiert. Sie werden auf ihre mehr oder minder „ontologischen" Bedingungen durchleuchtet. Dafür, daß herrschaftsärmere Zustände zukunftsfroh heraufdämmern, gibt es keine Anzeichen. Allerdings kann wohl begründet werden, daß Gleichheit und Freiheit nur als Tandem menschengemäßes Radeln erlauben. Mehr noch: Sosehr wahre Politik quer durch die Moderne antiutopisch utopisch blieb, eine Assoziation gleicher und freier Menschen, die ihre Kommune, von friedlich ausgetragenen Konflikten vermittelt, verantwortlich handelnd gestalten, so wenig hat es eine Herrschaft gegeben, die nicht dauernd alle ihre repressiven Mittel und Mittel symbolischer Identifikation und Akklamation eingesetzt hätte, um prekär, kriegerisch nach innen und außen, zeitweise bestehen zu können. Von den Kosten wohl zu reden: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört." Das Oxymoron „antiutopisch utopisch" habe ich am Eingang des letzten Satzes benutzt, damit Vorstellungen modern nötiger und möglicher Formen „regulierter Anarchie" (Christian Sigrist) nicht in den Topf spezifisch moderner Utopien geworfen werden. Moderne Utopien zeichneten sich bis hin zur schreckensbleichen Praxis sowjetisch-stalinistischen und nationalsozialistischen Terrors dadurch aus, daß sie Menschen als Planzellen, und sei es bluboartig,[4] konstruierten und perfekte Kunstgesellschaften als kafkaeske Planbürokratien entwarfen. Darum kommt gegenwärtige Kritik an Utopien am herrschaftsdumm ausgerufenen „Ende der Geschichte" allzu wohlfeil weg. Sie kann Vorstellungs- und Phantasiemangel geradezu „humanistisch" verkaufen. Hierbei bemerken ihre Vertreterinnen und Vertreter nicht, daß sie im Dienste der gegenwärtig global praktizierten Realisierung einer hochabstrakten Utopie mit höchst konkreten Folgen tätig sind: der kapitalistischen.

In der Zeiten ungeheurem Bruch werden alle Wonnen der Gewöhnlichkeit wenigstens fadenscheinig. Nimmt man das, was das „kurze 20. Jahrhundert" unter anderem kriegerisch, kapitalistisch, kommunistisch und nationalsozialistisch-faschistisch auszeichnete, einigermaßen unverkürzt und gleichzeitig wahr, fügt man die Gründe hinzu, die das frühe Ende dieses so von Eric Hobsbawm bezeichneten Jahrhunderts bewirkt haben, das Ende des Sowjetimperiums, die neue Qualitätsstufe expansiven Kapitalismus und das, was man „introverierten Imperialismus" nennen kann,[5] dann führt nötige Ernüchterung geradezu selbstverständlich zur Kritik der Politik. Zu dieser Kritik gehört die

4 „Blubo" – Kürzel für das braune Gemisch: „Blut und Boden".

5 Wolf-Dieter Narr, Introvertierte Imperialismen und ein angstgeplagter Hegemon. Für eine utopische Transzendenz der Globalisierungskritik, in: *Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Jg. 33 (2003), H. 133, S. 575–598.

Kritik des Staates als *der* politischen Produktionsform der europäisch-angelsächsisch vorrangig definierten Moderne. Zu dieser Kritik gesellt sich die Kritik repräsentativer Demokratie als dem demokratischen Als-ob unserer Zeit. Diese Kritik wird zusätzlich motiviert vom Schrecken der Leere einigermaßen funktionstüchtiger politischer Institutionen in weitem Sinne. Weltweit und lokalnah ist das schon eingeschränkte Versprechen des modernen, liberalen Verfassungsstaats um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert verblichen: verantwortliche Politik oder auch „nur" verantwortliches Regieren. Ein „Ruhe in Frieden!" kann der dadurch erzeugten Katastrophen halber nicht gelten.

Als die Politikwissenschaft in der Bundesrepublik jung an Jahren war, stand frühreif und prätentiös politische Beratung im Sinne der Beratung professioneller (staatlicher) Politik auf ihrem Programm. Selbst Fürstenspiegel früherer, feudal absolutistischer Jahrhunderte wurden erinnert. Politische Beratung ist nach wie vor das reputations- und zuweilen goldkörnerreiche Alpha und Omega gegenwärtiger Vertreterinnen und vor allem Vertreter der Normalwissenschaft, wenngleich sich Modi und Inhalte der Beratung verändert haben. Die amerikanischen Vorbilder, die Politikwissenschaftler der Eliteuniversitäten, ihre Publikationen und ihre Lehre, könnten nicht verstanden werden, wüßte man nicht, daß sie ihre verlangenden, anpassungsgeneigten Blicke auf die wechselnden Administrationen in Washington, D.C., an erster Stelle richten. Fast so, als handele es sich noch um eine neuathenische Polis. Fast so, als könne, ja müsse man als Bürgerin und Bürger ihren bzw. seinen Obulus für das Allgemeine zahlen. Als Zoon politikon im besten Sinne. Darum auch die Identifikation mit den wechselnden Administrationen und dem Nationalstaat USA oder BRD bis in die Sprache hinein und den Gebrauch der ersten Person Pluralis, wenn titelumringte Hochschulleute von der Politik „ihrer" Länder sprechen.

Theodore Lowi, einst Präsident der American Association of Political Science, warnte vor Jahrzehnten vergeblich. Er wies die Politikwissenschaftler und Politikwissenschaftlerinnen auf ihren eigenen, unzureichend erfüllten Forschungs-, Analyse- und Lehrbedarf hin: The patient [Political Science] needs all the blood, he or she can get. Ich übersetze Lowi in meinem Sinne: Wollen die Politikwissenschaftler mehr als Legitimateure dessen sein, was ohnehin geschieht, wollen umgekehrt die Berufspolitiker und ihre Institutionen anderen als bestätigenden, allenfalls technisch, vor allem qua Umfrageforschung angereicherten Rat, versehen mit dem Auranebel „Wissenschaft", dann sind beide gehalten, kräftige Schritte in Richtung Kritik der Politik zu tun. Und sei es nur im Möglichkeits- und Vorstellungsraum. Dies Erfordernis gilt sogar, wenn professionelle Politikwissenschaftler und Politiker beiderlei Geschlechts am Ende, der Kritik der Politik entgegen, nur herrschaftsfördernde, instrumentell rationale Konsequenzen zögen. Nur eine illustrierende Sequenz ist an dieser Stelle möglich.

Politikwissenschaftliche Leerstelle: repräsentative Demokratie

Das ist ein Paradoxon. Bildet nicht repräsentative Demokratie das Zentrum, um das die Politikwissenschaft kreist? Sie tut es. Das Zentrum aber ist lehrvoll leer. Zuckerwattige Bäuschchen liegen in ihm herum. Sie sind allenfalls schwierig, weil klebrig, zu

entsorgen. Oder anders gewandt: Fast alle Theoretiker der Demokratie unterstellen wie die Praktiker, die sich nur ihrem Konzept gemäß verhalten, daß sie mit Hilfe des Konzepts liberale Demokratie wenn schon nicht Realität abbilden, so solche doch im Kern begreifen und ihr gemäß urteilen könnten. „Realistische" Theorie der Demokratie wurde sie deswegen genannt. Von der irreal-illusionären, Jean Jacques Rousseau vor allem zugeordneten direkten Demokratie hob man sich wirklichkeitsnah ab. Genau das aber ist der Hauptvorwurf an die „realistische Theorie der Demokratie" und ihre weithin „demokratisch" herrschenden Anhänger. Daß sie aus krummbeinig kurzen, freilich um so länger abgehoben geltenden Normen bestehe.

Ich beschränke mich auf sechs knapp vorgetragene Einwände. Sie belegen die Behauptung der Leerstelle. Sie zeigen darüber hinaus, wie demokratisch kontraproduktiv es ist, mit dem Konzept repräsentativer Demokratie als politischem Orientierungsmuster das Ende politischer Institutionengeschichte einzuläuten, dem vorweggenommenen und nachgeplapperten Francis Fukujama gemäß.

1. *Zur Staatsprämisse: Repräsentative Demokratie wird vom staatlichen Gewaltmonopol ausgehebelt.*

Die Staatsprämisse liberaler Demokratie gilt in der Moderne unbefragt. Damit ist das staatliche Gewaltmonopol und sein Anspruch allgemeiner Legitimation immer schon gegeben. Das aber heißt, zuerst die Militär-, hinzukommend die Polizei- und die Staatssicherheitsprämisse ist der Grund, auf dem sich das fragile Gebilde liberaler Demokratie erhebt. Im Zuge der Verfassungsgeschichte des modernen Staates wurden zwar das Gewaltmonopol und sein souveräner Gebrauch als Kernzeichen der Souveränität zugleich konstitutionalisiert. Sprich: Die Gewaltenteilung wurde ihm netzgleich übergeworfen. Die Legislative wurde in Normierung und Kontrolle, die Judikative bei strittiger Überprüfung und zur Kontrollergänzung zuständig. Das gewaltenteilende Netz hat aber den Block oder die Blöcke des Gewaltmonopols nie aufgehoben. Es hat die im Gewaltmonopol sitzende Staatsräson nie im Kern beseitigt. Im Gegenteil: In der Rechtsdurchsetzung, der anderen Seite der Rechtssetzung, blieb das exekutivisch bestimmte Monopol in seiner Gewalt überall unmittelbar präsent. Bis hin in die feinsten und freiesten Ziselierungen der Gesetzgebung. Diese Feststellungen gelten im Resultat auch dort, wo historisch die alte Bemerkung zutrifft: „Amerika, du hast es besser!" Je dichter die Durchstaatung wird und je mehr der einzelne Staat international ausgreift und verflochten agiert, desto mehr verschiebt sich das immer schon schiefe Gleichgewicht der drei staatsverfassungsinternen Gewalten. Die immer gegebene, jedoch neuerdings „postdemokratisch" zunehmende geheimhalterische Nachtseite des Gewaltmonopols und seiner Organisationen lassen die institutionell verfahrensförmig immer untererährte Kontrolle der Monopolinstitutionen und ihrer Funktionen zum Legitimationswitz werden. Daß dieser noch nicht abgenützt ist, belegt allenfalls die erhebliche, symbolisch verblendende Kraft bürgerlich nie durchschauter Vorgänge. Immer galt staatsmonopolistisch verborgen oder offen die im preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794 normierte Generalklausel. Wenn *der* Staat „in Gefahr" gerät, in Notstandszeiten

schlägt die Stunde der Exekutive. So formulierte es 1960 trefflich Bundesinnenminister Gerhard Schröder am Beginn einer auch auf der mehrgipfligen Linken reichlich augenmaßlosen Notstandsgesetzkampagne (bis Juni 1968). Diesen Stundenschlag mit dem Schwengel des Gewaltmonopols können auch unbedarfte Verrechtlichungen à la Notstandsgesetze und Notstandsverfassung allenfalls legitimatorisch dämpfen. In Zeiten international, also zwischen den Staaten und ihren Exekutiven, vergemeinschafteter Kriege à la Krieg gegen Drogen, gegen Terrorismus oder auch im Namen der Menschenrechte und ähnliches mehr, wird der sicherheitspolitische Ausnahmezustand vollends zur Nahezu-Dauererscheinung. Angesichts der neuerlich nicht zufällig wieder wachsenden Verwischung und Vermischung von formell getrennter Innen- und Außen-, von Militär- und Polizeipolitik tragen Verrechtlichungen und andere Vorkehrungen, die anscheinshaft Verantwortung und Kontrolle ermöglichen, tatsächlich dazu bei, die Normalität der Ausnahme, genauer die Aufhebung der Normalität durch die Ausnahme im Sinne der Normierung als Normalisierung der Ausnahme zu vertuschen.[6] Carl-Schmitt-Assoziationen führen allerdings eher in die altautoritäre Irre. Carlschmittisch trat *der* Staat als eine Einheit auf. Er wurde mit fünf großen Buchstaben geschrieben. Als „General Dr. von Staat", so ironisch deftig einst Thomas Mann, war er abstrakter Gegenstand konkreter Identifikation.[7]

2. *Zur (National-)Staatsprämisse der Menschenrechte: Sie hebt die Menschenrechte auf. Flüchtlinge, Menschen ohne Papiere, Displaced persons werden erst staatlich existentiell enteignet.*

Staaten kommen als Territorialstaaten zustande. Sie grenzen ein Land aus einem Komplex von Ländern aus, indem sie es spezifisch eingrenzen. Grenzen sind das erste und letzte Konstitutivum. Nationalstaaten totalisieren die politische Schließung. Sie erst schaffen den *Staats*bürger, wie es allein in kennzeichnender Weise im Deutschen, jedoch verallgemeinerbar heißt. Bürgerinnen und Bürger sind staatsidentifiziert. Ihrerseits sollen sie sich mit dem Staat als ihrem groß geschriebenen Selbst identifizieren – das macht die (erfundene) Nation aus. Ob sie wollen oder nicht. Auch dort, wo die Differenzierung in allgemeine Menschenrechte und in staatsbürgerliche Grundrechte keine solche Rolle spielt, wie dies nach entsprechendem historischen Vorlauf für die BRD und ihren Grundrechtskatalog gilt – die allgemeinen Menschenrechte werden durch Art. 1 Abs. 3 Grundgesetz nur als gleichermaßen gültig apostrophiert –, auch dort werden die allgemeinen Menschenrechte in dreierlei Weise kategorisch eingeschränkt. Sie werden dennoch oder gerade deswegen heute mehr denn je als globales Wertetransparent herumgetragen.

6 Vgl. neuerdings: Giorgio Agamben, Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt a. M. 2002.

7 Siehe begrenzt auf die Polizei in einer erheblich weiter gediehenen Entwicklungsphase Heiner Busch, Albrecht Funk, Udo Kauß, Wolf-Dieter Narr und Falco Werkentin, Die Polizei der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a. M. 1985, und bis zur Gegenwart die dreimal im Jahr erscheinenden Hefte „Bürgerrechte und Polizei".

Zum ersten: An die „Flüchtlingsgespräche" (Bert Brecht) angelehnt, läßt sich formulieren: Geboren wird man zuerst als Amerikanerin, Franzose, Deutsche, Albanier; erst in zweiter Linie kommt man als „Mensch" auf die Welt. Sprich: Nicht die genetisch-evolutionäre Tatsache, als Angehöriger der Spezies Homo sapiens das Licht der Welt erblickt zu haben, gibt den Hauptausschlag. Diese wird vielmehr politisch-institutionell geübt. Die nationalstaatliche Weltaufteilung teilt die physischen Ins-Leben-Geworfenheiten, adelt sie und eignet sie an. Die Grundtatsache dessen, was seit Foucaults Zeiten Biopolitik genannt wird. All das, was die kruden Existenzen an Möglichkeiten und vor allem an Rechten repressiv und produktiv erfahren, ist von den nationalstaatlichen Gegebenheiten abhängig. Diese Beobachtung gilt auch dort, wo es Nationalstaaten der europäisch-angelsächsischen Definition und ihrer Macht nicht gibt. In diesem Sinne ist die nationalstaatliche Herrschaft die erste soziale Tatsache als eine politisch existentielle diesseits der abstrakten, körperlosen Menschenrechte. Erst dem Wesen im nationalstaatlich gewebten Rechtskokon stehen umständegemäß sogenannte allgemeine Menschenrechte appellativ zu Gebote. Sie sind auch im Kontext liberaldemokratisch verfaßter Staaten immer nur soweit wirklich, als sie staatlich wirksam gemacht oder als wirksam anerkannt werden.

Zum zweiten: Nationalstaaten heben also die Menschenrechte im schwäbisch-hegelschen Wortsinne auf. Sie beseitigen sie. Sie bewahren und verwirklichen sie, soweit es ihren Interessen und Normen dient. Der Allgemeinheitsanspruch wird also nicht von den spezifischen Bedürfnissen einzelner Menschen bestimmt – das entspräche, recht verstanden, dem allgemeinen menschenrechtlichen Anspruch: nämlich der globalen Allgemeinheit der besonderen Ansprüche von gegenwärtig ca. sechs Milliarden Menschen. Der Allgemeinheitsanspruch wird vielmehr nationalstaatsherrschaftlich besondert. Der historischen Entwicklung und der Gegenwart des Nationalstaats gemäß unter globalen konkurrenzkapitalistischen Bedingungen findet in Sachen Menschenrechte eine dreifache Exklusion statt. Ihr entsprechen exklusionsdialektisch Inklusionen.

(a) Selbst dort, wo zeitweilig „soziale Bürgerrechte", sogar „soziale Menschenrechte" hinzukamen,[8] bleibt die liberal-individualistische, auf Abwehr staatlicher Eingriffe ausgerichtete Konzeption der Menschenrechte erhalten. „Menschenrechte" wirken wie normativer Streusel auf einem gesellschaftlich anders gebackenen Kuchen. Die klassengesellschaftlichen Formen und (Re-)Produktionsverhältnisse bleiben nicht menschenrechtsgefaßt. Das war der triftige Hebelpunkt der Marxschen Kritik. Innerhalb der Nationalstaaten gleichen die Menschenrechte, soweit sie realisiert werden, bestenfalls einer sehr divers süßen und cremigen Schichttorte. (b) Selbstredend gilt durchgehend der staatliche Vorbehalt (siehe oben zum Gewaltmonopol). Das war schon vor dem 11. 9. der Fall. Was vollends danach im „antiterroristischen Krieg" sicherheitspolitisch staatsinnen wie staatsaußen auf dem Hochaltar der Sicherheit geopfert wird, spottet menschenrechtlich jeder Beschreibung. Indem zugleich Staatssicherheit samt ihren neoliberal geadelten Klasseninteressen mit Bürgersicherheit zwangsidentifiziert und durch symbolisches Angstmanagement legitimiert wird. Diese Feststellung gilt nicht nur für

8 Vgl. Thomas H. Marshall, Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaats, Frankfurt a. M. 1992; siehe die UNO-Erklärung von 1966.

die USA. Der Schutz der Menschenrechte ist bestenfalls der legitimierende Grund, sie zu durchbrechen, zu biegen und umzufunktionieren. Das war im Zusammenhang von „Staatskunst und Kriegshandwerk" freilich von allem Nationalstaatsanfang der Fall. (c) Im Zeitalter dessen, was man Outsourcing nennt, was als Ausverlagerung von Betrieben und Arbeit aus Ländern der Metropolen in lohnwohlfeilere Länder seit Jahrzehnten in steigendem Maße der Fall ist, kann auch ein Ausverlagern von Menschenrechten, genauer Menschenrechtsverletzungen nicht ausbleiben. „Outsourcing Torture" hat jüngst Jane Mayer im „New Yorker" eine zu kolonialistischen Zeiten nicht unübliche Praxis der zivilisierten Europäer mit angloamerikanischem Annex beschrieben.[9] Lagerbildungen für Asylsuchende und Flüchtlinge, möglichst nicht nur innerhalb Europas, wie der BRD, sondern vorgeschoben beispielsweise in Nordafrika, demonstrieren einen ähnlichen praktischen Menschenrechtsverstand. Eine andere Ausverlagerung, in Form gut und besser geschützter Grenzen und auflagegewichtiger Visa, war freilich nationalstaatlich von fast allem Anfang an üblich. Auch sie nimmt zu. Dieser Manövrierfähigkeit des Staates und seiner Sicherheit(en) widerspricht vorzeitigen Todesanzeigen der nationalstaatlichen Figur der Geschichte. Das ist es, was Ziffel und Kalle in den Flüchtlingsgesprächen vor allem umtreibt. Daß man ohne Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat selbst die krude Existenz kaum behaupten kann. Als Displaced person, als Person ohne nationalstaatliche Eigenschaften, gleicht man einem irrenden Niemand. Viele Fliehenden finden keine Zuflucht. So sie nicht stranden, ertrinken oder anders umkommen, werden sie in Lager geschafft und vom Elend, gekoppelt als Lagerelend, so nicht hingerafft, so doch traumatisiert. Die Motive, daß Menschen sich auf die Flucht begeben, sind häufig schwer genau zu sortieren. Ziemlich gewiß ist nur, wie sie meist menschenrechtlich seriöse Motive haben, wenngleich nicht durchgehend im engen Sinne politische. Die meisten Nationalstaaten aber, vor allem diejenigen, die ihren zivilisatorischen Vorsprung am nachdrücklichsten behaupten und ihn in der Regel ökonomisch besitzen, versuchen mit ausgreifenden, landeinwärts tief eindringenden Sicherheitsvorkehrungen alle Migration in so engen Grenzen zu halten, wie sie allein ökonomischen Interessen frommt.[10] Die EU, kein Nationalstaat, sondern vorrangig ein Block von Nationalstaaten expansiver Wirtschaftsinteressen, verhält sich dieser ökonomisch primär motivierten, eng mit populistisch ausgebeuteten und erneuerten Vorurteilen gekoppelten, neueren (Er-)Findung des Nationalstaates konform und verstärkt sie.

Der menschenrechtliche Universalanspruch müßte seinen Propagandisten, darunter auch den Politikwissenschaftlern, geradezu im Halse steckenbleiben. Überall eckt er an und erleidet Schiffbruch. Daß es sogar Philosophen (à la Habermas 1999)[11] und Sozialwissenschaftler unter ihren Fittichen gibt, die Kriege, als „humanitäre Interventionen" süßgekapselt, menschenrechtlich promovieren, belegt nur, daß keine Norm dieser Welt vor ihrer Perversion bewahrt werden kann. Als *norma normans* wäre der menschenrechtliche Anspruch nur dann aufrechtzuerhalten, wenn er zum einen besser begründet

9 Jane Mayer, Outsourcing Torture. The social history of American's "extraordinary condition" program, in: *The New Yorker,* February 14–21, 2005, S. 106–123.

10 Vgl. das neue bundesdeutsche Zuwanderungsgesetz aus dem Jahr 2004.

11 Jürgen Habermas,Bestialität und Humanität. Ein Krieg an der Grenze zwischen Recht und Moral, in: *Die Zeit,* Nr. 18 v. 29. April 1999.

und übersetzt würde – davon konnte ich hier nicht handeln – und wenn er zum anderen zum Hebel und Maß der Kritik gerichtet würde. Der Kritik der Politik nämlich.

3. *Die mißachtete Banalität der Größe. Ihre tödlichen Folgen für die repräsentative Demokratie.*

Alle Menschen wissen davon oder begreifen sofort, was gemeint ist. Und doch wird dieser banale, sprich alltägliche Umstand, daß Größenordnungen für soziales Verhalten und seine Formen eine ausschlaggebende Bedeutung haben, in Sachen politische Institutionen nahezu durchgehend, banalisiert, sprich als bedeutungslose Binsenwahrheit gehandelt.

So jedenfalls in der Politikwissenschaft und der von ihr mitvertretenen und mitlegitimierten Lehre von der repräsentativen Demokratie. Der „Realismus" ihrer Vertreter gegenüber direktdemokratischen Wünschelrutengängern berief sich nicht zuletzt auf den Umstand der Größe. Im Unterschied zu allen direktdemokratischen Möglichkeiten, die von den drei klassischen dramatischen Einheiten begrenzt sind: des Orts, der Zeit und der unvermeidlich kleinen, allenfalls mehrere tausend umfassenden Zahl der Personen – so auf der Agora im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechung zu Athen –, ein Umstand, den auch Jean Jaques Rousseau einräumte, könnten Formen repräsentativer Demokratie großflächige Räume mit mehr Personen und auseinandergezogenen Beratungs- und Entscheidungszeiten demokratiegemäß überbrücken. So weit, so gut. Quantitativ und qualitativ gespitzte Fragen drängen sich dennoch. Ist die Vergegenwärtigung von Demokratie unabhängig von Größenordnungen? Welche Bedeutung besitzen verschiedene Größenordnungen und ihre möglicherweise qualitativen Folgen für die Repräsentierten auf der einen Seite, also die wählende Bevölkerung und die Repräsentierenden auf der anderen Seite? Der Umfang spielt nicht nur hier eine Rolle. Er erstreckt sich auf die Fülle der politischen Aufgaben, die Art und Weise ihrer Umsetzung und ihrer Kontrolle.

Nimmt man den heutigen Zustand in den Blick und verzichtet auf die lehr- und kurvenreiche Entwicklung liberaler Demokratie seit dem 17. Jahrhundert zuerst in England, dann fallen folgende Beobachtungen wie überreife Pflaumen vom Baum. Sie werden längst von Bienen, Wespen und anderen feinfühlig saugenden Tierchen rüsselleicht bis zum Kern aufgezehrt.

Millionen und Abermillionen von Wählerinnen und Wählern können keinen Kontakt mehr zu „ihrer" Repräsentantin haben. Sie bleibt ihnen weithin fern. Sie ist von ihnen in ihrem politischen Tun nicht zu fassen. Noch mehr gilt diese Beobachtung für das Landes- und das Bundesparlament insgesamt. Sie bleiben abstrakt. Die Riesenkluft kann nur durch Apathie, Vorurteile oder projektive Identifikationen ausgefüllt werden.

Die Repräsentanten können diejenigen, die sie gewählt haben, nicht in Berlin oder in anderen Kapitalen vertreten. Es sind derjenigen zu viele, die sie gewählt haben. Sie sind außerdem sozial viel zu heterogen (das war am Beginn liberaler, wahrhaft [klassen-] bürgerlicher Demokratie ganz anders). Man denke an Edmund Burke und seine Rede an die Wähler von Bristol. Der Spagat zwischen viel zu großem Wahlkreis, Parlament,

Plenum, Fraktion und Ausschuß müßte die Abgeordneten zerreißen oder lähmen. „Natur" und politisch psychologische Gegebenheit „kognitiver Dissonanz" (Leon Festinger) sorgen indes dafür, daß nur gelegentliches Bauchweh und Streßgefühle bleiben. Kognitiver Dissonanz entsprechend – Freud spricht von „Rationalisierung" –, passen alle Menschen die Wirklichkeit, der sie ausgesetzt sind, in der sie agieren, bis zu einem gewissen Grade ihrem Selbstbild an. In ihm bleibt Nietzsche zufolge „unser" Stolz vor anderen Einsichten Sieger. Den Ausschlag zwischen (Selbst-)Täuschung und der Fähigkeit zur redlichen (Selbst-)Erkenntnis geben graduelle Unterschiede. Im liberal-demokratischen Politikbetrieb ist kognitive Dissonanz zur tragenden Säule geworden. Besieht man sich die Fülle der Aufgaben, ich unterstelle einmal, alle Abgeordneten wollten alle Gesetze wenigstens genau lesen, denen sie zu- oder entgegenstimmen, dann erkennt man die systematische Überforderung jedes Mitglieds der Legislative, gerade wenn dasselbe hochintelligent, charaktervoll und bienenfleißig ist (allein im Kontext der Hartzgesetze I–IV samt Entwürfen waren das einige tausend Gesetzesseiten. Diese konnten ihrerseits nur verstanden werden, wenn man den sozialpolitischen Kontext, die arbeitsmarktpolitischen Zustände und ihre Dynamik, die Funktionsweise der Arbeitsämter, ihre Leistungen und ihre Mängel usw. usf. einigermaßen kannte).

Das, was für die Repräsentierenden im einzelnen gilt, gilt für das Parlament insgesamt in seinen Fraktionen. Zwar sind in der fast einzigen erheblichen sozialen Neuerung seit den ersten Theorie- und Praxiskonturen liberaler Demokratie Ende des 19. Jahrhunderts Parteien als „Transmissionsriemen" zwischen Bevölkerung und zentralisierter staatlicher Politik „erfunden" worden. Das war eine der raren, kaum zu überschätzenden institutionellen Innovationen. Die Parteien, Auswahl- und politische Heimatorganisation der Abgeordneten in eins, haben sich als Massenparteien unter Handlungs- und dem wachsenden Aufgabendruck allerdings ihrerseits bald professionalisiert, bürokratisiert und in Richtung der staatlichen „Machtzentren" abgehoben. Betrachtet man zusätzlich das Verhältnis der Legislative zur Exekutive, dann wirkt es wie ein Witz, der durch die Fallhöhe zustande kommt, daß die Väter der US-Verfassung vor gut 200 Jahren annehmen konnten, die Legislative könne im Vergleich zur Exekutive zu stark werden. Allein die in den Bürokratien und ihrem engen Kontakt zu den dominanten Interessengruppen versammelte Macht (Max Weber nennt sie „Herrschaft kraft Wissen", die seinerseits ein Syndrom von Fähigkeiten darstellt) und der niemandem verantwortlich überschaubare Horizont heutiger Politik, in der sozusagen keine Erdkrümmung mehr Grenzen gibt, lassen erkennen, daß trotz beträchtlich versammelter Kompetenzen die Legislative systematisch überfordert ist. In ihrem Verhältnis zur Exekutive hat sie bestenfalls insgesamt wie in den einzelnen Fraktionen die Chance des Hasen. Was Wunder, daß sich diese Hasen um den Herrenhund, zuweilen auch eine Frauenherrhündin versammeln. Sonst wären nicht nur die Igel überall schon da. Sonst würden sie auch noch von den Hunden gehetzt.

Ja, das Bundeskanzleramt, der Solitär, thront wie ein modisch gekleideter Riese, betrachtet man ihn aus der rollenden S-Bahn, bevor der neue Hauptbahnhof, Lehrter Straße, den imposanten Gebäudestrich aus Kanzerlamt und Parlamentsbauten zeitweise schließt. Dahinter erhebt sich wie die steinerne Quadratur des Parlamentarismus der wilheminische, neuberlinerisch glasstrahlgekrönte Reichstagsblock. Hier, im Solitär,

sitzt Macht. Denkt man. Hier, in einem Bau, da mühelos Hunderte bedeutsam sitzen, reden, entscheiden und ausführen können, wird sie geübt: Herrschaftssitz. Kann aber die Person, die darin als individualisierte „Chefsache" sitzt und geht, wenn sie nicht häufig aushäusig zu tun hat, Macht ausüben im Sinne von Hannah Arendts kundiger wörtlicher Interpretation. Kann sie machen; kann sie gestalten? Und kann sie dies tun, was heute dazu erforderlich ist, indem sie genau weiß, was sie tut und welche Folgen jedenfalls vorausgewußt werden könnten, wenn man von der Sache etwas verstünde? Vermag sie zu „entscheiden" – die dezisionistisch abstrakte, darum puristische Annahme wahrer Staatspolitik –, wenn sie kaum eine Ahnung hat? Kann sie Verantwortung tragen, die mehrfache Fähigkeiten und Tätigkeiten engverfugt verlangt: dem repräsentativen System zu genügen, parlamentarische Mitbestimmung und Kontrolle, in Prozedur transparent und im sachlichen Entscheidungsgang zugänglich, erlauben, mit den anderen Repräsentanten Politik durchsichtig und potentiell mitbestimmungsfähig für die Bürger darzustellen, in entscheidenden Fragen à la Kosovokrieg 1999 vorweg oder à la Hartz I–IV, vor allem IV, in anderen auch erst hinterher? Kann diese Person ihrer Leidenschaft zur Sache mit Augenmaß so entsprechen, daß sie der Umgestaltung des Krankenversicherungssystems ebenso auf den Grund zu gehen vermag wie der Frage, ob die Bundesrepublik zusammen mit anderen Staaten den Krieg gegen Afghanistan zwar im globalen Verbund mit der US-geführten antiterroristischen Welt mitkriegen, sich beim Irak aber zurückhalten, wenngleich ihm nicht opponieren sollte? Nun habe ich schon eine Reihe von Fragen „systemimmanent" gestellt und bin erst am Anfang. Will man diese Fragen und den Wust der notwendig weiter zu stellenden beantworten, dann ist unverstellte Nüchternheit angezeigt, zugleich jedoch personenbezogen eher Hoch-, als Geringschätzung. Sprich: Allein schon um der Qualität der Kritik willen sind die Fähigkeiten der Personen nach „menschlichem Maß" hoch zu veranschlagen, selbst wenn diese Annahme empirisch irrtümlich sein sollte. Vom gegenwärtigen Präsidenten der USA sagen bessere Kenner aus den USA als ich, er sei „mentally challenged". Solche (möglichen) Borniertheiten verschlagen nichts in der Sache, auf die es ankommt. Die Frage lautet, kanzlerbezogen (oder mit entsprechenden Veränderungen auf andere politische Gipfelartisten): Sind Inhaber solcher Positionen angesichts der Fülle ihrer Aufgaben und deren Komplexität, angesichts der Zahl dicht drängender Interessengruppen mit erheblichem Gewicht, die den Erfolg regierungspolitischen Handelns beeinflussen, angesichts der internationalen Verflechtungen, die nicht einmal so, wie dies Wilhelm II. verhängnisvoll tat, von der NS-Herrschaft zu schweigen, mißachtet werden können und nicht zuletzt angesichts der abgehobenen Position solcher Amtsinhaber im repräsentativen System und ihrer überaus knappen zentralen Ressource, der der Legitimation gegenüber der Bevölkerung nämlich – sind, frage ich, solche Personen fähig, Politik zukunftsgewandt zu gestalten? Faßt man diese lange, jedoch immer noch viel zu kurze Frage zusammen und unterstellt bei jeder/jedem Spitzenfraumann nur, daß es sich prinzipiell um gewöhnliche Sterbliche handele, dann kann die Antwort nur „Nein!" lauten. Allein die Kanzlerökonomiederzeit gibt darauf schon entsprechende Auskunft. Der Tag hat zwölf Stunden, dann kommt schon die Nacht. Bestenfalls herrschen das Lob der Routine verbunden mit einem möglichst sprach- und technikinnovativen Akzeptanzmanagement, das die personalistische Täuschung, Kanzlerin,

Präsident, Außenminister, Innenministerin medienverstärkt einbezieht: politisch allein als professionelle Machtspieler mit gespielter, sprich entscheidungsvoll kostümierter, nahezu nichts machender Macht.

Ein längere Zeit benötigendes Argument sei knapp zu Ende geführt. Betrachtet werde politikwissenschaftlich die Realität und die Realitätstüchtigkeit der politischen Verfassung unserer Zeit mit globalem Anspruch: der repräsentativen Demokratie. Reflexiv und transitiv geschehe dies mit Hilfe von Max Webers drei, allerdings anders denn bei ihm zu begründender Kriterien professioneller Politik und ihrer Wissenschaft: Leidenschaft zur Sache, Verantwortungsbewußtsein und Augenmaß, sprich Sinn für Proportionen, für Wichtiges und Unwichtiges. Unter diesen Voraussetzungen wird eine Folgerung unabweisbar klar und deutlich: Die repräsentative Demokratie und die ihr verbundene Politik funktionieren nicht. Sie widersprechen der Moderne und ihrem Anspruch aktiver, folgenbewußter Gestaltung. Beide Bestandteile des Ausdrucks führen in die Irre. Von Repräsentation und Demokratie kann keine Rede sein.

4. Bürgerinnen und Bürger sind demokratisch nur als wohlgefällige Konsumenten vorgesehen.

1961 hat Jürgen Habermas Joseph A. Schumpeters Konzeption der Demokratie als periodisch arrangierte, vom Wahlmechanismus betriebene Elitezirkulation trefflich kritisiert. Demokratie verkümmere zu einem „Set von Spielregeln". Des jungen Habermas' Kritik war Wasser für meine, noch etwas jüngere Kritikmühle.[12] Ich demonstrierte damit – wie mein Vorbild Habermas – das, was Johannes Agnoli als Grade und Grenzen kritischer Politikwissenschaft beschrieben hat. Ich war mit repräsentativer Demokratie als „Herrschaft auf Zeit" nicht zufrieden. Anhand meiner erhabeneren normativen Vorstellung von Demokratie (im Sinne meiner verfassungsrechtlichen Annahmen) kritisierte ich einen Theoretiker liberaler Demokratie, der sich normativ nicht überhob, sondern nüchtern das verallgemeinernd zusammenfaßte, was – verfassungswirklich – weithin und aus angebbaren Gründen der Fall war. Erst später bin ich meiner Täuschung innegeworden. Indem ich normativ romantisch glotzte, kritisierte ich Leute, die wie Schumpeter, später Anthony Downs[13] und andere, nüchterner, als ich es wahrhaben wollte, beschrieben haben, was liberale Demokratie allen- und bestenfalls *ist* (daß Schumpeter, vor allem Downs u. a. nicht nur Beobachtungen verallgemeinerten, sondern diese ihrerseits als allein richtig und möglich qualifizierten, also ihrerseits normativ sekundär überhöhten, muß hier nicht kümmern). Hätte ich gründlicher weitergedacht – oder schon mehr erfahren-gewußt –, hätte ich zur Kritik repräsentativer Demokratie prinzipiell fortschreiten müssen.

12 Wolf-Dieter Narr, CDU. SPD. Programm und Praxis seit 1945, Stuttgart 1966, S. 20 und S. 243 mit den entsprechenden Nachweisen.

13 Siehe Anthony Downs, Ökonomische Theorie der Demokratie. Hrsg. von Rudolf Wildemann, Tübingen 1968.

Seit ihrer ersten bürgerlichen Morgenröte haben Theoretiker und Praktiker liberaler Demokratie ihre behauptete demokratische Substanz nicht ernst genommen oder, sacht und vorsichtig gesprochen, naiv vorausgesetzt. (Analoges gilt übrigens in Sachen Menschenrechte.) Sie haben nämlich unterstellt – und tun dies trotz der Zeiten ungeheurem, massengesellschaftlichem, kapitalistisch penetriertem Bruch heute noch –, daß über lange Zeit die Bürger, seit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, genauer seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts, dann auch die Bürgerinnen qua staatlichem Rechtsakt gegeben seien, wenn nicht, wie Schumpeter, vor allem Downs u.a. annahmen, als Citoyen vernachlässigt werden könnten, als Konsumentinnen und Konsumenten in Sachen Demokratie aber ernst zu nehmen seien. Kurzum: Die materiellen Bedingungen wurden und werden ausgeblendet. Deren bedürfte es aber als Mindeststandards, um demokratische Teilnahme zum nicht zirzensischen Ereignis spektakulär verkümmern zu lassen. Auch das, was im Rückblick allzu prall sozialstaatlich groß geschrieben wird, hat – selbst zu den besten Zeiten, unter den ökonomisch und kaltekriegsbedingten Ausnahmeumständen der fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts – den Mangel allenfalls modifiziert, nicht behoben. Die politischen, die sozialen und die ökonomischen Bürgerinnen und Bürger kamen nicht zusammen. Ihr Status war qualitativ verschieden. Genauer, den formell politischen Bürgerinnen und Bürgern entsprachen keine entsprechend sozial und ökonomisch begründeten. Schon im engen politisch verfaßten Segment hapert(e) es an allen relevanten Ecken und Enden. Die nahezu reinen repräsentativen Demokratien werden nicht durch einen Unterbau unmittelbarer demokratischer Beteiligung quer durch alle lebensrelevanten Institutionen fundiert und lebendig gehalten. Zureichende Zwischengewalten fehlen schon nationalstaatlich durchgehend. (Alexis de Tocqueville hat adelskonservativ früh und demokratisch triftig auf die unzureichenden *pouvoirs intermediaires* aufmerksam gemacht.) Internationale Politik bleibt ohnehin repräsentativdemokratisch ein Vorgang mit nahezu exklusiven exekutiven Herrschaftssiegeln. Im gesellschaftlichen und im wirkungsmächtigen ökonomischen Kontext löchert es an allen Ecken und Enden. Ein demokratischer Habitus der behaupteten Bürgerinnen und Bürger kann nicht ausgebildet werden, von den Ausgeschlossenen nicht zu reden. Die überwiegende Mehrheit geht Berufen nach, so sie nicht arbeitslos bangt, knaust und haust, die den eigenen Vernunftgebrauch nicht fördern – überaus behutsam und zartfühlend formuliert. Ungleichheit ist in allen Sparten Trumpf nicht erst seit neuerdings wieder „Leistungsgerechtigkeit" zum pseudoobjektiven und pervers gerechten Maßstab erhoben wird. Ökonomisch ist nicht nur die Produktion von Ungleichheit die funktionale Regel, geschönt durch weltweit betriebenes sozialdarwinistisch wirksames Wachstum. Vielmehr, man traut sich's im aseptischen Bezirk der neoklassisch beherrschten Ökonomie kaum noch zu sagen, sind Klassenverhältnisse das bleibende, wenngleich in seinen Formen und Verhaltenseffekten wandelnde Charakteristikum der Produktionsverhältnisse. Dieses klassendifferenzierte und differenzierende *factum brutum* gilt, wohlgemerkt, gerade im tertiären Sektor, dem Labyrinth der Dienstleistungen mit seinen angeblich flachen Hierarchien und seinen formulierungsgewitzt „verwissenschaftlichten" Rationalitäten. Daß es kapitalistischer Vergesellschaftung weithin gelungen ist, zur allgemein akzeptierten Sozialisationsbedingung zu werden, daß Kapitalismus massenhaft verinnerlicht worden und in diesem

Sinne kommunistisch geworden ist, steht den zuerst gemachten Beobachtungen nicht entgegen.

Die Weimarer Republik ist oft und mit gutem Grund als Demokratie ohne Demokraten bezeichnet worden. Auch darum ging sie im Nationalsozialismus mehrheitlich zugrunde. Selbst noch die späte Opposition war nicht demokratisch motiviert. Die Bürgerinnen und Bürger heutiger Demokratien sparsamer Merkmale (à la periodische Wahlen, mehrere Parteien, so etwas wie eine förmliche Verfassung und eine Judikative, wie immer die Gesetze aussehen mögen) hängen in der Regel nicht mehr kaiserlichen Zeiten an. Ihre projektiven Identifikationen richten sich nicht mehr auf Bismarcktürme und untertänig auf wilhelminische Zwirbelbärte. Die repräsentativen Demokratien sind jedoch ihrerseits nahezu bürgerinnenlos. Sie sind, Schumpeter vergib, massengemanagte Elitezirkulationen beschränkter Haftung.

5. Pluralismus, aber keine Pluralität. Die vielen Exklusionen liberaler Demokratie.

In einem verblichenen Fast-Klassiker, „Who Governs?", versuchte Robert A. Dahl, der bücherfruchtbarste Theoretiker liberaler Demokratie, 1961zu belegen, daß und wie am Exempel der Ostküstenstadt New Haven, USA, wechselnde Mehrheiten, hin- und herwogenden Wellen gleich die aktuelle Politik und ihre Entscheidungen bestimmten. Von einem harten Machtkern oder so etwas wie einer Machtelite keine Spur. Pluralistische Demokratie wächst, blüht und gedeiht. Einmal sind diese, einmal die anderen, einmal dritte Interessen am Ruder. Gleichheitsglatt ruht im mittelfristigen Ergebnis der demokratische See. In der Kritik an dieser „Pluralismustheorie", die wenig pluralistisch lange die Politikwissenschaft und den herrschenden Konsens dominierte, entwickelten Bachrach und Baratz, wie eingangs erwähnt, ihre These der Nichtentscheidungen.[14] Sie arbeiteten heraus, daß bedeutsame Probleme und Konflikte von vornherein politisch – und auch politologisch – ausgeklammert würden, weil sie zu den nicht diskutierten, nicht zur Entscheidung gestellten Voraussetzungen gehörten. Zum Beispiel ob Milton Friedman und seine weltweiten Adepten Recht haben, daß Kapitalismus und Freiheit ein und dieselbe Sache seien.

Konzeption und Wirklichkeit liberaler Demokratie lassen jedoch nicht nur keine ökonomischen Alternativen zu. Sie kreisen rechts- und außerrechtsstaatlich um das liberale Heiligtum schlechthin: Eigentum und Besitz. Liberale Demokratien europäisch-angelsächsischen Musters folgen gleicherweise nationalstaatlichem Einheitsstreben. Mehrere Kulturen in einem lose koordinierten Zusammenhang mit eigenen Gesetzen und jedenfalls teilweise eigenen ökonomischen Infrastrukturen sind nicht erlaubt. *Nation une et indivisible.* Darum haben Minderheiten kaum eine andere als kümmerliche Chance. Anders gesagt: Das, was als Vielheit zugelassen ist, wird auf die Einheit hin organisiert. *E pluribus unum,* so das US-amerikanische Verfassungsmotto. In Kriegen spitzt sich

14 Peter Bachrach and Morton S. Baratz, Power and Poverty. Theory and Practice, London und Toronto 1970.

15 Siehe Anm. 10.

dasselbe reflexiv und transitiv tödlich zu. Die antiplurale Ausrichtung wird nicht allein in den vorherrschenden In- und Exklusionen kund. Diese ist oben schon apostrophiert worden. Sie zeigt sich über die Minderheitenpolitik hinaus, die auf „Integration", eine pauschale Repressionsformel mit Süßanstrich drängt[15] und sie bis zum Kopftuch erzwingt, vor allem im Musterexport. Bis zu den Legitimationen „humanitärer Interventionen", à la Kriegen mit neuer Bemalung, reicht das Unverständnis dafür, daß das Kombinationsmuster Nationalstaat und liberale Demokratie für die meisten außereuropäischen und außerangelsächsischen Länder nicht paßt. Sie haben die ungeheuren Preise im „Prozeß der Zivilisation" (Norbert Elias) noch nicht bezahlt. Und müßten oder müssen sie es im Rahmen verschärfter Weltmarkt- und Staatenkonkurrenz tun, dann laufen die Kosten des „Gleichmachens", des „Gleichschaltens" zu hohen Summen auf. Man denke im Extrem nur an Somalia, 1992 von den USA, auch der BRD, UN-legitimiert unter dem mörderischen Motto „Restore hope" wie ein unruhiger Einheitsstaat verkannt und traktiert. Oder an Nigeria. Wenigstens sechzig Gruppen unterschiedlicher Tradition sind dort vereint. Nur blitzartig wurden die Probleme erkenntlich, als Ken Saro Wiwa, der treffliche Dichter, schmählich ermordet worden ist. Dort aber, wo antiterroristischer Staatenkonsens zur Resterledigung unruhiger oder nicht passender Minderheiten benutzt werden, wie in China oder in Rußland, schaut die „Staatengemeinschaft", europäisch-angelsächsisch verständnisinnig blinzelnd zu. Herrschaftsauguren.

6. *Das „System"-Gesetz der Moderne, die Ausdifferenzierung, hier die Ausdifferenzierung in „Politik/Staat" und Ökonomie reduziert Politik und bläst sie zugleich monopolvoll auf.*

Im Laufe des langen, unabgeschlossenen Prozesses der Kapitalisierung als der Produktionsform schlechthin, *ex cathedra urbi et orbi,* ist es geradezu perfekt gelungen, kapitalistische Vergesellschaftung länderinnen- und weltweit zu totalisieren. Zugleich stellte man sie erfolgsbetört als eine Erscheinung zweiter Natur hin, wissenschaftlich verchromt, mit den Stoßstangen aus Sachzwängen versehen. So war es möglich, kapitalistisch interessenplatzende Sozialisierung zu depolitisieren.[16] Marx' Kritik der Politischen Ökonomie fand immerhin noch ein politisch-ökonomisches Selbstverständnis der ökonomisch-moralischen Klassiker vor. Als entweihe man einen hehren Tempel gesetzlich reiner Rationalität mit klobigen, dreckklumpigen Schuhen, erscheint es längst, behauptet man, daß alles Ökonomische, die aseptisch abstrakte Neoklassik insbesondere, aus sozialen Tatsachen bestehe, die auf Schritt und Tritt, genetisch und funktional, von Macht- und Herrschaftsinteressen durchzogen werden. Das ist keine geringe Meisterleistung kapitalistischer Vergesellschaftung, ihre Ideologie derart vollkommen durchgesetzt zu haben, daß sie in die gesellschaftlichen Sachen als diese „Sachen" selbst eingedrungen

16 Zu den frühen ideologiegeschichtlichen Anfängen vgl. das treffliche Büchlein von Albert O. Hirschman, The Passions and the Interests. Political Arguments for Capitalism before its Triumph, Princeton, New Jersey, 1977.

ist. Nur intellektuelle Diebe und Räuber können sie in grobem Mißbrauch und Unverstand anders fassen. Gewiß, von Karl Marx über Max Weber bis zu Michel Foucault, Pierre Bourdieu und vielen anderen ist das Märchen kapitalistischer Vergesellschaftung samt seinem wachstumswonnegleichen Zukunftsversprechen nie nacherzählt worden. Im Sinne herrschender Meinung und herrschender Tatsachen ist es indes wohl gelungen, all diese Äußerungen als intellektuell unerhebliches Spreißelholz zu entsorgen.

Mit Ausnahme eines knappen Jahrzehnts, das noch heute den abschreckenden Namen „die 68er" trägt, haben sich Politikwissenschaft, repräsentativ-demokratisch zentriert, und andere Sozialwissenschaften wie ihre politisch-gesellschaftlichen Subjektobjekte an diesen Wirklichkeits- und Sprachgebrauch gehalten. (Staatliche) Politik und Politikwissenschaft als ihr kaum erkenntlicher, enggeführter Schatten haben mit allgemeinen Macht- und Herrschaftsfragen, in diesem Zusammenhang auch mit Problemen der Legitimation, der Wahl, der Willens-, der Entscheidungsbildung und ihrer bürokratischen Umsetzung zu tun (Implementation). Die ökonomischen Produktionsverhältnisse und ihre Produktivkräfte werden, längst aller „Nationalökonomie" (oder „Volkswirtschaftslehre") weltwirtschaftlich entronnen, prinzipiell vorausgesetzt. Mehr noch: Politisch und politikwissenschaftlich wird als selbstverständlich angenommen, daß (freier) Kapitalismus, bundesdeutsch unverdrossen „soziale Marktwirtschaft" schöngeredet, und liberale Demokratie, welche ökonomische bzw. politische Produktionsform immer genetisch vorausgehe bzw. vorausgegangen sei, etabliert nur als Tandem funktionieren könnten. Die Politikwissenschaft und ihr Verfassungsideal, repräsentative Demokratie, haben damit von Anfang an einen riesigen Preis gezahlt. Materielle Größen und Erfordernisse werden nicht nur vorausgesetzt. Die Produktions- und Verteilungsformen der materiellen Erfordernisse, von denen auch der Steuer- und Borgestaat unvermeidlich lebt, werden ihrerseits unverfaßt belassen. Das kapitalistisch-ökonomisch Besondere geht allem politisch Allgemeinen vor. Es sorgt dafür, daß das politisch Allgemeine dem gesamtgesellschaftlich durchdringend Besonderen, der Ökonomie, ihren Formen und Funktionen zugeordnet ist. Der heute weltweit schlechthin allgemein gewordene Kapitalismus als *die* Form der „Welt-Vergesellschaftung" hat damit längst das politisch Allgemeine zum subsidiär Besonderen marginalisiert. Im politisch Allgemeinen sind unter anderem die allgemeine Legitimation qua Wahlen und die allgemein verbindlichen Regeln qua Gesetze enthalten. Deren beider Allgemeinheit wird wiederum vom Monopol legitimer, also allgemeiner Gewaltsamkeit garantiert. So schließt sich der Kreis aus bürgerpunktueller Beteiligung, Recht und Gewalt im Sinne sich wechselseitig stützender Allgemeinheiten auf der Basis des kapitalistisch Besonderen (oder nun des schlechthin und global Allgemeinen). Daß dem so ist, läßt sich am sozialen Kern des Rechts, dem Eigentum erkennen; am Vorrang des Zivilrechts vor dem öffentlichen Recht; am menschenrechtlichen Kernbegriff der Freiheit als einer primär „negativen" im Sinne von Isaiah Berlin, also der prinzipiell a-sozialen Freiheit von anderen, nicht der sozialen Freiheit zu und mit anderen; am Kundenkonzept des (Wahl-)Bürgers und schließlich am Sicherheitseinsatz des Gewaltmonopols, damit die mehrfach ungleiche Struktur der Gesellschaft und ihrer Funktionen bewahrt bleibe.

Die letzte große Schraubenwindung der Globalisierung hat die politisch-liberaldemokratischen Spielräume, die zuvor bestanden haben, zusätzlich schier bis zum Rest

eingeschränkt. Darum weist der häufiger gebrauchte Ausdruck „postdemokratisch" trotz seiner üblichen Post-Vagheit in eine plausible Richtung. Verschiedene Ressourcen des Nationalstaats werden im Rahmen verschärfter global kapitalistischer Konkurrenz notwendig bleiben. Bis sie den letzten Ort durchdrungen hat; bis sie zuvor den letzten Ort anderer Vergesellschaftung aufgehoben hat. Schon allein um der allemal überaus prekären Stabilität und der nie vermeidbaren Krisen, wenn nicht Katastrophen willen. Staatliche Ressourcen und ihre Mechanismen dürften aller expansiven Zwangsprivatisierung zum Trotz nicht, jedenfalls nicht restlos privatisierbar, sprich klassenpolitisch kapitalistisch institutionalisierbar und funktionalisierbar sein. Zu solchen Ressourcen bzw. spezifischen Leistungen politisch allgemeiner Einrichtungen gehören Legitimation, allgemeine Verrechtlichungen weltweit, auch dort wo Recht nur noch ein Synonym für bürokratische Willkür darstellt und schließlich gewaltförmige Sicherungsleistungen. Bei den letztgenannten schwinden die Innen- und Außengrenzen herkömmlicher Nationalstaaten. Die wenigen, aber wichtigen Lichtflecken liberaldemokratischer Entwicklung, die die „westliche" Geschichte auszeichnen seit dem Kampf wider die Sklaverei, der Ende des 18. Jahrhunderts anhob, drohen vollends zu Privilegien der Habenden und der darum Mächtigen zu werden – von auch nur verantwortlich Herrschenden dünnen allenfalls Spurenelemente.

Wenn das keine Ursachen sind, landauf, weltab, vor allem politikwissenschaftlich eine breit angelegte, scheuklappenlose Kritik der Politik zu betreiben?! Dazu bedürfte es ausgeruhter Gedanken und einer Wissenschaftsökonomie der Zeit, die der Gegenwartsbornierung und der schmalbrüstigen Effizienzhektik entgeht. Entgegen dem allgemeinen Innovationswettlauf, der alle Innovationen pervertiert, weil er nur kapitalistisch funktionale, aber grundsätzlich keine sozialen zuläßt, müßte am weltweit zweigenden Baum längst eigendynamisch gewordener, versachlichter Interessen gerüttelt, ja wurzelwärts gegraben werden. Die Universitäten im allgemeinen und die Politikwissenschaften im besonderen, ein fast unerhebliches Rinnsal, sind schon weitgehend gleichgeschaltet worden. Seit modern-alters haben ihre Angehörigen nur primär ihre Privilegien im Sinn, nicht ihren eigenen institutionellen Körper, der für radikale Wissenschaft – genau verstanden eine Tautologie – notwendig wäre. Die Universitäten und ihre Bekennerinnen und Bekenner lassen kapitalistisch-„innovatorische" Gleichschaltung gegenwärtig gedankenlos geschehen, offenkundig habituell – *o homines academici!* – unfähig zu widerstehen. Darum bleibt die bundesdeutsche Politikwissenschaft auf ihrer Bringschuld sitzen. Nach 1945 entstanden, hat sie den insgeheimen und emphatischen Auftrag erhalten, in wirklichkeitswissenschaftlich nüchterner, phantasievoller, der Gymnastik der Einbildungskraft verpflichteter Lehre, entsprechenden Lernformen und Lerninhalten und in der Forschung, dazu beizutragen, daß kaum sägliche Erfahrungen nationalsozialistischer und stalinistischer Herrschaft in den Formen und Inhalten der Politik dauernd unmöglich blieben. Der Auftrag reckt seine Äste eichenholzhart und dürr, fast nicht mehr wahrgenommen, in die Luft.

PS: Verstockte Eisschollen – die politikwissenschaftliche, ja die politische Interpretation von Caspar David Friedrichs Bild sollte in einigen Momenten einsehbar geworden sein.

Am heutigen Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, genannt Otto-Suhr Institut (OSI),[17] steht seit einigen Jahren, deutlich geschrieben, nicht gesprüht, auf der zur Ihnestraße gerichteten Wandseite über der bodenständigen Fensterfront der Bibliothek folgende Aufschrift:

Johannes-Agnoli-Institut
★ Kritik der Politik ★

So witzig diese Umwidmung gemeint war, sie trifft nicht zu. Die inoffizielle, aber von niemandem bis heute gelöschte Umbenennung (so gering ist ihre Relevanz), kann nicht einmal als Omen ausgelegt werden. Dennoch sei dieser Aufsatz den Studierenden gewidmet, die diese Umbenennung vornahmen und mit ihr heute und morgen und in Zukunft noch etwas anfangen können. Und sei es „nur" in der Sache immer wieder subversiv auftauchender und agierender Kritik der Politik.

17 Otto Suhr ist als Bürgermeister und Politikwissenschaftler für seine Nachkriegsgründung zunächst neben der FU mitverantwortlich gewesen.

Johannes Agnoli und sozialistisch-anarchistische Utopie heute, in der beruflichen, wissenschaftlichen, politischen Praxis

Von Bodo Zeuner

„Der Staat des Kapitals [...]", Titel von Band 2 von Agnolis Gesammelten Schriften[1] – das bezeichnet die Kritikobjekte, die Gegner, die Johannes Agnoli ins Visier nahm. Er hat analysiert, wie sie zusammenhingen, Staat und Kapital.

Dabei war er sehr abgeneigt gegen alle vereinfachenden Bilder. Gar nichts etwa hielt er von Agententheorien. Ebenso schlecht kam die Stamokaptheorie weg: Was danach angeblich verschmilzt – das staatliche und das ökonomische Monopol –, ist, darauf besteht er, *nicht* dasselbe. Denn in dieser Theorie würden die ökonomischen „Monopole" nicht ökonomisch, sondern politisch agieren, wodurch ihr Wesen als Kapitale verkannt werde.

Auch die damalige Gegenposition, der „Antirevisionismus", häufig mit marxistischen Versuchen der „Ableitung" des Staates aus dem allgemeinen Begriff des Kapitals verbunden, verfällt der Kritik. Danach erscheint der Staat als bloß funktionales Anhängsel ökonomischer Gesetzmäßigkeiten, ohne Eigengewicht und Eigenbedeutung. Wozu dann noch sich um Politik kümmern, wozu politisch kämpfen, fragt Agnoli.[2]

Den Staat gibt es wirklich, nach Agnoli, und er ist etwas anderes als das Kapital. Das Kapital braucht den Staat, weil nur der etwas kann, was das Kapital nicht kann, u. a. die Reproduktion einer ausbeutungsfähigen Arbeiterbevölkerung durch öffentliche Erziehungssysteme, eine *labour force,* zu sichern. Gerade weil der Staat kann, was das Kapital, das ökonomisch immer als konkurrierendes Einzelkapital agiert, nicht kann, wird dieser Staat vom Kapital gebraucht und kontrolliert, genauer: Es werden ihm eherne Handlungsgrenzen gesetzt – deshalb, und nicht weil er einfach Agent oder eine „illusionäre Machtexistenz" wäre, ist er der „Staat des Kapitals". Der bürgerliche Staat ist keineswegs ein Depp und auch keineswegs ein stinkender Leichnam, denn so etwas könnte das Kapital gar nicht brauchen.

Agnoli ist also Staatsgegner – Anarchico – und Kapitalgegner – Kommunist. Seine Utopie ist die einer Gesellschaft mit einer nichtkapitalistischen Ökonomie und einer nichtstaatlichen Organisation von Politik, wenn man unter Politik die Gestaltung der gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaftsmitglieder versteht. Wie wir Marxisten alle war er überzeugt vom Primat der Ökonomie: Deshalb war der Staat der Staat des

1 Vgl. Johannes Agnoli, Der Staat des Kapitals und weitere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg i. Br. 1995.

2 In diesem Zusammenhang findet sich 1978 ein hellseherischer Satz: „Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß revisionistisches Zureden und antirevisionistisches Zusehen eines Tages als willige Träger politischer und wissenschaftlicher Macht zusammenfinden werden" (ebd., S. 28). 1998 wurde der ehemalige Juso-„Antirevi" Gerhard Schröder, gewandelt zum Wirtschaftsmann, Bundeskanzler; 2004 wurde der ehemalige Stamokap-Juso Klaus-Uwe Benneter Generalsekretär der durch Schröders neoliberale Politik „reformierten" SPD.

Kapitals und nicht das Kapital das Kapital des Staats. Wie wir Politologen alle war er in seinen Analysen und seiner Kritik in erster Linie auf den Staat und das Feld des Politischen, das sich um den Staat herum konstituiert, ausgerichtet.

Gerade wegen der relativen Autonomie, der Eigenart, der Eigenbedeutung des bürgerlichen Staats, wozu auch die Fähigkeit, den Klassenkampf stillzustellen, gehört (was das Kapital allein niemals schafft, selbst Fiat in Turin nicht!), gerade wegen der Autonomie des Staats warnt Agnoli radikaler und gnadenloser als alle anderen seine Genossen Sozialisten und Kommunisten vor einem Sichintegrierenlassen in den bürgerlichen Staat. Hohn und Spott gießt er aus über die Hoffnung auf grundlegende gesellschaftliche Veränderung, auf Realisierung irgendeiner anarchistischen oder kommunistischen Utopie durch Beteiligung am Staat, sei es als Partei an Parlamenten und Regierungen, sei es als Gewerkschaft an korporativen Bündnissen.

Agnolis Utopie lebt, was ihre Chance auf Verwirklichung angeht, von der Hoffnung auf eine Revolution, eine – im Prinzip als proletarische gedachte – Revolution, insbesondere auf ein revolutionäres Subjekt, das sich autonom herausbildet und in Kämpfen gegen die Herrschaft des Kapitals und seinen Staat politische Gestaltungskraft gewinnt. Was nach der Revolution sein soll, das wird dieses Subjekt sich nicht heute und nicht von außen und nicht von neunmalklugen Intellektuellen vorschreiben lassen, so interpretiere ich Agnoli. In dürftiger Zeit, und in solcher leben wir heute mehr noch als in den siebziger und achtziger Jahren, müssen wir warten, bis sich ein gegen das Kapital und seinen Staat gerichtetes revolutionäres Subjekt wieder herausbildet, so verstehe ich seine Botschaften aus dem Film „Das negative Potential". Aber natürlich heißt dieses Warten nicht, daß wir in Passivität, Resignation, Attentismus versinken, sondern daß wir als Intellektuelle weiter unsere Aufgabe der Kritik wahrnehmen. Und zwar ohne uns der Zumutung zu beugen, daß Kritik konstruktiv sein müsse.

Was an diesen Botschaften ist für mich heute noch leitend, überzeugend – und was nicht?

1. Daß Kritik nicht konstruktiv sein muß, daran will ich unbedingt festhalten. Kritik natürlich als Gesellschaftskritik, aber auch als Kritik in der Wissenschaft. Natürlich brauchen wir, in der Wissenschaft und in politischen Bewegungen, auch solidarische Kritik und Kritik in aufbauender Absicht – Kritik, aus der die Kritisierten etwas lernen können sollen. Aber Kritik an Gesellschaft und Politik, an Mißständen, Unterdrükkung, Herrschaftsstrukturen wird nicht dadurch besser oder gültiger, daß sie mit der Anklage und dem Aufweis der Krisenhaftigkeit oder der Dysfunktionalität auch gleich die Problemlösung liefert. Im Gegenteil: Das Verlangen nach Konstruktivität der Kritik ist, wenn es von den Herrschenden kommt, selber schon ein gegen Kritik immunisierendes Herrschaftsmittel. Beispiel: Die Herrschenden lassen foltern, wie etwa die USA in Guantanamo und im Irak. Die Kritik klagt die Folternden wegen Verstoßes gegen Menschenrechte an. Die Herrschenden sagen, sie verstünden diese Kritik, aber wie, bitte, wollen die Kritiker das Problem lösen, daß man anders als durch Folter aus den bösen Terroristen ihre mörderischen Pläne nicht herausbekäme? Wenn die Kritiker auf diese Frage eine Antwort suchen, statt diese Frage zurückzuweisen und an ihrer Kritik dennoch festzuhalten, dann haben die Kritiker ihre Sache schon verloren. Das Negative hat sein Recht, bewirkt einen Fortschritt, auch wenn es nicht selber ins Positive umschlägt.

Den Umschlag besorgt vielleicht die dialektische Entwicklung der Geschichte. Aber nur vielleicht. Kritik ist auch dann berechtigt und nötig, wenn sie eine Misere nur bewußt macht und keinen Ausweg benennt.

2. Was ich dagegen überhaupt nicht (mehr) teilen kann, ist die Hoffnung auf ein revolutionäres Subjekt und auf eine Revolution, die von selber human und fortschrittlich wäre. Eher muß heute – wieder – befürchtet werden, daß sich antikapitalistische Sentiments mit sozialdarwinistischen und rassistischen Ressentiments verbinden und damit in Krisen sich ein antihumanes Umsturzpotential zusammenbraut. Von einem neuen Faschismus, der berechtigte Unzufriedenheit nutzt, sind wir möglicherweise nicht weit entfernt.

3. Auch nicht teile ich die Maxime „Staatsbeteiligung ist des Teufels" – denn die Alternative „Alles Gute kommt von der Basis" ist ziemlich blamiert. Zum Beispiel in den Gewerkschaften. Die Mitglieder sind im Durchschnitt reaktionärer, neoliberaler und/oder rechtsextremer als die Aktiven und die Führungsgruppen. Vor allem aber: Der Kampf um das, was der Staat tut, ist ein politischer Kampf. Die Übernahme von Positionen im politischen System kann auch streng taktisch-strategisch gehandhabt werden – wenn gesellschaftlicher Druck da ist. Ich sehe keine Alternative zu Doppelstrategien des gleichzeitigen Kampfs innen und außen.

4. Im Zeitalter eines dominierenden Neoliberalismus stellt sich ein Problem, das ich mit einer agnolistischen Staatskritik nicht mehr richtig erfassen kann: Die Durchmarktung des Staates, die Entstaatlichung und Privatisierung der öffentlichen Angelegenheiten. Gewiß: Das Kapital braucht weiterhin mindestens den Repressionsstaat und den Garanten der „allgemeinen Produktionsbedingungen" – indessen: Selbst Gefängnisse und Polizeien lassen sich privatisieren! Agnolis Staatskritik aus den Siebzigern und Achtzigern liest sich für mich heute geradezu als Argumentation zur Verteidigung des Staats in seiner eigenständigen Funktion gegen neoliberale Straatszerstörung. Anders gesagt: Vielleicht braucht das globalisierte, entfesselte Kapital weniger Staat, als Agnoli glaubte? Und vielleicht müssen wir Sozialisten heute mehr für mehr „guten Staat", für mehr „öffentliche Güter", für mehr effektive Regulierung und Eingrenzung des entfesselten Kapitals durch das politische Gemeinwesen kämpfen, als Agnoli gut fand.

5. Für meine berufliche und politische Tätigkeit bedeutet Agnolis Vermächtnis die Verpflichtung zur Bewahrung einer Position, von der nichtkonstruktive Kritik – „Das negative Potential!" – möglich bleibt. Und diese Kritik wird fast immer, auch dies mit Agnoli, etwas damit zu tun haben, daß der Kapitalismus und die Idee (die reale Utopie) einer humanen und demokratischen Gesellschaft zueinander im Widerspruch stehen.

Hingeschritten ist nicht ausgeschritten*

Von Markus Mohr

Ende der achtziger Jahre half mir die Lektüre von Agnolis „Transformation der Demokratie", ein paar mir „irgendwie" dubios vorkommende Erfahrungen mit der Partei der Grünen besser zur Sprache zu bringen. In den Jahren 1998 und 1999 hatte ich zusammen mit meiner Freundin Stefanie Haacke das Glück, Johannes Agnoli bei zwei längeren Besuchen in Lucca näher kennenzulernen. Wir haben diese Begegnungen in ganz ausgezeichneter Erinnerung. Und das nicht nur deshalb, weil er uns bekochte, charmierte und auch sonst außerordentlich freundlich zu uns war; in besonders guter Erinnerung ist uns Agnoli auch deshalb geblieben, weil er uns bei unseren zum Teil kniffligen Fragen zu keinem Zeitpunkt nach dem Mund redete.

Bodo Zeuner bat mich, für dieses Symposium etwas zu der Frage beizusteuern, wie heute eine politische Praxis im Lichte einer sozialistischen Utopie aussehen könnte. Nicht „realsozialistische" Utopie, sondern – und dieser Unterschied ist sehr wichtig – sozialistische Utopie. Diese gute Gelegenheit möchte ich dafür nutzen, ein paar instruktive Gedanken Agnolis analogisch auf die jüngste Gegenwart anzuwenden. Gegenstand meiner Betrachtung soll die Einführung der Hartz-Gesetze durch die vom Bundeskanzler Schröder geführte rot-grüne Bundesregierung und der Protest dagegen in den Jahren 2003/04 sein.

Die Hartz-Gesetze, die zum 1. Januar 2005 in Kraft treten, können als tiefster sozialpolitischer Einschnitt in der Geschichte der Bundesrepublik seit 1949 beschrieben werden. Sie wurden in einer zunächst kaum glaublichen Einmütigkeit von der politischen Klasse dieses Landes beschlossen. Nachdem schon ein SPD-Sonderparteitag im späten Frühjahr des Jahres 2003 diesen Gesetzen mit etwa 90 Prozent zugestimmt hatte, wurde dieses Ergebnis im Herbst des gleichen Jahres noch durch eine freie Abstimmung des Deutschen Bundestags übertroffen: 98 Prozent aller stimmberechtigten Abgeordneten der in freier und geheimer Wahl in diese Institution entsandten Vertreter der Volksparteien erteilten diesen Gesetzen ihr Plazet. In einem ersten oberflächlichen Eindruck ist man fast geneigt, sich sowohl bei diesem Ergebnis als auch seiner Form – am Schluß jeweils großer und lang anhaltender Beifall aller unmittelbar Stimmberechtigten – an frühere Abstimmungsergebnisse auf SED-Parteitagen erinnern zu lassen. Haben da etwa die nur ihrem Gewissen verpflichteten Abgeordneten wohlmöglich im Sinne der alten marxistischen Einheitspartei agiert? Agnoli hätte diesen Eindruck aber als eine „unstatthafte Gedankenverbindung" zurückgewiesen, denn „marxistische Klassenparteien streben keine Kooperation gesellschaftlich sich entgegenstehender Gruppen und keinen sozialen Ausgleich an". Statt dessen hat Agnoli in der „Transformation" das

* Leicht bearbeiteter Vortrag zur Veranstaltung „Politische Utopie und subversives Denken" anläßlich Agnolis einjährigen Todestags, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, 7. bis 8. Mai 2004.

„wirkliche Gesicht der Volksparteien des modernen Verfassungsstaates" präziser als „die plurale Fassung einer Einheitspartei – plural in der Methode des Herrschens, einheitlich als Träger staatlicher Herrschaft gegenüber der Bevölkerung" bestimmt. Gerade die „Vielheit der Parteien" erreiche die „Friedensintegration" dann, wenn es ihr „in der politischen, legislativen wie exekutiven Tätigkeit [gelinge], den Antagonismus auszuschalten".[1] Aus meiner Sicht kann das zumindest in einem formalen Sinne als außerordentlich erfolgreich zu bezeichnende Gesetzgebungsverfahren zur Realisierung der Hartz-Gesetze als ein überzeugender Beleg für die oben referierten These Agnoli verstanden werden.

Nach Agnoli wird die „Domestizierung der gesellschaftlichen Opposition [...] parlamentarisch um so wirkungsvoller [bewerkstelligt], wenn sie im unmittelbaren gesellschaftlichen Bereich von der Domestizierung des Konfliktes zwischen Arbeit und Kapital begleitet wird, die von integrierten Gewerkschaften vorgenommen wird". Unter „integrierten Gewerkschaften" versteht Agnoli im Unterschied zu „Kampfgewerkschaften" Organisationen, die „den Unternehmern die Organisation der Arbeit und die Lenkung der Produktion" überlassen, wodurch das „Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit [...] nicht mehr als Konfliktsituation verstanden, in der Herrschaft ausgeübt und gegen Herrschaft gekämpft", sondern vielmehr „entpolitisiert" werde.[2] Wie werden nun die im Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) organisierten Einzelgewerkschaften auf die mit den Hartz-Gesetzen verbundenen massiven sozialen Angriffe auf die Einkommen lohnabhängig Beschäftigter politisch reagiert haben?

Zu berichten ist hier von einer vom DGB ausgerichteten, 250000 Teilnehmer umfassenden Demonstration in Berlin am 3. April des Jahres 2004. In ihrem Inhalt sprach sich diese Massendemonstration in einem direkten Sinne wahrlich nicht für den Kommunismus, für Glück und Befreiung oder gar ein ganz anderes Leben aus, gleichwohl – so stand es zumindest auf einem Plakat des Berliner Sozialbündnisses zu lesen – forderte sie alle Protestierenden gegen die aktuellen, euphemistisch Hartz-Reformen genannten Maßnahmen auf: „Alle gemeinsam gegen Sozialkahlschlag!"

An dieser Demonstration beteiligte sich auch ein nicht besonders großer sogenannter schwarzer Block unter dem Namen „Act!" [Handelt!]. Darunter versammelten sich ein paar kleinere autonome Gruppen aus Berlin, die sich gleichwohl der gediegenen Aufmerksamkeit der Späher des Landesamtes für Verfassungsschutz erfreuen durften. Der schwarze Block führte einen großen LKW mit sich, auf dem ein Soundsystem installiert war, aus dem Hip-Hop, amerikanische Ghettomusik und andere aktuell modische Musikrichtungen dröhnten. „Act!" stellte seine Teilnahme unter die Mitte der siebziger Jahre bei einem Teil des linksradikalen Spektrums in der alten Bundesrepublik populäre Parole: „Wir wollen alles!" Umrandet, gewissermaßen umspült wurde der schwarze Block, dessen Aktivisten in der Mehrheit sicher jünger als dreißig Jahre alt waren, von erheblich mehr Demonstranten, die sich nicht nur durch ihr weit höheres Durchschnittsalter auszeichneten. Unschwer waren sie auch durch das Tragen entsprechender Fahnen und Käppis als Mitglieder diverser DGB-Einzelgewerkschaften zu erkennen.

1 Johannes Agnoli, Die Transformation der Demokratie und verwandte Schriften, Hamburg 2004, S. 47 f.
2 Ebd., S. 86.

Als sich der schwarze Block mit dem Demonstrationszug auf der Höhe des auch von einer gewissen Monumentalität nicht ganz freien Hauses des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) an der Kreuzung Breite Straße und Gertraudenstraße befand, wurden aus ihm heraus eine ganze Batterie von Farbeiern gegen die graue Fassade dieses Gebäudes geschleudert. Das kann ganz sicher als ein symbolischer, d. h. unmittelbar materiell kaum wirksamer Angriff auf eine Institution verstanden werden, die noch stets in der Öffentlichkeit ihr nachhaltiges Interesse dokumentiert, mit allen in friedlicher, wie zivilgesellschaftlicher Weise darüber zu diskutieren, wie die Löhne noch weiter abgesenkt werden können. Realisierte sich nun in der Farbeiattacke auf das BDI-Haus etwas, was Agnoli in einem im September 1968 gehaltenen Vortrag als „Notwendigkeit der dialektischen Verbindung von Disziplin und Ungehorsam" bezeichnete, die in die „Organisation der Umwälzung" im Sinne einer „emanzipierten Gesellschaft" eingebracht werden müsse?[3]

Es sollte sich zunächst einmal zeigen, daß die sich sofort nach der Farbeiattacke einfindenden, durch entsprechende Käppis ausgewiesene, vom DGB bestellte Mitdemonstranten nicht einmal diese Frage verstanden hatten. Ganz im Sinne der 1968 ausgesprochenen Weisheit Agnoli faßten sie „die Negation negativ" auf, d. h. „den Ungehorsam als Verbrechen" und „die Disziplin nicht als ein notwendiges Moment des Produktionsprozesses, sondern als Grundelement der gesellschaftlichen Anpassung",[4] weswegen sie auch verbal die Festnahme der Farbeiaktivisten einforderten, was sich aber durch die vielen anderen Mitdemonstranten nicht realisieren ließ. Wie unschwer zu erkennen, hatten diese DGB-Gewerkschafter die auf das Gebäude des BDI geworfenen Farbeier vermutlich als einen Angriff, mindestens jedoch als eine ernste Störung der von ihnen mitvertretenen, guten Ordnung der Sozialverfassung in diesem Land empfunden. Ob denn nun die von jungen, autonomen Demonstranten gegen das Gebäude des BDI geworfenen Farbeier, um mit Agnoli zu sprechen, „Denksubstanz haben und Rationalität" in einer Situation wieder herstellen, in der ganz offenkundig ist, daß die von den Gewerkschaften in der gegenwärtigen Situation offerierten Argumente sowohl für die Bundesregierung als auch den BDI nur dann als „Argumente" gegen weitere Lohneinschnitte gelten, wenn sich damit weitere Produktivitätssteigerungen realisieren lassen?

Jedenfalls ist es nicht ganz verkehrt, in einer leichten Abwandlung eines weiteren Agnolischen Gedankens darauf hinzuweisen, daß „die Praxis der Ausschreitung" den allermeisten der im DGB organisierten Mitglieder noch nicht einmal „eine vage Erinnerung an frühere Kampfzeiten" ist.[5] Johannes Agnoli wäre nicht der neugierige Intellektuelle gewesen, der er war, wenn er sich nicht auch etwas gründlicher zu dem Problem des Verhältnisses zwischen Provokation, der Ausschreitungen und der Problematik des sozialen Friedens geäußert hätte: „Unumstritten bleibt, daß Provokation, daß Ausschreitungen ambivalent sind. Sie schaffen Öffentlichkeit, können aber zugleich Sympathien verscherzen. Sie machen Konflikte bewußt, bieten aber auch die Handhabe, diese Konflikte schnell auf die Gegnerschaft der Mehrheit der Bevölkerung zur provozierenden

3 Ders., 1968 und die Folgen, Freiburg i. Br. 1998, S. 49.
4 Ebd.
5 Ebd., S. 71.

Minderheit umzufunktionieren." Agnoli präzisiert aber seine Überlegungen zu der konkreten Bedeutung und Funktion einer politischen Kampfpraxis von Ausschreitungen. So führt er an gleicher Stelle weiter aus: „Die Ausschreitung selbst allerdings kann nicht abstrakt – aus legalistischen oder taktischen – Motiven – abgelehnt werden. Die Auffassung, eine derartige offene Unbotmäßigkeit und eine derart konkret praktizierte Gegengewalt stoße allemal auf Widerstand und Widerwillen der ganzen Bevölkerung, gilt ohnehin nur für die Situation des sozialen Friedens in einer hochkonjunkturellen Periode der Wirtschaft. Zeigt sich der soziale Frieden als illusorisch, die Vollbeschäftigung als gefährdet, die Stabilität der Währung und die Ausgeglichenheit der Bilanz als Wunschvorstellungen, zeigt sich also das magische Dreieck des Spätkapitalismus als bloße Magie, so wächst auch das Verständnis für das provokatorische Verhalten."[6]

Es soll offengelassen werden, ob die Farbeiattacke auf das Haus des Bundesverbandes der Deutschen Industrie insbesondere bei den ordnungsliebenden wie sozialstaatsorientierten Mitgliedern hauptsächlich aus der Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie „Verständnis für das provokatorische Verhalten" geweckt haben. Und dennoch kann vermutet werden, daß man auch mit vielen der durch die herrschenden Verhältnisse auf die Straße getriebenen IG-Chemie-Mitgliedern zwischenzeitlich Übereinstimmung in der Beschreibung finden kann, daß das Ziel einer auch nur mittelfristig zu realisierenden Vollbeschäftigung unter der gegebenen Politik absurd ist und sich auch so – um hier noch einmal mit Johannes Agnoli zu sprechen – „der soziale Frieden" zunehmend als illusorisch erweisen wird.

Wie reflektierte nun der DGB-Vorsitzende Michael Sommer in seiner Abschlußrede vor den zumindest in Berlin anwesenden 250000 Demonstranten diese ohne Zweifel für die lohnabhängig Beschäftigten prekär zu nennende Situation des Sozialangriffes durch die Hartz-Gesetze: Er sprach zwar einerseits – für einen DGB-Vorsitzenden ungewöhnlich genug – von „Herrschenden" – bemerkenswerterweise aber, ohne Roß und Reiter zu nennen.[7] Und daß zumal nicht wenigen Anwesenden auf dieser Kundgebung bei diesem Namen sicher spontan unter anderem der Name des IG-Metall-Mitgliedes Peter Hartz eingefallen sein dürfte. Darüber hinaus machte Michael Sommer deutlich, daß es für die Gewerkschaften andererseits auf der Basis der Agenda 2010 „keinen Schulterschluß mit der Bundesregierung" geben werde. Das Problem, daß eine derartige Aussage eine genaue spiegelverkehrte Abbildung der politischen Praxis des Bundeskanzlers ist, war dem DGB-Vorsitzenden leider keine weitere Überlegung wert. Statt dessen drohte Sommer an, daß, wenn sich nichts ändere, man in absehbarer Zeit einfach „wieder nach Berlin kommen" werde. Implizit bedeutete das, daß die vor der national kolorierten Kulisse des Brandenburger Tores durch den DGB versammelten Demonstranten durch diese Kundgebung nicht dazu ermächtigt werden sollten, sich in Zukunft lokal vor Ort, dort, wo sie wohnen und arbeiten, in einer neuen und auch anderen Form zu organisieren. Statt dessen sollen sie nach dem Willen des DGB-Vorsitzenden wohl auch in Zukunft, sich einem mindestens einstündigen Konzert der Schlagersängerin Nena unterziehen.

6 Ebd., S. 43.

7 Die Rede von Michael Sommer findet sich unter: http//www.berlin-brandenburg.dgb.de/articleview/1802/1/151/.

Man tut den im DGB organisierten Einzelgewerkschaften dieses Landes wahrlich nicht unrecht, wenn man feststellt, daß sie gegen die fundamentalen Angriffe auf die Reproduktionsbasis der lohnabhängig Beschäftigten kein Kampfprogramm, sondern am 3. April des Jahres 2004 nur ein Unterhaltungsprogramm zu offerieren hatten. Ein größeres Maß an Entpolitisierung des anstehenden Konfliktes durch integrierte Gewerkschaften erscheint kaum denkbar. Allerdings ist zuzugeben, daß so etwas für den Bestandserhalt der Organisation, ihr eigenes Repräsentationsinteresse, d.h. ihre positiv verstandene Präsenz in den Institutionen, allemal nützlich ist. Vielleicht auch weil das Unterhaltungsprogramm des DGB auf seiner Abschlußkundgebung am Brandenburger Tor so berühmt nicht war, ließ der filigrane Spott einiger – sie sollen an dieser Stelle einmal so genannt werden – Herrschender auch nicht lange auf sich warten.

Nach den drei DGB-Demonstrationen vom 3. April in Stuttgart, Köln und Berlin, die von Form und Inhalt in ihrem Kern vielleicht als ein letzter großer gemeinsamer Protest der sozialstaatlich orientierten Bevölkerungsschichten der BRD und DDR aus der Hochphase des West-Ost-Fordismus der sechziger und siebziger Jahre gedeutet werden können, erklärte der neue Generalsekretär der SPD Klaus Uwe Benneter im Fernsehen ohne auch nur irgendein auf ebendiese demonstrierenden 500 000 Leute bezogenes Argument, daß die Bundesregierung mit ihrer Politik einfach so weiter machen werde wie bisher. Und die Georg-von-Holtzbrinck-Verlagsgruppe ließ nach der Demonstration durch einen Subalternen aus ihrer Filiale „Tagesspiegel" ausrichten, daß die Demonstrationsfreiheit auch weiterhin im Rahmen des geltenden Polizei- und Ordnungsrechtes gewährt werden könne.[8]

Der Witz, die Ironie und das subversive Denken Johannes Agnolis erinnern uns daran, daß es niemals und auf keinen Fall richtig sein kann, sich von den Institutionen der ungerechten wie unfrei machenden Ordnung dumm machen zu lassen. Und Johannes Agnoli hatte in seinen letzten Jahren dafür plädiert, nicht wie die deutschen Gewerkschaften auf die Produktiven, sondern auf die Überflüssigen zu setzen. Kurz vor dem rot-grünen Wahlsieg im September 1998 merkte er: „Der alte Nationalökonom Ricardo, in diesem Fall von Marx lobend zitiert, hatte erwähnt, daß der Kapitalismus Reichtum produziert, Hegel fügte hinzu: ebenso Armut; und Ricardo sagte weiter, daß der Kapitalismus auch überflüssige Bevölkerung produziert. Und in diesem Zusammenhang muß ich sagen: Eine ernsthafte Apo sollte auf die überflüssige Bevölkerung setzen und sich gar nicht darum kümmern, ob eine Parlamentspartei Wahlen gewinnt oder nicht. Die überflüssige Bevölkerung, das sind nicht nur einige Milliarden der Weltbevölkerung, das sind auch die Arbeitslosen im eigenen Land. Auf diese Überflüssigen müssen wir setzen, wenn wir etwas radikal verändern wollen."[9]

Seine Theorien und Überlegungen mögen uns jetzt und gerade auch in Zukunft, für die bereits jetzt schon ganz offenkundig scheint, daß das System des alten Sozialpaternalismus und damit auch seiner politischen Repräsentation zerbricht, dafür nützlich sein, einen neuen Typus der sozialen Konfliktualität dort zu denken und dann natürlich auch zu praktizieren, wo er sonst nach der in diesem Fall gemeinsamen Auffassung von

8 *Tagesspiegel* vom 4. April 2004.

9 Auf die Überflüssigen setzen. Interview mit Johannes Agnoli, in: *Jungle World* vom 17. Juni 1998.

Michael Sommer, Peter Hartz, Bundeskanzler Gerhard Schröder und des Außenministers Herrn Joseph Fischer nur im heiligen Berlin oder im Rahmen irgendeines auch noch gewährten Polizei- und Ordnungsrechtes vorgesehen ist. Politische Praxis im Geist der sozialistischen Utopie darf und muß im 21. Jahrhundert nicht hinschreiten, sondern soll aus der qualifizierten Negation heraus begründet ausschreiten.

Arisches Kaiserreich oder Judenrepublik

Von Carlo Mierendorff

Neu herausgegeben und und mit Anmerkungen und Hinweisen zum traditionellen Quellsumpf des deutschen Antisemitismus zu Beginn der 1920er Jahre versehen von Richard Albrecht*

Vorbemerkung

Carlo Mierendorffs Broschüre erschien als Versuch einer offensiven und polemischen Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus 1922 im zentralen sozialdemokratischen Parteiverlag: der Berliner Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer (15 Seiten). Ein Exemplar befindet sich in der Bayrischen Staatsbibliothek München (Signatur: Jud. 168[c]) mit der offensichtlichen Falschdatierung auf dem Titelblatt 1930. Nach diesem Exemplar erfolgt hier die Wiederveröffentlichung. (Weitere Exemplare der Broschüre sind auch im Archiv der sozialen Demokratie [AdsD] der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn, der Deutschen Bücherei Leipzig [Signatur: 1922 A 11515] und möglicherweise in der Staatsbibliothek Berlin [Signatur: Ez 17657/3] vorhanden.)

Dem Autor, Carlo Mierendorff, damals 25jähriger Doktorand an der Heidelberger Universität, ging es um eine kritische Auseinandersetzung mit aktuellen demagogischen Pamphleten antisemitischer Kräfte. Diese führte der Student Carlo Mierendorff auch praktisch gegen einen damals prominenten akademischen Antisemiten.[1] Carlo Mierendorff arbeitete in der hier soweit ich weiß erstmals (mit kommentierenden Hinweisen in Form von Anmerkungen wiederveröffentlichten) Broschüre vor allem heraus, daß sich die politische Reaktion des deutsch-völkischen Blocks des Antisemitismus und der Judenfeindschaft bediente, um die junge Weimarer Demokratie und damit die demokratisch-republikanische Staatsform ideologisch zu diffamieren und massenwirksam zu bekämpfen. Dagegen forderte Carlo Mierendorff den Ausbau des Weimarer Staates zu einer demokratischen und sozialen Republik. Entsprechend betonte er – durchaus im traditionssozialdemokratischen Sinn, demzufolge Antisemitismus als „Sozialismus der dummen Kerls"[2] gilt:

„Nur in der Demokratie kann sich die Massenkraft der organisierten Arbeiterschaft wirtschaftlich und politisch frei entfalten und dadurch den Kapitalismus [...] überwinden.

* Die benutzten Nachschlagewerke („Lexika und Bibliographien") sind verzeichnet in: Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat Carlo Mierendorff, 1897 bis 1943. Eine Biographie, Berlin und Bonn 1987, hier S. 341-345

1 Richard Albrecht, Der „Fall" Lenard-Mierendorff 1922/23, in: *Ruperto Carola* [Heidelberg], Jg. 38 (1986), H. 74, S. 107–114.

2 Diese politische Metapher wird August Bebel zugeschrieben; Hinweise unter anderem bei Rosemarie Leuschen-Seppel, Sozialdemokratie und Antisemitismus im Kaiserreich. Die Auseinandersetzung der Partei mit den konservativen und völkischen Strömungen des Antisemitismus 1871–1914, Bonn 1978.

Die Arbeiterklasse hat daher ein Lebensinteresse [...] an [dem] planmäßigen Ausbau des deutschen Staates zu einer sozialen, demokratischen Republik."[3]

Carlo Mierendorffs Broschüre läßt sich als Versuch positiver Begründung republikanischer Politik, die immer eine Zurückweisung des Antisemitismus meint, lesen – auch wenn der Text heute politisch nicht mehr „aktuell" sein kann, sondern als historischer Beitrag eines sozialdemokratischen Intellektuellen zu lesen ist.

Über die konkrete Entstehungsgeschichte von Carlo Mierendorffs Broschüre ist erstaunlich wenig bekannt: Sie wurde im Zusammenhang mit eingehenden bibliographischen Forschungen zur Biographie,[4] die zunächst als „bio-biobliograpische Studie" geplant war,[5] ermittelt und kopiert. Dabei blieb ungeklärt, warum diese Broschüre, die doch im zentralen sozialdemokratischen Parteiverlag erschien, innerhalb der SPD damals so wenig aufgenommen wurde – gerade so, als wäre sie wohl gedruckt, aber kaum verbreitet worden. Im lebens- und werkgeschichtlichen Zusammenhang des Autors steht der Text „Arisches Kaiserreich oder Judenrepublik" zwischen Carlo Mierendorffs vorwiegend ideenpolitisch-literarischer Publizistik (etwa im und ums „‚Tribunal' gegen die Vertreter des Alten, Morschen, Überlebten [...], gegen die Mucker, Spießer und Kriegstreiber")[6] und seinen späteren, durch Max-Weber-Porträt (1920) und Dissertation zur „Wirtschaftspolitik der KPD" (1922) vorbereiteten, zahlreichen (fach)politischen Veröffentlichungen.[7]

Als ironische Marginalie zur dreißig Jahre „verspäteten" Wirkungsgeschichte der Broschüre Carlo Mierendorffs kann noch abschließend annotiert werden, daß sich diese vom Ministerium für Volksbildung der Deutschen Demokratischen Republik im dritten Nachtrag der „Liste der auszusondernden Literatur" unter dem Buchstaben M als Nummer 3339 verzeichnet findet.[8]

3 Auf diese Akzentuierung, die „Weimarer" in eine „demokratische, soziale Republik" zu transformieren, kam Carlo Mierendorff in seiner politischen Publizistik bis zu seinen Beiträgen zum „außerparlamentarischen Kampf" 1933 immer wieder zurück.

4 Vgl. Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat. Carlo Mierendorff 1897 bis 1943. Eine Biographie (= Internationale Bibliothek, Bd. 124), Berlin und Bonn 1987. – Dieses im Herbst 1987 veröffentlichte Buch ist seit Frühjahr 1992 vergriffen. Das Buch wurde 1987/88 der Hessischen Landesuniversität – Gesamthochschule Kassel als Habilitationsschrift vorgelegt/angenommen und 1997 unter dem Titel „Deckname Dr. Friedrich: Carlo Mierendorff – ein Leben auf Zeit" (43 Min, Farbe; Vertrieb: Absolut Medien) von Alfred Jungraithmayr verfilmt. – Carlo-Mierendorff-Porträts von Richard Albrecht erschienen unter anderem in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung,* Jg. 34 (1992), H. 3, S. 92 bis 100; *Zeitgeschichte,* Jg. 19 (1992), H. 12, S. 51–59; Der Kreisauer Kreis. Zu den verfassungspolitischen Vorstellungen von Männern des Widerstandes um Helmuth James Graf von Moltke. Hrsg. von Ulrich Karpen und Andreas Schott, Heidelberg 1996, S. 49–48; vgl. auch Richard Albrecht, Der Rhetor Carlo Mierendorff, in: Diskussion Deutsch [Frankfurt a. M.], Jg. 18 (1987), H. 96, S. 331–350; Onlineversion: http://www.wissen24.de/vorschau/35195.html.

5 Richard Albrecht, Der „Fall" Lenard-Mierendorff (Anm. 1), S. 107, Anm. 1.

6 Ders., Der militante Sozialdemokrat (Anm. 4), S. 62–69.

7 Nachweise ebd., S. 325–336.

8 Berlin: VEB Deutscher Zentralverlag 1953. Carlo Mierendorffs bibliographisch korrekt bezeichnete Broschüre steht dort zwischen Nr. 3338 (Kurt Mielsch, Lagarde. Ein deutscher Prophet, Berlin: Verlag der Deutschkirche 1932) und Nr. 3340 (Franz Miethke, Industrie und Gesetzgebung, Dresden: v. Zahn & Jaensch 1920); vgl. auch online: http://www.polunbi.de/bibliothek/1953-nslit-m.html. – Soweit ich weiß, ist die Broschüre derzeit auch über http://zvab.com antiquarisch nicht zu erhalten.

Arisches Kaiserreich oder Judenrepublik.[1]

Aufrichtung des arischen Kaiserreichs – das ist das Ziel der deutsch-völkischen Bewegung, die jetzt breite Massen des deutschen Volkes durch eine fieberhaft gesteigerte schriftliche und mündliche Propaganda aufzuwühlen sucht. Im „Judas Schuldbuch" träumt Wilhelm Meister[2] sehnsuchtsvoll von dem großen Tage, da „Kaiser Weißbart" mit seinen Paladinen wieder aus dem Kyffhäuser steigen werde. Die Schrift: „Semi-Imperator"[3] schwärmt von der „ungeheuren Gewalt", die in der Kaisermacht liegt, und sie grüßt im Geiste schon den „Erleuchteten", den „wirklich Gottbegnadeten von Bismarcks Geiste und echt germanischer Kraft". Unter richtiger Führung werde diese Kaisermacht sicherlich aufs neue Wunder wirken. Aus *germanischem,* aus *arischem* Blute muß der deutsche Kaiser nach dem deutschvölkischen Glauben geboren sein; denn alles, was nur den geringsten jüdischen Bluteinschlag hat, „geht mit dem Judentum".

Arisches Kaisertum! Ja, sind denn die Wilhelms, Friedrichs, Ernsts, Georgs usw. noch rein arisch? Semi-Imperator untersucht diese Frage, und er glaubt dann feststellen zu können, daß durch die Gemahlin des Staufers Heinrich VI., durch *Constanze,* selbst in das herrlichste aller Fürstenhäuser jüdisches Blut gelangte. Constanze sei ein Pierleoni, eine dem jüdischen Geldwechslergeschlecht des Jordan Poer Leon entstammende Fürstentochter. „Ihr Blut floß in erste römische Fürstengeschlechter und in viele Familien vom höchsten Adel Italiens und anderer Länder. Und in *weiblicher Deszendenz lebt*

[1] Diese Broschüre wurde nach dem Mord an dem damaligen Reichsaußenminister Walther Rathenau (1867–1922) am 24. Juni 1922 geschrieben und veröffentlicht (Eingang Deutsche Bücherei Leipzig am 6. November 1922). Gegen Rathenau, der als Wiederaufbauminister (1921) in Erfüllung des Versailler Vertrages für Sachlieferungen an Frankreich sorgte und (1922) als Außenminister an der Konferenz von Genua teilnahm sowie auf der Konferenz von Rapallo einen Rückversicherungsvertrag mit Rußland abschloß, hetzten die antisemitischen Rechtskräfte schon lange. So zum Beispiel der Publizist Theodor Fritsch („Anti-Rathenau" [1919]), mit dem sich Carlo Mierendorff hier vor allem auseinandersetzt. Aus rechtsextremistischen ehemaligen Offiziers- und Freikorpskreisen kamen auch die Rathenaumörder. – Sensitive Einblicke in Mileuaspekte rechtsextremistischer Kreise in und um München gibt Marlis Steinert im „Sprungbrett"-Kapitel ihrer zuerst 1991 französisch erschienenen Adolf-Hitler-Biographie: die Autorin porträtiert einen 1922/23 (nicht nur von politischen Gegnern abwertend und nicht nur ironisch so genannten) „König von München" als politisierenden Bohemien, der sich sowohl seiner Wirksamkeit als öffentlicher Redner zunehmend bewußt wurde als auch nachhaltig lernte, sich in verschiedenen Sozialmilieus und gegeneinander abgeschotteten „Freundeskreisen" zu bewegen und als zentrale Bezugsfigur anerkannt zu werden. Zu diesen gehörten neben Condottieres (Landsknechten) „Männer, die der Krieg für ihr ganzes Leben entscheidend geprägt hatte", „Frustrierte und Unzufriedene aller Art" und auch Attentäter und Putschisten (Marlis Steinert, Hitler, München 1994, besonders S. 132 bis 148: „Hitler und seine Umgebung"; das Zitat zur Kennzeichnung des „engsten" Hitler-Kreises). – Carlo Mierendorffs Broschüre trägt auf dem Deckblatt den Titel „Arisches Kaisertum oder Juden-Republik" und davon abweichend auf der ersten Seite des Textes „Arisches Kaiserreich oder Judenrepublik" und führt in Form einer offensiv-polemischen Auseinandersetzung in den Quellsumpf des zeitgenössischen rechtsextremistischen und frühfaschistischen deutschen Antisemitismus ein. Soweit möglich wurde in den folgenden Anmerkungen zum Text auf die genannten Personen und Werke verwiesen.

[2] Wilhelm Meister [i. e. Paul Bang, 1879–?], „Judas Schuldbuch. Eine deutsche Abrechnung" (1919; 6. Auflage 1924).

[3] [Anonym], Semi-Imperator, 1888–1918. Eine genealogisch-geschichtliche Aufklärung zur Warnung für die Zukunft – ein packender Kommentar zu den Semi-Alliancen im besonderen und semi-gothaischen Erkenntnissen im allgemeinen. München: F. Eher Nachf., 1919, 206 S.

nach Universitätsprofessor Frhr. v. Dungern[4] *ihr Blut nachweisbar* in allen deutschen Fürstengeschlechtern fort." (Semi-Imperator.) In *allen Fürstengeschlechtern,* man beachte dieses Wort! Die Hohenzollern erhielten überdies einen neuen kräftigen jüdischen Bluteinschlag durch die koburg-englische Verwandtschaft. „Durch Eduards Schwester Viktoria, 1840–1901, die 1858 die Gemahlin des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm wurde, kam das Koburger Blut (bei Annahme der Vermutung im günstigsten Falle mit einem Viertel, in ungünstigerem Falle mit drei Achtel jüdischem Einschlag) auch in die Hohenzollernfamilie."

Jedes Tröpfchen Judenblut trägt nun nach deutschvölkischer Ansicht furchtbare Entartung in das arische Wesen. Das Judentum ist gleichsam eine „ansteckende Krankheit". Ein einziger Pestkranker kann vielen tausend Gesunden die Pest bringen (Fritsch)*.[5] Ein Tropfen Judenblut kann ganze Rassen ruinieren. Wilhe[l]m II. wird in dem Nachwort zu Semi-Imperator als Judensprößling so charakterisiert: „Wilhelm II., der unselige Allesbesserwisser, der das Jüdische in sich selbst nicht zu überwinden vermochte; sein jüdischer ‚Dreh'-Intellekt statt arischem Geist, hochfahrendes Getue als Hülle von Feigheit, seicht, nachtragend, frivol, geldstolz, unwahrhaftig, „gemacht", unkaiserlich, burschikos, krankhaft, impulsiv, byzantinisch-anschmeißend, schwer belehr-, leicht betörbar, von 50 *jüdischen* ‚Freunden' – posierend, gewandt nur im Sichherausreden, Selbstvergötterung, *jüdische* Mimikry sowie Wandertrieb: *Reise*kaiser! – ein *un*deutscher Semi-(Imp.)Rex, der uns *jüdisch* regieren ließ: *sub auspiciis daemonis inferni ‚Ischariotismus'.*[6] *Wilhelm II.* Irrwahn, flackernde, unstete Denkart, Schwäche und Nachgeben den Juden, die feige Schaukelpolitik, würdeloses Nachlaufen Amerikanern usw., dabei sein in **jüdischem Asiatismus wurzelnder Despotismus** wurde unser Unglück."

Der deutsche Kronprinz[7] wird als Judenabkömmling als völlig unwürdig für die Thronnachfolge befunden. „Blut", so bemerkt „Semi-Imperator", „rinnt nach Blut: Autofahrten mit Fräulein Kahn (!) aus Esch im Luxemburgischen" in größter Geschwindigkeit waren ihm sicher der liebste und angenehmste Teil seiner Tätigkeit als „Führer der 5. Armee"! Die „germanische Rasse" ist nach „Semi-Imperator" in den Hohenzollern völlig durch jüdisches Blut verdorben worden; und daher wird dieses verjudete Herrschergeschlecht seiner Thronrechte für ewig verlustig erklärt. „Das christliche germanische Königtum von Gottes Gnaden ist durch jüdische Verbastardierung

* Fritsch: Handbuch der Judenfrage.

[4] Otto Freiherr von Dungern (1875–?), Genealoge, ab 1919 Professor in Graz, veröffentlichte u. a. „Thronfolgerecht und Blutsverwandschaft der deutschen Kaiser seit Karl d. Gr." (1910).

[5] Theodor Fritsch (1852–1933), antisemitischer Publizist und Vertreter rechtsextremistischer Parteien, Organisationen und Gruppen der Weimarer Republik. Herausgeber der „Antisemitischen Korrespondenz" (1885 ff.), Verfasser von „Anti-Rathenau" (1919; 3. Aufl. 1921), „Antisemiten Katechismus" (25. Aufl. 1893) und „Handbuch der Judenfrage" (1919; letzte deutsche Auflage 1944 im 279. bis 350. Tsd.). 1922 Gründungsmitglied der Deutschvölkischen Freiheitspartei (ab 1924: Nationalsozialistische Freiheitspartei, ab 1925: Deutschvölkische Freiheitsbewegung).

[6] Etwa: unter dem Einfluß der höllischen Dämonen des verräterischen Judentums.

[7] August Wilhelm („Auwi") (1887–1949), Kronprinz und vierter Sohn des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II. (1859–1941), von 1888 bis 1918 deutscher Kaiser und König von Preußen. – „Auwi" trat später, 1930 ‚der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) bei und wurde 1932/33 Mitglied des Landtags (MdL) in Preußen.

entheiligt, die kaiserliche Hauptlinie Hohenzollern durch Eindringen von Fremdblut entnationalisiert und damit für alle Zeiten völkisch entwertet, darf nie wieder zur deutschen Kaiserwürde gelangen. Mit dem Eindringen jüdischen Blutes sind ihre Legitimitätsrechte dem deutschen Volke gegenüber zum ererbten Unrecht geworden und damit sind ihre Erbrechte verwirkt und auf immerwährende Zeiten erloschen."

Welcher deutsche Souverän kann da, nachdem sich selbst die Hohenzollern als mit der semitischen „Pest" behaftet erwiesen haben, noch als reiner Germane vor dem streng richtenden Auge der deutschvölkischen Rassemenschen bestehen? Diese „judaisierte" Constanze hat ja das blaue Blut *aller* Fürstengeschlechter verdorben. Und nun mögen die Deutschvölkischen den Mut haben und die „Erbrechte" *aller* deutschen *Fürsten für verwirkt zu erklären.* Damit nicht genug! Die Paladine dieser Fürsten, die Adligen, sind ebenfalls der grauslichen jüdischen Blutverderbnis verfallen! *Also raus mit dem judaisierten Adel!* Die „aristokratisch-jüdische Allianzenliste" weist nämlich über *2000* („durch zirka 300 Jüdinnen mehr oder minder judaisierte") Adelsfamilien nach. Wenn man zu dem jüdisch-korrumpierten deutschen Adel noch die jüdischen und „judaisierten" bürgerlichen Intellektuellen und die mit dem Judentum verschwisterten, verschwägerten oder wenigstens wirtschaftlich zusammengeschweißten Bankiers und Fabrikanten zählt, so erhält man eine geradezu ungeheuerliche Vorstellung von dem Umfang der jüdischen „Pest". Die Deutschvölkischen machen eine fürchterliche Rechnung auf:

Es ist ein jeglicher in diesem Land
Auf ein und andere Art mit Israel verwandt. (Goethe.)

Eine schreckensvolle Perspektive eröffnet sich uns da, denn „das jüdische Wesen", so belehrt uns Theodor Fritsch in seinem „Handbuch der Judenfrage", „ist die völlig Umkehrung des gesitteten ehrenhaften Menschentums. Der Jude stellt alle Begriffe auf den Kopf, er macht verächtlich, was anderen heilig ist und verherrlicht das Unsittliche und Verderbliche. Der Grundzug des Judentums ist der Menschenhaß und die Sittenfeindlichkeit." Wahrlich, wenn diese Charakteristik des Judentums zutrifft und das Judentum wie „eine ansteckende Krankheit" wirkt, so müßte die bürgerliche Gesellschaft ein grauenvoll stinkender Pestleichnam sein. Aber selbst die schärfste sozialistische Kritik der bürgerlichen Gesellschaft hat die Wunderleistungen der Technik und die gigantischen Organisationen dieser kapitalistischen Gesellschaft frank und frei anerkannt. Und als kapitalistischer Organisator von schöpferischer Kraft hat Werner Sombart[8] – wahrlich kein Philosemit – den Juden förmlich gefeiert. Fritsch dagegen wirft den Juden vor, sie hätten „Verwirrung in alle Dinge gebracht" und „das Fühlen und Denken des Volkes bis zur völligen Perversität gefälscht". Ihm sind die Juden „Teufel in Menschengestalt". „Ich erkenne Jahve als den bösen Geist und die Juden – um in der Sprache der Bibel zu reden – als die Kinder des Teufels." Vielleicht nimmt Fritsch den Schwefelgeruch der Hölle auch an dem „judaisierten" Adel Ostelbiens wahr? Als dieser Adel den ostelbischen Bauernstand mit fast perverser Raffgier enteignete, verknechtete und Bauernland zu großen Rittergütern formte, da tobte wohl „Teufels"blut in ihm? Welche „Perversität" ostelbisch-adligen Fühlens und Denkens, nicht wahr, Herr Fritsch?

[8] Werner Sombart (1863–1941), deutscher Nationalökonom und Sozialwissenschafter, veröffentlichte u. a. „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (1911), auf das der Autor hier anspielt.

O nein, mit derartigen Wendungen bombardiert Fritsch nur das Judentum und entfesselt damit eine gemeingefährliche Hetze, die bei den ganz hemmungslosen Giftgasfabrikanten der deutschvölkischen Partei[9] direkt zur Mord- und Totschlagpropaganda ausartet. „Macht ganze Arbeit mit den Juden", schreit da der „deutsche Volksrat" Dr. Heinrich Pudor,[10] Leipzig, „Bestien reizt man nicht, man tötet sie."[1] „Auf zur Tötung, auf zum offenen Kampf gegen die Blutsauger."[2]

„Es naht der Tag, der rote Tag,
für alle Judasbrüder!
Dann schlägt man sie, so bleich und vag,
wie tolle Hunde nieder."[3]

So rasen nur noch irrsinnige Derwische!

Dieser wahnsinnige Blutrausch rast sich aber nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen die Bekenner des demokratisch-republikanischen Gedankens aus. Der „Miesbacher Anzeiger" drohte dem Führer der bayerischen Sozialdemokratie, Erhard Auer,[11] direkt mit der Feme des Volkes, behandelte ihn als überführten Verbrecher an der nationalen Sache und empfahl offen die verbrecherischen Methoden des Fascismus gegen alle Volksverräter. Aus deutschvölkischen Kreisen erfolgte auch das Attentat auf Auer, und nach diesem Mordanschlag verhöhnte das Münchener Organ der Deutschvölkischen, der „Völkische Beobachter", den bayerischen Parteiführer offen in dem Artikel: *„Der beattentate Auer oder Her mit der Märtyrerkrone."*

In dem Prozeß Auers gegen den Redakteur des „Völkischen Beobachte[r]s", Dietrich Eckart,[12] am 26. Januar 1922 stellte Auer diese Fragen an den Beklagten:

„Wissen Sie, daß am 19. Oktober nach der Versammlung der Nationalsozialisten im Zirkus Krone vor meiner Wohnung eine Demonstration von 400 Leuten stattfand, die die wildesten Drohungen ausstießen? Wissen Sie, daß bei der Sturmabteilung der Nationalsozialistischen Partei, deren Führer ein gewisser Fürmann ist, von dem in letzter Zeit mehrfach die Rede war, wiederholt zu der Frage Stellung genommen wurde, wie man

1 Hand- und Werfzettel Nr. 3 „Deutscher Volksrat", Leipzig.
2 Aus einem Flugblatt der „Deutschen Vereinigung für Wahrheit, Volksaufklärung und Volksgesundung" (E. V.!!) Leipzig, E. Behrs Verlag.
3 Strophe aus dem Gedicht „Wie es kommt" (Los von Juda) als Postkarte verbreitet in Detmold.

[9] „Deutschvölkische Partei" (1914–1918), antisemitisch-rassistische Partei der politischen Rechten, die sich 1918 auflöste und nach der Novemberrevolution im Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund (1919–1922) und dann, nach dem Verbot dieser Organisation nach dem Rathenau-Mord, in den meisten Ländern des Deutschen Reichs, ab 1922 in der Deutschvölkischen Partei neu formierte. Aus diesen Kreisen und Milieus, deren Flugblätter Carlo Mierendorff hier zitiert, kamen die Mörder Rathenaus, die ihre Tat dann auch öffentlich so triumphalisierten: „Verreckt ist Walther Rathenau / die gottverdammte Judensau."

[10] Heinrich Pudor (1865–?), Verfasser der judenfeindlichen Broschüre „Deutschland für die Deutschen. Vorarbeiten zu Gesetzen gegen die jüdische Ansiedlung in Deutschland" (1912).

[11] Erhard Auer (1874–1945), führender bayrischer Sozialdemokrat. 1907 bis 1933 MdL Bayern, seit 1920 dort Vizepräsident des Landtags. 1919 bis 1933 Mitglied des Deutschen Reichstags (MdR), 1919 vorübergehend Innenminister im Kabinett Kurt Eisners.

[12] Dietrich Eckart (1868–1923), antisemitischer Journalist und Politiker, Berater von Adolf Hitler, 1921 bis 1923 Chefredakteur des in München erscheinenden „Völkischen Beobachters", der wichtigsten Zeitung der NSDAP.

Auer beseitigt?" Eckart rief dazwischen, das sei nicht wahr, denn das müßte er wissen. Einige Verlegenheit bereitete es dem Beklagten, als Auer die Frage stellte: „Wozu denn eigentlich diese Sturmabteilung?"

Von der Mordpropaganda ging man zur Mordtat über. In München wurde der unabhängig-sozialistische Abgeordnete Gareis[13] erschossen, und den Mörder suchte man in deutschvölkischen Geheimorganisationen. In München erfolgte ein Anschlag auf den Abgeordneten Sänger[14] von einem deutschvölkischen, „nationalsozialistischen" Führer, und diesen Täter fand die Polizei nicht, wohl aber die Sozialdemokratie. In München wurde Dr. Hirschfeld[15] von deutschvölkischen Strolchen niedergeschlagen – und die Polizei ermittelte ebenfalls nicht die feigen Burschen, die den Berliner Arzt überfallen hatten. In München standen in engster Führung mit den dortigen Geheimbündlern die Mörder Erzbergers.[16] Der Münchener Polizeipräsident Pöhner[17] begünstigte in der auffälligsten Weise das nationalsozialistische Rowdytum, er ließ die aufreizendsten Plakate zu und zog sich deshalb die heftigsten Anklagen selbst von sehr gemäßigt-demokratischen Abgeordneten im bayerischen Landtage zu.

In München bildeten sich förmlich deutschvölkische Kampfbataillone gegen die *„Judenregierung" des Reiches:* Ihre Organisation läßt sich auf Kapp-Putschisten[18] wie den Hauptmann Berthold[19] zurückführen, der zu den rührigsten monarchistischen Umsturzagenten zählte. Er endigte in der von Ehrhardt, Bauer und Bischof[20] angezettelten und von Ludendorff[21] unterstützten *Kapp-Revolte.* Unter seinen Papieren fand

[13] Karl Gareis (1889–1921), 1920 Fraktionsvorsitzender der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) im Bayerischen Landtag, wurde im Juni 1921 ermordet.

[14] Wahrscheinlich gemeint ist Alwin Saenger (1881–1920?), Rechtsanwalt in München, ab 1918 MdL Bayern, ab Januar 1919 MdR (SPD).

[15] Magnus Hirschfeld (1868–1935), Sexualwissenschaftler und Psychoanalytiker, Sozialdemokrat, Mitherausgeber der „Zeitschrift für Sexualwissenschaften" (1908 ff.), 1919 Gründer des Berliner Instituts für Sexualwissenschaft, 1933 Emigration nach Frankreich, dort in Nizza gestorben. – Bereits 1920 in Berlin von rechten Studenten nach einer Vorlesung angegriffen und verletzt; Koautor der „Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges" (mit Andreas Gaspar), 1929; Neudruck 1965 (3. Aufl.); „Zwischen zwei Katastrophen. Sittengeschichte 1918–1933", o. J., Neudruck 1966 (2. Aufl.).

[16] Matthias Erzberger (1875–1921), deutscher Zentrumspolitiker, MdR seit 1903, 1919/20 Reichsfinanzminister. 1921 von ehemaligen Reichswehroffizieren ermordet.

[17] Ernst Pöhner (1870–1925), 1919 bis 1924 Polizeipräsident von München, Mitglied der NSDAP.

[18] Kapp-Putsch: rechter Umsturzversuch unter Leitung des Generallandschaftsdirektors Wolfgang Kapp (1858–1922) im März 1920, der am entschlossenen Widerstand der Arbeiterbewegung (politische Parteien und Gewerkschaften) in Form eines mehrtägigen Generalstreiks scheiterte.

[19] Rudolf Bertold (1891–1920), im Ersten Weltkrieg Jagdflieger, nach Demobilisierung 1919 Führer des Freikorps „Eiserne Schar", während des Kapp-Putsches in Norddeutschland umgekommen.

[20] Hermann Ehrhardt (1881–1971), ehemaliger Marineoffizier, 1919 Führer der „Brigade Ehrhardt", später Beteiligung am Hitler-Putsch in München 1923. – Hermann Bauer (1884–?), Studienprofessor, seit 1922 Präsident der Vaterländischen Verbände, einer rechtsextremistischen Dachorganisation, in München; 1924 bis 1933 MdL Bayern (Deutschnationale Volkspartei [DNVP]). – Josef Bischoff (1872 bis 1948), preußischer Offizier, 1919 Kommandeur von deutschen Freiwilligenverbänden im sogenannten Baltikum, später Oberstleutnant der Reichswehr.

[21] Erich Ludendorff (1865–1937), preußischer Offizier, 1916 bis 1918 als Erster Generalquartiermeister für die militärische Kriegsführung des Deutschen Reichs mitverantwortlich. Teilnehmer am Kapp-Putsch 1920 und am Hitler-Putsch 1923. Seit 1925 MdR (NSDAP). Kandidat der NSDAP zur Reichspräsidentenwahl 1926.

man folgenden, den *Zusammenhang zwischen Judenhetze* und *republikanischem Staatsumsturz* charakterisierenden Brief eines Leutnants M. vom 11. Februar 1920:

„Hoffentlich vergißt der kommende Diktator nicht, die Juden für vogelfrei zu erklären – eine Nacht genügt –, um diese Hunde auszurotten. Ich habe schon eine schwarze Liste angelegt, damit auch die Richtigen totgeschlagen werden; denn es verdienen's ja auch manche Nichtjuden reichlich."

Der völkische Schutz- und Trutzbund[22] ist im ganzen Reiche (Bayern ausgenommen) verboten worden. Wer glaubt aber, daß mit seiner Auflösung auch die völkische Bewegung erledigt ist? Wo bleiben die Millionen Broschüren völkischen Inhalts, wo ihre Verleger, ihre Schmutz- und Trutzsudler und ihre Wanderredner? Werden nicht weiter für diese Hetze neue Millionen aufgewendet?

Hinter der völkischen Trutz- und Schutzmaske grinst die *reaktionäre* Fratze. Wer empfiehlt die antisemitische Literatur? *Ludendorff,* der zur Not ein brauchbarer General sein mag, aber für die tiefen sozialen Probleme nur Kadettenverstand hat. Er benutzt das behagliche Dasein, das ihm das Millionenhonorar seines schwedischen Verlegers für seine Memoiren gebracht hat, um sich und seinen Getreuen an antisemitischer Schauerliteratur das Gruseln beizubringen. „Die Geheimnisse der Weisen von Zion",[23]

[22] Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund (1919–1922), rechtsextrem-antisemitische Organisation, wurde nach dem Rathenau-Mord im Sommer 1922 außer in Bayern, Württemberg, Anhalt und Mecklenburg-Strelitz im Deutschen Reich verboten.

[23] Erstmals auf deutsch 1919 erschienen: Die Geheimnisse der Weisen von Zion. Hrsg. von Gottfried zur Beek [i.e. Ludwig Müller], Berlin-Charlottenburg: Verlag „Auf Vorposten", 1919, 240 S., mit Illustr. (23. Auflage 1939). Weitere deutsche Ausgaben u.a. 1923 (hrsg. von Alfred Rosenberg) und 1924 (hrsg. von Theodor Fritsch). – Es handelte sich um die reaktionäre Weltverschwörungsthese der Konterrevolution, die besonders im bürgerlichen Deutschland nach dem – verlorenen – Ersten Weltkrieg von deutsch-völkischen, später von nationalsozialistischen Rechtsextremisten propagiert und radikalisiert wurde (vgl. Johannes Rogalla von Bieberstein, Die These von der Verschwörung 1776–1945. Philosophen, Freimaurer, Juden, Liberale und Sozialisten gegen die Sozialordnung [= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 63], Frankfurt a. M. und Bern 1976, S. 206 ff.). Sie wurde bereits im Herbst 1918 angesichts der militärischen Niederlage des Deutschen Reichs bewußt propagiert von Generalstabsoffizieren der Obersten Heeresleitung um Ludendorff und in der Führung des Alldeutschen Verbandes um Heinrich Class (1868–1953, ab 1908 Vorsitzender, veröffentlichte unter dem Pseudonym Daniel Freymann die Polemik: „Wenn ich der Kaiser wär'. Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten" [Leipzig 1912] mit völkisch-antisemitischen Forderungen) und als propagandistisches Konstrukt und „Fanfare gegen das Judentum" mit „Juden als Blitzableitern für alles Unrecht" (Class) aktualisiert (zitiert nach Wilhelm Deist, Der militärische Zusammenbruch des Kaiserreichs. Zur Realität der „Dolchstoßlegende", in: Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus. Festschrift für Werner Jochmann. Hrsg. von Ursula Büttner unter Mitwirkung von Werner Johe und Angelika Voß, 2 Bde., Bd. I: Ideologie – Herrschaftssystem – Wirkung in Europa [= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 21], Hamburg 1986, S. 101–129, hier S. 121 f.). – Der damalige Reichswehrspitzel Adolf Hitler verfaßte im Auftrag der Propaganda- und Presseabteilung des Reichswehrkommandos 4 in München am 16. September 1919 als sein „erstes politisches Schriftstück" ein Memorandum zur Judenfrage mit dem Plädoyer für eine „planmäßige gesetzliche Bekämpfung und Beseitigung der Juden" (zitiert nach Egmont Zechlin, Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg. Göttingen 1969, S. 563). Und der frühe faschistische Antisemitismus in der Weimarer Republik findet sich sowohl im 25-Punkte-Programm der NSDAP – hier 4: „Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein" – als auch in Hitlers späterer Grundlagenrede in München im gleichen Jahr (am 13. August 1920); vgl. Reginald H. Phelps, Hitlers „grundlegende" Rede über den Antisemitismus; in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte,* Jg. 16 (1968), H. 4, S. 390–420, Redetext ebd.,

die er anpreist, sind eine glatte Fälschung von völkischer Hand, nach der russischen Fälschung einer ursprünglich gar nicht antisemitischen Schmähschrift eines Franzosen gegen Napoleon III.[24] zurechtfrisiert. Fest tutet der „große Feldherr" ins völkische Horn: „Ueber die Zusammenarbeit von in Deutschland lebenden Juden mit unseren Feinden ist kein Zweifel. Nur Deutschlands Niederlage konnte ihnen die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche bringen." (Ludendorff: Kriegsführung und Politik. S. 191 und 192.) Nun – Hasardeure und Ehrabschneider sind einander wert. Aber weiter: Wer stößt antisemitische Verwünschungen aus? „Unser großer" Kaiser – der „judaisierte" Kaiser! – von Amerongen![25] Dann Herr Kunze,[26] der Knüppel-Kunze. Er biedert sich an Stinnes[27] an, und Stinnes erwidert ihm, daß „er in vielen Punkten mit ihm übereinstimme", denn Kunze versichert, er werde die Arbeiter schon „auf den richtigen Weg zurückführen", wenn er nur tüchtig unterstützt werde.[4] Das ist also die Leistung, ohne die Herr Stinnes kein Interesse an der völkischen Bewegung hat. Herr Wulle[28] schmeißt sich an die Agrarier heran, sie möchten ihm Geld für den völkischen Gedanken geben, weil seine Zeitung so „ein vorzügliches Mittel sei, die Landarbeiterschaft national zu beeinflussen" ... „Die Leute (!!) erhalten von uns (nämlich Herrn Wulle) die Zeitung,

4 Briefwechsel zwischen Hugo Stinnes und dem Geschäftsführer der Lesergemeinde des „Deutschen Wochenblattes" (Herausgeber Richard Kunz).

Forts. von Anm. [23]
S. 400–420. Hitler selbst hat 1925 triumphal in „Mein Kampf" erklärt: „Jedenfalls begann im Winter 1918/19 so etwas wie Antisemitismus langsam Wurzel zu fassen. Später hat dann allerdings die nationalsozialistische Bewegung die Judenfrage ganz anders vorwärts getrieben. Sie hat es vor allem fertiggebracht, dieses Problem aus dem engbegrenzten Kreise oberer oder kleinbürgerlicher Schichten herauszuheben und zum treibenden Motiv einer großen Volksbewegung umzuwandeln" (zitiert nach Cornelia Berning, Vom „Abstammungsnachweis" zum „Zuchtwart". Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 1964 [= Die kleinen de Gruyter Bände, Bd. 6], S. 13). Zur Geschichte des deutschen Antisemitismus vgl. anstatt weiterer die grundlegenden Studien von James Parker, Antisemitismus. Ein Feind des Volkes, Nürnberg 1948 [zuerst engl. 1945]; ders., Antisemitismus, München 1964 [zuerst engl. 1963]; Siegbert Kahn, Antisemitismus und Rassenhetze. Eine Übersicht über ihre Entwicklung in Deutschland, Berlin 1948; Paul W. Massing, Vorgeschichte des politischen Antisemitismus, Frankfurt a. M. 1959 [zuerst amerikanisch 1949]; Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, ungekürzte Neuausgabe München 1986 [zuerst amerikanisch 1951]; Eva G. Reichmann, Die Flucht in den Haß. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe [= Bibliotheca Judaica], 2. Aufl., Frankfurt a. M. o. J.; Norman Cohn, Warrant for Genocide. The Myth of the Jewish World-Conspiracy and the Protocols of the Elders of Zion, 4. Aufl., Chico, Cal., 1981 [1. Aufl. 1969]; Leon Poliakov, Le racisme, Paris 1976; Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, Berlin 1982; Yehuda Bauer, A History of the Holocaust, New York, London, Toronto und Sydney 1982.

[24] Napoleon III., auch Louis Napoleon (1808–1873), französischer Kaiser. Durch Volksabstimmung Ende 1848 Präsident der Republik, mit Hilfe von Staatsstreich und erneuter Volksabstimmung Ende 1852 bis 1871 Kaiser Frankreichs.

[25] Kaiser Wilhelm II. (im Volksmund oft nur „Willem" genannt) hielt sich nach der Novemberrevolution von Ende 1918 bis Juni 1920 in Amerongen (Niederlande) auf, später dann in Doorn (Provinz Utrecht).

[26] Richard Kunze (1872–1945?), auch „Knüppelkunze", Lehrer und rechtsextremer Politiker, damals Vorsitzender der Deutschsozialen Partei (1921–1928), MdR Mai bis Dezember 1924. Im Mai 1930 Eintritt in die NSDAP, 1930 MdL Preußen (NSDAP).

[27] Hugo Stinnes (1870–1924), Großunternehmer, Gründer des Stinnes-Konzerns, seit 1920 Mitglied der Deutschen Volkspartei (DVP) und MdR.

[28] Reinhold Wulle (1882–1950), rechter Publizist und Politiker, nach 1918 Mitglied der DNVP, MdR 1920 bis 1924, 1922 Mitbegründer der Deutschvölkischen Freiheitspartei.

ohne zu erfahren, wer sie bestellt und bezahlt hat." In höchst eigener Person aber wirbt Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, mit Handschreiben, mit „bestem Gruß" als „sehr Ergebener", um Abonnenten und Aktionäre (warum nicht gar um Inserate) für die „Deutsche Zeitung". Sie habe „in vornehmster (!!) und tapferster Weise die Anschauungen der unabhängig völkisch gesinnten Kreise vertreten". Der Hochverräter Ehrhardt schließlich macht gar eine Bank auf, um die Monarchie auf gut völkisch zu finanzieren.

Wer macht „völkische" Politik? Die Deutschnationale Partei.[29] Wer bezahlt die völkische Presse? Die Deutschnationale Partei zum Teil. Und warum? Weil der demagogische antisemitische Spektakel den „Wahlkampf für die Deutschnationale Volkspartei ganz bedeutend erleichtern" wird.[5] Den Wahlkampf? Den vermeintlichen reaktionären Sieg über die Judenrepublik.

Wenn es nach den Völkischen ginge, so wären wir jetzt endlich auf dem Gipfel der Entwicklung angelangt: Jahrhundertelang haben die Völker vergeblich nach den Ursachen ihres Unglücks geforscht, ohne sie jemals zweifelsfrei ermitteln zu können. Nun haben die Völkischen das große Weltproblem gelöst: Schmeißt nur die Juden raus, dann hat aller Jammer ein Ende.

Die geschwollenen völkischen Phrasen von der „Judenrepublik" verfangen bei der deutschen Arbeiterklasse nicht. Die Arbeiterklasse ist durch eine härtere, aber bessere politische Schule als das deutschnationale Spießbürgertum gegangen. Sie hat seit Beginn der kapitalistischen Aera bis über den Hals in Not und Elend gesteckt. Mehr als hundert Jahre hat sie sich mit den Ursachen ihrer wirtschaftlichen und politischen Knechtschaft beschäftigt, um für deren Beseitigung Mittel und Wege zu finden. Die Arbeiterklasse kennt die Entstehungsgeschichte des Kapitalismus. Sie ist über die raffigen Eingriffe der Landesherren, der Fürsten, in das Gemeineigentum und über die Enteignung der Bauern durch den Adel unterrichtet. Sie wissen, daß kapitalistisches Großeigentum erst entstehen konnte, nachdem der Produzent von seinen Produktionsmitteln getrennt war. Sie haben die Geschichte der Versklavung der Schwarzen studiert und tiefe Einblicke in die Greueltaten des kolonisierenden Frühkapitalismus genommen. Der förmliche Kindermord in den ersten großen Fabriken Englands hat lebendig zu ihrem Menschlichkeitsgefühl gesprochen. Die antisemitische Lüge, daß der Jude allein den ganzen Proletariatsjammer verschuldet habe, ist von den Arbeitern frühzeitig erkannt worden. Die völkischen Bibeln und Geheimschriften haben niemals die Köpfe der Arbeiter schwindelig gemacht. Sie fragen sich kühl: Ist die Phantasie der Völkischen größer als ihr Maul?

5 Vergleiche die Rede des Abg. Hergt[30] 27. September 1919 auf dem Pommerschen Landesparteitag.

[29] Deutschnationale Volkspartei, 1918 bis 1933, rechte antirepublikanische Partei der Weimarer Republik, zuletzt mit den Nationalsozialisten im ersten Reichskabinett Hitler am 30. Januar 1933 verbündet.

[30] Oskar Hergt (1869–1967), deutschnationaler Politiker, 1917/18 preußischer Finanzminister, 1918 Mitbegründer der DNVP und deren Vorsitzender, 1920 bis 1933 MdR, Januar 1927 bis Juni 1928 Reichsjustizminister und Vizekanzler des vierten Kabinett des Zentrumspolitikers und Reichskanzlers Wilhelm Marx (1863–1946).

Der „Scharfsinn" der Völkischen macht vor keinen Grenzen halt. Sie bauen wahre babylonische Türme von Hypothesen auf. Konstruieren sich höchst willkürlich „den Judengott Jahve", stempeln den „Sohn Davids" zu einem reinen Arier, verdrehen dann plötzlich die Augen und bekommen einen förmlichen völkischen Anfall. Indessen haben sie dabei Zeit und Kraft genug, eine völkische Broschüre zu schreiben, worin sie jüdische „Schandtaten" enthüllen. Je lauter so ein Völkischer schreit, um so angesehener ist er. Wer sich weigert, die völkischen „Wahrheiten" anzuerkennen, ist ein „Jude" oder er ist „jüdisch versippt" oder „verjudet". Wer ganz bescheiden um den Beweis einer der völkischen „Wahrheiten" nachsucht, ist ebenfalls ein „Jude" usw. Je öfter eine völkische Lüge wiederholt wird, desto wahrer wird sie natürlich. Wenn sie dann hunderttausendmal gedruckt ist, hilft auch der begründetste Nachweis, daß sie erlogen ist, nichts mehr.

An die „Deutschblütigen", an die „arische" Rasse wenden sich die Völkischen.

Selbst ernst zu nehmende Verfechter der „deutschblütigen" Heilslehre handhaben heute den arischen, den indogermanischen Rassebegriff, als wenn dieser in unumstößlichen, feststehenden Tatsachen wurzeln würde. Diesen zur Lehre seien folgende, viel zitierte Worte des Sprachforschers Max Müller[31] angeführt: „Für mich ist ein Ethnologe, der von arischer Rasse, arischem Blut, arischen Augen und Haaren spricht, ein so großer Sünder wie ein Sprachforscher, der von einem dolichozephalen (langköpfigen) oder einer brachyzephalen (kurz- oder rundköpfigen) Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung – ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern spreche, so meine ich weder Blut noch Knochen, weder Haare noch Schädel. Ich meine damit einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen." R. Hartmann[32] hebt mit Nachdruck hervor, daß er die Arier nicht für ein Urvolk, sondern für eine Erfindung der Studierstube halte. Professor v. Luschan[33] machte gegen den verbreiteten Irrtum energisch Front, daß die keltisch-slawisch-germanische Gruppe zusammen mit den südeuropäischen Italern und Hellenen, ja mit den asiatischen Armeniern, Iraniern und Indiern eine *anthropologisch einheitliche Grundrasse,* die indogermanische oder arische Rasse bilde. Den arischen Rassenfanatikern schrieb er diesen Merkspruch in das Stammbuch: „Der indogermanischen Sprachfamilie entspricht keine arische Rasse, und die Völker, die heute indogermanische Sprache reden, gehören sehr zahlreichen und untereinander völlig verschiedenen Rassen an. Die Begeisterung, mit der man früher einmal sich bemühte, eine gemeinsame Urform der indogermanischen Sprachen zu rekonstruieren und zu dieser Urform sich auch einen rassenreinen Urarier vorzustellen, hat längst reiferen Anschauungen Platz gemacht. Nur ganz unheilbare Chauvinisten reden heute noch von einer arischen Rasse und für den Fachmann ist der Begriff einer arischen Schädelform

[31] Max Müller (1823–1900), Orientalist, Sprach- und Religionswissenschaftler, 1850 bis 1875 Professor in Oxford. Hauptwerke: „Die Wissenschaft der Sprache" (dt. 1892–1893, 2 Bde.), „Ausgewählte Werke" (dt. 1897–1901, 12 Bde.).

[32] Robert Hartmann (1832–1893), Ethnologe und Anthropologe, ab 1867 Professor in Berlin.

[33] Felix von Luschan (1854–1924), Ethnologe und Anthropologe, 1900 bis 1922 Professor in Berlin. – Carlo Mierendorff bezieht sich hier wahrscheinlich auf dessen Buch „Zur physischen Anthropologie der Juden" (1905).

genau so absurd, als wenn man etwa von einer dolichozephalen (langköpfigen) Sprache reden wollte" (Zollschan).[34]

Auf *reinen* Ariern das Deutsche Reich gründen zu wollen, das hieße die Verwirklichung einer völlig weltfremden Utopie anstreben, namentlich wenn man als arische „Rasse"menschen nur die blondhaarigen, langköpfigen „Germanen" ansprechen würde, die nach Woltmann[35] alles, was in Gegenwart und Vergangenheit an Kulturwerten je existiert hat, geschaffen haben sollen. Soll man alle Kurz- oder Rundköpfe aus diesem Reiche hinauswerfen, weil sie von dem idealen germanischen Typus abweichen, oder dürfen sie in Deutschland nur unter der Bedingung bleiben, daß sie sich in voller Unterwürfigkeit von der „germanischen", allein kulturschöpferischen „Rasse" beherrschen und ausbeuten lassen? Will man etwa heute im Namen der Heiligkeit der Rasse den Germanen gegen den Slawen, den Arier gegen den Semiten auspielen und durch künstlich konstruierte Rassengegensätze unser Vaterland völlig zerklüften! Mögen die reinen blondhaarigen, langköpfigen „Germanen" – wahrlich sehr hoch ist der Prozentsatz der dunkelhaarigen, kurz- oder rundköpfigen „Germanen" – niemals vergessen, daß *Preußen*-Deutschland vor allem ein kolonisiertes *Slawenland* ist und daß unser teutscher Adel einen tüchtigen Schuß slawischen und *jüdischen* Blutes schon in seinen Adern hat.

Hinter den Begriffen: Arisches Kaisertum und arisches Kaiserreich hat sich niemals ein fester Wirklichkeitsgehalt geborgen. *Arisch* im Sinne der *Rassenidee* ist selbst *das alte Kaiserreich nie gewesen,* und als *staatliches* Gebilde, als eine politische Organisation mit einer bevorrechteten Adels- und Militärakte und einer übermächtigen Kapitalistenklasse wird es nie wieder kommen. *Das Kaiserreich Bismarckscher Gewaltschöpfung ist eine vergängliche Einrichtung, die von der Geschichte geboren und von der Geschichte wieder verschlungen ist.*

Die fanatischen „deutsch-blütigen" Schwärmer für [ein] arisches Kaiserreich entfalten ihr antisemitisches Fähnlein nur, um unter ihm alles, was in Deutschland reaktionär fühlt und denkt, zu sammeln. Sie suchen mit ihrem Pogromgeschrei die wildesten Instinkte im Volke zu wecken. Alle Schuld an dem tragischen Schicksal des deutschen Volkes wird von ihnen den Juden zugeschoben.

Gemeinhin läßt der Mensch jede Maschine nur für *eine* Sache laufen; entweder fabriziert er Nadeln oder Knöpfe. Der völkische Mensch aber schüttet in seinen Apparat allen Absud der Welt, ganz gleich in welchen Mengen, drückt mit dem „völkischen Gewissen" darauf und siehe, herausspringt der Jude. Es gibt keinen Unsinn, den sie nicht so zu antisemitischer Fabrikware verarbeitet haben. Das Judentum muß als ein allzerstörendes, die natürliche Vernunft und die gesunde Moral zersetzendes Element erwiesen werden. Und daher schreien die Deutschvölkischen in alle Welt hinaus:

[34] Ignaz Zollschan (1877–1948), Arzt und Publizist, lebte bis 1938 in Karlsbad, Emigration 1938 nach Zagreb und 1939 nach London. Veröffentlichte 1910 den „Anti-Chamberlain": „Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage" (4. Aufl. 1920, 5. Aufl. 1925).

[35] Ludwig Weltmann (1871–1907), Anthropologe, Herausgeber der „Politisch-anthropologischen Revue" (1902 ff.). – Hauptwerk: „Politische Anthropologie" (1903).

1. *Die Juden sind ein „Volk mit doppelter Moral".*[6]
2. *Die Juden sind ein „Schmarotzergewächs".*[7]

Herr Fritsch druckt in seinem „Handbuch der Judenfrage" einen Bericht der „Kölnischen Zeitung" ab, in dem das „Schmarotzergewächs" so geschildert wird: „Ohne Juden könnte man in Rumänien nicht leben, die unentbehrlichsten Handdienste könnte man nicht erhalten, und vermögende Herrschaften, die keine Juden als Dienstboten haben mögen, müssen sich Griechen, Serben, Ungarn oder Deutsche verschaffen. Schimpflich wie die Lohnarbeit erscheint dem Rumänen besserer Art auch der Handel." Nach Millionen zählen die Juden, die körperlich schwer arbeiten müssen und in den traurigsten proletarischen Verhältnissen dahinvegetieren. Sieben Achtel der Juden haben nach Zollschan gegen Not zu kämpfen. Große Gruppen osteuropäischer Juden leben direkt im bittersten Elend. Nach russischen Erhebungen – vor dem Weltkrieg – bezogen von 709 248 jüdischen Familien 132 855 eine Osterunterstützung. In Warschau entrichteten von 210 000 Juden nur 8000 Gemeindesteuern, in Lodz lebten 18 000 Juden auf Kosten der Wohltätigkeit, in Odessa wurden bei einer Gesamtzahl von 138 935 Juden 48 540 registriert, die unter entsetzlichen sanitären Verhältnissen hausten. 63 Proz. der Gestorbenen mußten umsonst begraben werden, 12 Proz. zu ermäßigten Preisen. Von 60 000 Kranken der Odessaer Krankenhäuser waren 1897 fast 33 000 Juden. Erschreckend ist zum Teil die Misere der altansässigen asiatischen und afrikanischen Juden. In der Stadt Tripolis befanden sich von 12 000 Juden 8000 im schwärzesten Elend. In Algier sind 68 Proz. der Juden arm (erhalten Unterstützung). (Siehe Zollschan: „Das Rassenproblem".)

Ins Riesenhafte wuchs in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkriegs in Osteuropa die jüdisches Auswanderung. Von den verelendeten Juden verfallen zahlreiche der inneren Fäulnis und Verrottung; „ihre Kinder verwachsen zu rachitischen Zwergen, der ganze Stamm ist zu Krankheit, Unwissenheit, Laster und Wahnsinn verurteilt" (Nordau).[37]

In Deutschland sind Tausende von Juden als gelernte und ungelernte Arbeiter in den gewerkschaftlichen Verbänden organisiert.

3. *Die Juden sind ein „Geheimbund".* Theodor Fritsch[8] klagt die unter uns lebende Judenschaft „als einen verbrecherischen Geheimbund öffentlich an" und fordert die Staatsanwaltschaften auf, „dieser Verbrechergesellschaft den Prozeß zu machen ..... und diesen gemeingefährlichen Bund aufzulösen". Herr Fritsch kennt natürlich nicht die Geheimorganisation Oberland und vor allem nicht die C-Organisation[38] Ehrhardts.

6 Fritsch: „Der falsche Gott", 8. Aufl., S. 80.
7 Otto Hauser:[36] „Rasse und Rassefragen in Deutschland", S. 103.
8 „Der falsche Gott", 8. Aufl., S. 96.

[36] Otto Hauser (1876–?), Schriftsteller, Literaturhistoriker, Publizist, veröffentlichte u. a. „Rasse und Rassefragen in Deutschland" (1915) und „Rasselehre" (1925).
[37] Max Nordau (1849–1923), Arzt, Schriftsteller und Publizist, Hauptwerk: „Entartung" (1892, 2 Bde.).
[38] Organisation Consul oder OC, 1920 bis 1923 von Ehrhardt gegründeter rechtsextremistischer Geheimbund zum Sturz der Weimarer Republik.

4. *Die Juden verbreiten die Geschlechtskrankheiten* (wenn sie sie nicht gar erfunden haben).[9] Aber die Völkischen treiben keinen außerehelichen Geschlechtsverkehr? Die Völkischen haben keine Syphilis?

5. *Die Juden schlachten kleine Kinder.* Der Mord an dem Knaben Justschinsky gehöre zu jenen „eigenartigen Verbrechen, bei denen anscheinend eine größere Anzahl Personen beteiligt und sichtlich nur auf die Gewinnung menschlichen Blutes zu geheimnisvollen Zwecken es abgesehen ist".[10]

Tausendmal widerlegter und von keinem zivilisierten Menschen mehr geglaubter Unsinn!

Greuelpropaganda im sattsam bekannten Entente-Stil[39] nach Ausbruch des Weltkriegs!

6. *Von den Juden kommen die hohen Preise.* So? Wer hat denn im Krieg (und später noch) die ausgehungerten Städter durch Vorenthaltung der Nahrungsmittel und durch Verkauf an Wucherer alle Konfessionen auspressen helfen? Große Gruppen der „nationalen" Bauernschaft.

7. *Die Juden haben den Krieg gemacht.* (Er sei „in den jüdischen Logen ausgeheckt worden".)[11]

9. *Die Juden haben die Revolution gemacht.* Sie sei ihnen ein „Mittel, um ihre Weltherrschaft zu vervollständigen".[12]

Wenn Juden – denn die Juden als Gesamtheit taten es sicher nicht – auf die Seite der sozialistischen Arbeiterschaft traten, dann halfen sie doch selbst[,] die Grundlagen ihrer vermeintlichen „Weltherrschaft", der sogenannten „jüdischen Kapitals"herrschaft [zu] zerstören, von der die Völkischen den Mund so voll nehmen. Diese braven kaisertreuen Arier vergessen nebenbei, daß ihr vielgeliebtes Bismarcksches Kaiserreich eine *ganz revolutionäre Schöpfung* ist und durch den Bruch der alten Bundesverfassung, durch die gewaltsame Annexion Hannovers, Hessen-Kassels, Nassaus und Frankfurts a. M. und durch die Entthronung angestammter Gottesgnadenmonarchen über den Norddeutschen Bund zum *schwarzweißroten* Preußen-Deutschland-Staat führte!

10. *Die Juden haben die Republik erfunden.* „Die deutsche Republik ist von Juden gegründet und wird von Juden gelenkt"[13] ... und Ebert, Köster, Wirth, Geßler, Hermes, Giesberts und Schmidt:[40] das sind alles Juden, nicht wahr? In Preußen aber sitzt die Deutsche Volkspartei in der „Judenregierung".

9 Wissenswertes für die deutschblütige Jugend, Vertrieb Schilling, Gera-Reuß.
10 Fritsch: „Die Wahrheit über den Veilisprozeß", Hammerverlag, Leipzig, S. 3.
11 „Die Freiheit in Gefahr", Flugblatt des Reichshammerbundes.
12 Ebenda.
13 Aus einem Flugblatt des „Ausschusses für Volksaufklärung".

[39] Entente, dt. etwa: Verbündung. – Carlo Mierendorff spielt hier an auf die Propaganda der Entente, vor allem Englands und Frankreichs, im Ersten Weltkrieg.

[40] Friedrich Ebert (1871–1925), sozialdemokratischer Politiker, damals erster Reichspräsident (1919 bis 1925). – Adolf Köster (1883–1930), sozialdemokratischer Politiker und Diplomat, damals (März bis Juni 1920) Reichsaußenminister, später (Oktober 1921 bis November 1922) Reichsinnenminister. – Joseph Wirth (1879–1956), Politiker des Zentrum, damals Reichskanzler (Mai 1921 bis November 1922). Von ihm stammt nach der Ermordung Rathenaus das Wort: „Der Feind steht rechts." – Otto Gessler (1875–1955), damals Reichswehrminister (März 1920 bis Januar 1928). – Andreas Hermes (1878

11. *Die Juden sind schuld am Verlust des Krieges.* Sie hatten „den Siegerwillen des deutschen Volkes gebrochen".[14] Der Siegerwille ist vor allem durch die Verlängerung des Krieges und die dadurch bewirkte Erschöpfung des Volkes gebrochen worden. Wer waren aber die Verlängerer? Nach neuen Thronen lüsterne Fürsten und annektionshungrige Schwerindustrielle! Wer heischte sofortige Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen? Herr Ludendorff.

12. *Die Juden haben sich von der Front gedrückt.*[15] Nach sorgfältigen statistischen Erhebungen sind etwa 12000 Juden im Weltkrieg gefallen. (Siehe Prof. Franz Oppenheimer:[42] Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums.)

13. *Die Juden haben den Sozialismus triumphieren lassen.* a) „Vom ersten Augenblick an (!) hat sich das gesamte (!!) Judentum des Sozialismus bemächtigt (!!!), um dadurch das deutsche Bürgertum zu stürzen."[16] b) [„]Die gänzlich undeutsche und auch sachlich aberwitzige Konstruktion des Klassengegensatzes zwischen Arbeiter und Bürger, die unser ganzes nationales Leben vergiftet hat ... ist ausgesprochen jüdisches Werk."[17] Man werfe die Worte: Stände und Klassen als jüdische Sprachprodukte einfach aus dem deutschen Wörterbuch heraus. Es existiert in der Welt eben nur der Gegensatz: Völkische und Juden. Basta! Daß konservative Romantiker, Politiker und soziologische Gelehrte bereits vor Marx mit den Begriffen Stand, Klasse, Klassengegensatz operiert haben, ficht die deutschvölkischen Ignoranten nicht an. Jedoch der stichhaltigste Grund für die „Tatsache", daß die Juden dem Sozialismus zum Siege verholfen haben, ist die andere „Tatsache", daß

14. *die Juden auch den Kapitalismus erfunden haben.* „Die Millionen Toter, die verwüsteten Länder und Staaten sind Opfer und Zeugen des weltvernichtenden jüdischen Kapitalismus".[18] Aber die Juden wollen doch angeblich die Welt beherrschen, warum „verwüsten" sie dann erst die Länder und Staaten? Einerlei: „Kapitalismus ist praktischer Mosaismus..... Mit diesem Geist des Kapitalismus tritt das Judentum in den

14 Flugblatt des Schutz- und Trutzbundes.
15 Otto Armin[41] (Hu wie arisch) „Die Juden im Heere" 1919.
16 „Die Hintermänner", Flugblatt des Reichshammerbundes.
17 Wilhelm Meister:[43] „Judas Schuldbuch"[,] S. 85
18 Fritsch: Handbuch der Judenfrage, 28. Aufl., S. 483 ff.

Forts. von Anm.[40]
bis 1904), Politiker des Zentrum, damals Reichsernährungsminister (März 1920 bis November 1922) und Reichsfinanzminister (Oktober 1921 bis August 1923). – Johann Giesberts (1865–1938), Politiker des Zentrum, damals Reichspostminister (Februar 1919 bis November 1922). – Robert Schmidt (1864 bis 1943), sozialdemokratischer Politiker, seit 1893 MdR, damals Reichswirtschaftsminister (Mai 1921 bis November 1922).

[41] Pseudonym für Alfred Roth (1879–1948), damals Hauptgeschäftsführer des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbunds (1919–1922). Veröffentlichte zahlreiche antisemitische Broschüren, u.a. auch „Rathenau, der Kandidat des Auslands" (1922).

[42] Franz Oppenheimer (1864–1943), Nationalökonom und Sozialwissenschaftler, 1919 bis 1929 Professor in Frankfurt a.M., 1930 Emigration in die USA. Hauptwerke „Die Siedlungsgenossenschaft" (1896), „Der Staat" (1908) und „System der Soziologie" (1922–1935, 4 Bde.).

[43] Wilhelm Meister, „Judas Schuldbuch. Eine deutsche Abrechnung" (1919). – Verfasser dieses judenfeindlichen Pamphlets war Paul Bang (1879–?).

westeuropäischen Kulturkreis.[19] Natürlich haben die Juden den Kapitalismus erfunden! Dieses Pack! ... Aber – Karl Marx, der ihn sozusagen wissenschaftlich „entdeckte" und zu seiner radikalen Vernichtung die Sozialdemokratie organisieren half, war das nicht ein Jude? ... Aber wissen wir denn nicht, daß das eine ganz infam (echtjüdisch) abgekartete Geschichte war? Bestochen war er, bestochen vom jüdischen Kapital!! (damit die Juden „auf alle Fälle" die Leitung in der Hand behalten). Also spricht Herr Jürgen von Ramin, der sich für einen Urenkel Otto von Bismarcks ausgibt, in Essen an der Ruhr am 16. Januar 1922.[20] Punktum: Die Juden haben *alle* Teufeleien erfunden: den Krieg, die Revolution, die hohen Preise, die Republik, den Kapitalismus und den Sozialismus. *Und die deutsch-völkische Bewegung? Wer hat denn die erfunden? Am Ende die Juden?* Warum sollte der jüdische Betätigungsdrang gerade hier Halt gemacht haben? Die Völkischen predigen, daß es die Absicht der Juden ist, das deutsche Volk zu vernichten. Nun – was ihnen mittels Kapitalismus, Sozialismus und Republik nicht geglückt ist, das gelingt ihnen vielleicht durch diese Bewegung. Das versichert ein unverdächtiger („arischer") Zeuge. „Mit Elementen, die schon zweimal – beim Kapp-Putsch und beim Rathenau-Mord – Deutschland an den Rand des Abgrundes gebracht haben, gibt es kein Paktieren", schreibt Exzellenz Dühringer,[44] ehemals Mitglied und Abgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei, in den „Breslauer Neuesten Nachrichten" Ende Juli 1922.

Um die deutsch-völkischen Verleumdungen und Verdächtigungen von den Juden selbst „bestätigen" zu lassen, haben die Völkischen den Juden die Broschüre untergeschoben: „Die siegreiche Weltanschauung (Neumachiavellismus) und wir Juden" von Dr. Siegfried Pentha-Tull. Dr. Pentha-Tull? Das ist Herr Baurat Hans Schliepmann,[45] Mitarbeiter der deutsch-völkischen „Deutschen Zeitung". In der Schliepmannschen Schrift wird der Triumph des jüdischen Geistes als des Vorkämpfers über den germanischen, den Idealismus repräsentierenden Geist geschildert. Der jüdische materialistische Geist habe dadurch die Weltherrschaft des Judentums heraufgeführt. Die antisemitische Presse beutete diese Schrift Schliepmanns gegen die Juden aus. Und die „Deutsche Zeitung", das Leibblatt des Herrn Schliepmann, das er selbst bediente, schrieb: „Der Inhalt der Schrift könnte einem das Blut in den Adern erstarren lassen und ist geeignet, selbst dem dickfelligsten deutschen Michel die Augen zu öffnen."

Die reinrassigen schwarz-weiß-roten Sprücheklopfer hauen auf *den Juden* ein, meinen aber *den Republikaner.* Sie verknüpfen die Republik machiavellistisch mit dem Judentum und richten ihre Schimpfkanonaden gegen die „Juden"republik. Sie wissen wohl, daß die „Juden", die vorübergehend an der Spitze des Reiches und der Länder standen, nicht die eigentlichen Machtfaktoren der deutschen Republik sind, sondern die *Millionen organisierter Arbeiter, Angestellten und Beamten.* Der „arische" Kampf

19 Ebenda.

20 Vgl. „Essener Arbeiterzeitung" 1922, Nr. 29.

[44] Adalbert Dühringer (1855–1924), 1917/18 badischer Justizminister, 1919 bis 1924 MdR (DNVP).

[45] Hans Schliepmann (1855–1929). Die pseudonym erschienene Broschüre „Die siegreiche Weltanschauung (Neo-Machiavellismus) und wir Juden" (1920) sollte, nach dem Muster der gefälschten Protokolle des 1. Zionistenkongresses – zuerst veröffentlicht 1919 – die jüdische Weltverschwörung dadurch belegen, daß aus scheinbar jüdischer Feder ihre intellektuelle Überlegenheit dargestellt wurde.

gegen das Judentum ist durchweg ein nur verschleierter Kampf *für das Kaisertum,* für die *Monarchie.* Das bekennt Otto Fürst Salm[46] mit den Worten:

„Meiner Ansicht nach ist die Arbeit, die die Aufklärung des Volkes über den jahrzehntelangen Kampf, den das Judentum gegen Monarchie und Vaterland führt, zum Ziele hat, gleichzeitig *ein Kampf für die Monarchie* und *den konservativen Gedanken.*"

Hier demaskieren sich einmal die Völkischen vollständig!

Wenn der Kapitalismus *„praktischer Mosaismus"* ist, so konnte sich dieser gerade ungehemmt unter dem *Kaisertum* auswirken, als die Schwerindustrie eine förmliche Nebenregierung im Staate bildete[47] und die arbeitende Klasse zu politischer Ohnmacht verdammt war.

Wir erinnern nur an die Zeiten, da Sozialdemokraten nicht einmal Nachtwächter werden konnten und selbst liberale Bürgermeister von der Krone nicht bestätigt wurden. Erst die Revolution hat den rassereinen Kapitalstaat, den *preußischen Dreiklassenstaat,* der sich grundsätzlich gegen jeden sozialpolitischen Eingriff in die *kapitalistische* Ausbeutung verschworen hatte, über den Haufen geworfen. Die deutschen sozialistischen Arbeiter haben dem Kaisertum nicht die Skorpionenzüchtigungen durch das fluchwürdige Sozialistengesetz, nicht die haßflammenden Drohungen mit Umsturzgesetzen, nicht die brutal-gemeinen Maßregelungen sozialdemokratischer Arbeiter in den Staatsbetrieben, nicht die pöbelhaften Beschimpfungen der sozialdemokratischen Bewegung durch kaiserliche und kronprinzliche Hetzreden vergessen. Unter dem „arischen" Kaiserreich *Zuchthausvorlagen* für Streikende, unter der „jüdischen" Republik *den Achtstundentag!*

Nur in der Demokratie kann sich die *Massenkraft der organisierten Arbeiterschaft* wirtschaftlich und politisch frei *entfalten* und dadurch den *Kapitalismus,* den „praktischen Mosaismus", *überwinden.* Die Arbeiterklasse hat daher ein *Lebensinteresse* an der Beseitigung aller an das „arische Kaisertum" erinnernden politischen Einrichtungen und an den planmäßigen *Ausbau des deutschen Staates* zu einer *sozialen, demokratischen Republik.*

[46] Otto Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar (1867–1941), rechter Politiker, 1902 bis 1908 Präsident des Deutschen Flottenvereins, 1922 bis 1933 Vorsitzender der Deutschen Vereinigung (1908–1933).

[47] Diese Gedankenführung nimmt Carlo Mierendorff in zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen bis 1933 immer wieder auf – sei es in der Bewertung der Rolle der Schwerindustrie, sei es in der Bewertung der Reichswehr als „Staat im Staate".

„1968" und die Arbeiter. Ein europäischer Vergleich

Ein Tagungsbericht

Von Hartmut Rübner

Von der historischen Wissenschaft ist die „68er"-Bewegung vorwiegend als gegenkulturelle Jugendrevolte oder als eine neue soziale Bewegung junger, politisierter Intellektueller wahrgenommen worden. Angesichts der mittlerweile ausufernden Sekundärliteratur zum Themenkomplex „1968" fällt allerdings auf, daß der „alten" Arbeiterbewegung insgesamt nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Ein Umstand, der zum Teil mit dem desolaten Zustand der nicht nur hier zu Lande mittlerweile entschlafenen Arbeitergeschichte und der gegenüber den Kulturgeschichte zunehmend ins Hintertreffen geratenen Sozialgeschichte zu erklären ist. Auch die inzwischen – je nach Sichtweise – obsoleten oder diskreditierten Politikentwürfe der derweil vielfach zu Amt und Würden gekommenen damaligen Protagonisten dürften ebenfalls eine gewichtige Rolle spielen. Um so erfreulicher ist es nun, daß die University of Warwick und die Freie Universität Berlin in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) vom 11. bis zum 13. Februar 2005 im DGB-Bildungszentrum Hattingen die Forschungskonferenz „‚1968' und die Arbeiter. Ein europäischer Vergleich" veranstaltete, mit der ein erster Schritt zur Ausfüllung dieser zeitgeschichtlichen Leerstelle getan ist.

Einleitend faßte Andreas Graf (Berlin) den derzeitigen Historisierungsschub zum Thema „1968" dahingehend zusammen, daß die Chiffre „68" keine brauchbare wissenschaftliche Kategorie darstelle, sondern lediglich als eine Unschärfeformel diene, um suggestiv etwas schwer faßbar Gemeinsames zu vereinfachen. Im Fokus des Erkenntnisinteresses stehen dabei längst nicht mehr großflächige theoretische Zugriffe, sondern empirische Rekonstruktionen von Ereignissen und Strukturen. Dabei werde allerdings der Blick auf „1968" in drei Richtungen erweitert: den internationalen Kontext, eine Regionalisierung sowie die Einbettung in längere Entwicklungslinien. Graf plädierte für eine Erweiterung der zeitgeschichtlichen Perspektive, um so besser die Initialfaktoren und Folgewirkungen von 1968 analysieren zu können.

Entsprechend der Prämisse, daß „1968" einen mehr als zwölfmonatigen Mobilisierungszyklus darstellt, unterzog Gerd-Rainer Horn (Warwick) in einer komparativen Untersuchung die quantitative Entwicklung der industriellen Arbeitskämpfe während des langen proletarischen Mais '68, den er von 1962 bis 1976 datiert. An dem signifikanten Anstieg der Konfliktbereitschaft, der sich in Frankreich, Italien, Großbritannien und in wesentlich geringeren Dimensionen auch in Belgien und der BRD anhand der Streikstatistik nachweisen läßt, trug ein wachsendes Selbstvertrauen zuvor subalterner Arbeiter bei, die nun gegen die noch vielfach restriktiven Arbeitsbeziehungen rebellierten. In den romanischen Ländern entlud sich der antiautoritäre Protest der erst kurz zuvor urbanisierten Arbeiter in Form von halbspontanen Aktionen, die teilweise einen ländlich gearteten Volksfestcharakter annahmen. Da die Mobilität der Arbeiter spätestens an den Landesgrenzen endete, gewährleisteten die Studentenbewegungen einen

transnationalen Ideentransfer. Diese zum Teil engen Wechselbeziehungen zwischen Arbeitern und Studenten begründete in den europäischen Ländern eine merkliche Revitalisierung der institutionell erstarrten Arbeiterbewegung. In einer Phase günstiger Konjunkturbedingungen mit einer gleichzeitig tendenziell nachgiebigeren Unternehmerschaft erreichten die Streiks relativ hohe Reallohnsteigerungen.

Im Anschluß an diesen Abriß ging Arno KLÖNNE (Paderborn) explizit auf das dialektische Verhältnis zwischen der „alten Arbeiterbewegung" und den seit den frühen fünfziger Jahren in der Bundesrepublik neu entstandenen Sozialbewegungen ein. Infolge der Verfolgung und Systemintegration im Nationalsozialismus waren die sozialen Milieus der Arbeiterbewegung in Deutschland Erosions- und Traditionsablösungsprozessen unterworfen, die z. B. im Vergleich zum faschistischen Italien wesentlich einschneidender wirkten. Die KPD hatte einen Großteil ihrer Funktionäre entweder durch die nationalsozialistische oder die stalinistische Verfolgung verloren; durch ihre Ausrichtung auf die DDR als exterritorialen Bezugsrahmen agierte sie ähnlich staatstragend wie die systemintegrierten Partner SPD und DGB in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft. Abseits der konformen Arbeiterorganisationen mußte sich eine unabhängige Protestbewegung in einer extrem antikommunistisch aufgeladenen Atmosphäre mit Funktionalisierungsvorwürfen aber auch tatsächlichen Funktionalisierungsversuchen auseinandersetzen. Die Vorläufer der späteren außerparlamentarischen Opposition sind in der Wiederbewaffnungskampagne zu erkennen, die sich in den frühen fünfziger Jahren formierte und die bis 1958 aktiv blieb. Da die KPD die Initiative für ihre politischen Ziele auszunutzen versuchte, scheute der DGB vor einer Kooperation zurück, um nicht in falschen Verdacht zu geraten. Eine zweite Oppositionsphase außerhalb von DGB und SPD sowie der zwischenzeitlich illegalisierten KPD sammelte sich in der Zeit von 1962 bis 1968 um die pazifistische Ostermarschbewegung. Zwar gab es im Umfeld inhaltliche Auseinandersetzungen mit dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS), doch waren Studenten im Verhältnis zu den jungen Gewerkschaftern und den Vertretern linker Jugendorganisationen, wie schon zuvor innerhalb der Wiederbewaffnungskampagne, hier wieder deutlich unterrepräsentiert. Zu einem gemeinsamen Vorgehen kam es temporär 1965/66 im Zusammenhang mit der Initiative gegen die Notstandsgesetze. Aus der Sicht Klönnes erwies sich die folgende „Kulturrevolution" von 1968 zwar aufgrund ihrer auffälligen Selbstinszenierung als äußerst öffentlichkeitswirksam. Allerdings sollte sich der radikale Impetus vieler mittelständisch sozialisierter APO-Aktivisten als kaum anschlußfähig für eine Kooperation mit den DGB-Gewerkschaften und der Sozialdemokratie erweisen. Die von der Studentenbewegung ausgehenden antiautoritären Anstöße erreichten SPD und Gewerkschaften erst mit einiger Zeitverzögerung, hatten aber nichtsdestoweniger Langzeiteffekte.

Aus einer mikropolitischen Perspektive schilderte Karl LAUSCHKE (Berlin) die Auseinandersetzungen um die Einführung der gleitenden Arbeitszeit in der Stadtverwaltung Dortmund. Mit dem Vertrauensleutesystem entstand seit den sechziger Jahren unabhängig von den Betriebsräten eine zweite Säule der gewerkschaftlichen Betriebsvertretung. Das neue innerorganisatorische Engagement war ein manifester Ausdruck wachsender Mitgestaltungsbedürfnisse der Mitgliederbasis. Es begannen sich Konturen neuer, demokratischer Interessenvertretungsmodelle abzuzeichnen. In den innergewerkschaftlichen

Entscheidungsprozessen machte sich überdies ein bis dahin ungewohnter Politikstil bemerkbar. Der Versuch, das überkommene Arbeitszeiterfassungssystem mittels Stechuhren abzuschaffen, hatte dabei vor allem eine symbolische Bedeutung und war ein typisches Merkmal für die Mentalität einer jüngeren Funktionärsgeneration. Der „gewerkschaftliche Frühling" zog sich bis in die achtziger Jahre hin, verkümmerte indessen innerhalb eines bürokratischen Apparats, der den nach-„68er" Demokratisierungsimpulsen mit konservativen Beharrungstendenzen begegnete.

Peter Birke (Hamburg) rekonstruierte in seinem Vortrag ein von der Forschung bislang vernachlässigtes Phänomen: die Welle der „wilden" Streiks, die bereits in den fünfziger Jahren begann und die ihren quantitativen Höhepunkt Anfang der siebziger Jahre erreichte. Bei den „wilden" Streiks handelte es sich per definitionem um lokale, begrenzte Betriebskonflikte, die in der Regel nicht offiziell registriert bzw. als kommunistische Infiltrationsversuche diffamiert wurden. Vor 1969 entzündeten sich diese Auseinandersetzungen vor allem an Rationalisierungsproblemen und waren in zweiter Linie ein Reflex auf enttäuschend verlaufende Tarifstreitigkeiten („2. Lohnrunde"), da sich die bis dahin noch gefestigte Verhandlungsposition der Gewerkschaften aufgrund des 1967 abzeichnenden Konjunktureinbruchs abschwächte. Nach 1969 tauchten viele dieser Ausstände in den betrieblichen Untergrund ab und wurden als solche überregional kaum bemerkt, zumal es sich bei den Beteiligten oft um Arbeitsmigranten ohne gewerkschaftliche Anbindung handelte, die sich wegen der fehlenden kommunikativen Verbindungen nicht als Teil einer transnationalen Bewegung verstanden. Zwar kam es zu Annäherungen mit studentischen Linksgruppierungen, doch blieben diese minoritären Anwandlungen überwiegend einflußlos.

Was die Art und Weise der Konfliktaustragung anbelangt, zeigten sich in den informellen Arbeitskämpfen egalitäre und basisorientierte Praxisformen, die von den zentral gesteuerten Tarifstreiks der bundesdeutschen Gewerkschaften deutlich abwichen. Die Ausstände richteten sich hauptsächlich gegen die Auswüchse der fordistischen Massenproduktion (Fließbandarbeit und Akkordsystem) sowie solche Ungerechtigkeiten des Lohnsystems, die die Arbeitsmigranten benachteiligten. Durch die Öffnung der Gewerkschaften für die zuvor vernachlässigten „Gastarbeiter" gelang es in den siebziger Jahren, diese Unzufriedenheit in einem organisatorischen Rahmen zu kanalisieren.

Die schwierige Situation der spanischen Arbeiterbewegung seit dem Ende des Bürgerkriegs zeichnete Reiner Tosstorff (Mainz) nach. Unter den schwierigen Bedingungen der francistischen Diktatur war die in Anarchosyndikalisten, Sozialisten und Kommunisten zersplitterte Arbeiteropposition auf Verbindungen mit den überlebenden, im Exil befindlichen Kadern angewiesen. Eine größere Wirkung auf die antifaschistische Bewegung übte darüber hinaus der Linkskatholizismus aus, der seine Einflüsse ebenfalls aus dem Ausland erhielt. Der Ideenaustausch zwischen dem politischen Exil, den inländischen Regimegegnern und dem progressiv orientierten Kirchenmilieu brachte allerdings keine eigenständige, offen agierende Widerstandsbewegung hervor. Denn bemerkenswerterweise fanden die antifaschistischen Aktivitäten im Rahmen der korporativen, gewerkschaftsähnlichen Zwangssyndikate des Franco-Regimes statt. Dank einer technokratischen Reform – den Syndikaten wurden im Jahr 1958 Tarifrechte eingeräumt – konnten sich in Gestalt von Arbeiterkommissionen oppositionelle

Basisaktivitäten entwickeln. Angesichts des Umstands, daß der faschistische Staat die eigenen organisatorischen Infrastrukturen für die Arbeiteropposition bereitstellte, reagierte das System zunächst eher passiv. Erst nach einigen aufsehenerregenden Protestaktionen im Jahr 1967 wurden die Arbeiterkommissionen verboten. Doch mit dem weiteren Anstieg der Arbeitskämpfe bildete sich ab 1969 eine nationale Bewegung der Arbeiterkommissionen, die sich unter dem Einfluß der universitären Bildungsopposition zunehmend politisieren und später zu einer kommunistischen Richtungsgewerkschaft wandeln sollte. Der unabhängig von der „alten" Arbeiteropposition der Anarchisten und Sozialisten, die den Aktivitäten innerhalb der faschistischen Zwangsorgane stets ablehnend gegenüberstanden, agierende Linkskatholizismus führte ebenso zu Neugründungs- bzw. Rekonstruktionsbestrebungen. Das unkoordinierte Vorgehen förderte eine organisatorische Zerfaserung, die den Aktionsradius der spanischen Gewerkschaften bis heute einschränkt.

Der erste Veranstaltungstag endete mit dem Dokumentarfilm „Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Eine multimediale Reise in das Jahr 1968", der die internationale Bedeutung der Geschehnisse und deren massenmediale Rezeption aufgriff.

Den zweiten Konferenztag leitete Rik Hemmerijckx (Brüssel) mit einem Referat über den Linksradikalismus in Belgien und dessen Verhältnis zu den Gewerkschaften ein und betonte darin die Differenzen und Gemeinsamkeiten mit den übrigen europäischen Ländern. Die belgische und die französische Arbeiterbewegung waren traditionell eng miteinander verbunden, was sich u.a. in länderübergreifenden Streikbewegungen niederschlug, doch im Unterschied zu Frankreich existierten unter den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern Belgiens kaum Affinitäten zu den Studenten. Hinsichtlich der Streikhäufigkeit verliefen die Jahre vor 1968 in Belgien im europäischen Maßstab ruhig. Daß dann 1969 plötzlich eine spontane Streikbewegung einsetzte, die bis 1973 andauerte, ist auf ein charakteristisches Ensemble aus ökonomischen Faktoren und subjektiven Bewußtseinslagen zurückzuführen: Die Phase eines konjunkturellen Hochs ging einher mit einer Intensivierung der betrieblichen Disziplinaranforderungen, die wiederum von vielen Beschäftigten nicht länger akzeptiert wurden. Vorwiegend berührt von den Ausständen waren die neu industrialisierten Regionen, in denen die traditionelle Arbeiterbewegung über wenig Einfluß verfügte. Die Initiativen in diese Richtung gingen daher auch nicht von den Gewerkschaften aus, sondern von betrieblichen Basisinitiativen, die sich in Form der sogenannten Streikkomitees neue Organisationsformen schufen. Als Pressure-groups zwischen den Gewerkschaften und den Unternehmern positioniert, transformierten sich die autonomen Streikkomitees bis 1976 zu kohärenten Arbeiterkomitees, welche die lokalen Aktivitäten auf landesweiter Ebene koordinierten. Dieser Stabilisierungsprozeß hatte seinerseits radikalisierende Rückwirkungen auf die Politik der Gewerkschaften, die von dem Erfolg der bis dahin unbekannten Aktionsformen überrascht wurden. Unter der Mitwirkung engagierter Studenten, Theaterkollektive und anderer linken Gruppierungen hatten die Arbeitskämpfe den Charakter kultureller Events angenommen und waren somit sehr populär. Zu einer ersten Annäherung linker Studentengruppen, dabei handelte es sich um maoistisch und trotzkistisch orientierte Gruppen, kam es anläßlich des Bergarbeiterstreiks im Jahr 1970, wobei erstere bis 1975 einen strikt antigewerkschaftlichen Kurs einschlugen, während die

letzteren eine entristische Strategie verfolgten, welche die Gewerkschaften mit einer rigorosen Ausschlußpolitik konterkarierten. Nachdem einige linksradikale studentische Aktivisten in die Organisationen gelangt waren, war eine Radikalisierung der christlichen und sozialistischen Gewerkschaften mittelfristig nicht mehr zu verhindern. Spontane Arbeitsniederlegungen lösten vorübergehend die zentralen Tarifverhandlungen ab. Eine unabhängige, mit großem Erfolg operierende betriebliche Basisbewegung, in der die Studentenbewegung ein wichtiger, keineswegs aber ein ausschlaggebender Bestandteil war, beförderte in Belgien einen gewerkschaftlichen Demokratisierungsprozeß.

In seinem Vortrag über die Arbeiterselbstverwaltung in Frankreich verwies Frank Georgi (Paris) einen beliebten Mythos in das Reich der Legenden: die angeblich manifesten antigewerkschaftlichen Motive der spektakulären Streiks von 1968, die zwar spontan ausbrachen, nichtsdestoweniger aber zumeist von den Gewerkschaften ausgingen und die hauptsächlich von militanten Gewerkschaftsmitgliedern der kommunistisch orientierten Confédération Générale du Travail (CGT) organisiert waren. Kritik an den materiellen Forderungen der Streikenden artikulierte die linkskatholische Gewerkschaft Confédération Française Démocratique du Travail (CFDT), in der seit Mitte der 1960er Jahre über konstruktive Alternativen nachgedacht wurde. Die Idee der „Autogestion", so der neu kreierte Begriff für eine alte, wenn auch verlorengegangene Form des antizipierten Sozialismus, war allerdings bis auf die nahezu vergessenen Entwürfe anarchistischer und frühsozialistischer Klassiker (z. B. Pierre-Joseph Proudhon) seinerzeit gänzlich unbekannt. Praktische Erfahrungen mit der betrieblichen Selbstverwaltung und Arbeiterkontrolle gab es, mit Ausnahme der Gewährleistung von Streiknotdiensten, kaum. Obwohl etwa zu diesem Zeitpunkt eine rege Diskussion einsetzte, gilt 1968 weder als ein Initialdatum für die nachfolgenden Selbstverwaltungsprojekte, noch war der Gedanke an sich unter den Industriearbeitern sonderlich populär. Von den im Jahr 1969 zu diesem Thema befragten Personen bekundete etwa knapp die Hälfte ein grundsätzliches Interesse, drei Viertel standen hingegen einer konkreten Umsetzung solcher Vorhaben eher ablehnend gegenüber. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, daß es zwischen 1968 und 1973, der eigentlichen Blütezeit der Selbstverwaltungsprojekte in Frankreich, nur zu wenigen Streiks für die Durchsetzung der Arbeiterkontrolle kam. Wie das berühmte Beispiel der Uhrenfabrik LIP in Besancon (1973) demonstriert, geschahen die Betriebsübernahmen und die anschließende Weiterführung der Produktion in Eigenregie zumeist als Kriseninterventionsmaßnahmen bzw. als Akte der Selbstverteidigung jener Belegschaften, die über einen längeren Zeitraum keine Bezahlungen erhalten hatten und die eigentlich auf der Suche nach einem neuen Management bzw. Investoren zur Fortzusetzung der „normalen" Betriebsabläufe waren. Um dem Dilemma einer mangelnden politischen Durchsetzungsfähigkeit zu entgehen, rief die CGFT ihre Mitglieder zum Eintritt in die Sozialistische Partei auf. Der Versuch, den Kurs der Partei im Sinne eines konstruktiven Sozialismusverständnisses zu verändern, mißlang allerdings gründlich. Ein Großteil der in Angriff genommenen Projekte scheiterte überdies in den siebziger Jahren unter den Bedingungen der Wirtschaftskrise. Gleichzeitig gingen sowohl der gewerkschaftliche Organisationsgrad als auch die Streikbereitschaft drastisch zurück.

Ebenso wie in Frankreich war auch in Italien die Annäherung von Studenten und Arbeitern ein kennzeichnendes Merkmal von „1968". Marica Tolomelli (Bologna)

ging auf die Besonderheiten der „68er"-Bewegung in Italien ein, wo ebenfalls rührige Kontakte zwischen den Studenten, Teilen der Arbeiter sowie partiell auch den Gewerkschaften existierten. Dennoch blieb die im März 1968 begonnene Interaktion der Studenten mit den Arbeitern ein Intermezzo, das den Sommer des folgenden Jahres nicht überdauerte. Zu diesem Zeitpunkt zeichnete sich bereits der Verfall der studentischen Bewegung als selbständiger Akteur ab.

Das Scheitern der Studentenbewegung ist keineswegs auf die kontraproduktive Wirkung abstrakter Theoriedebatten zurückzuführen. Dafür war vor allem die spezifische Interaktionsdynamik zwischen der Studentenbewegung und den („Massen"-)Arbeitern verantwortlich. Der bereits in den 1930er Jahren ausformulierte Operaismus, der innerhalb der neuen Linken neben den antiautoritären Postulaten der Frankfurter Schule rezipiert und mittels empirischer Analysen („Arbeiteruntersuchungen") in die Praxis umgesetzt wurde, stieß bei den Industriearbeitern durchaus auf Resonanz. Von den antiautoritären Vorstellungen der Kritischen Theorie unterschied sich dieser Theorieansatz vor allem dadurch, daß er an der Arbeiterklasse als dem revolutionären Subjekt festhielt. Zu gemeinsamen Aktionen von Studenten und Arbeitern kam es erstmals anläßlich einer Demonstration am 7. März 1968; ein Ereignis, das eine Phase eines dialektischen Verhältnisses zwischen den beiden gesellschaftlichen Akteuren einleitete. Während die Studenten eine katalytische Wirkung innerhalb der erst kürzlich urbanisierten, aus dem ländlichen Süden herbeigeströmten, mehrheitlich unqualifizierten („Massen"-)Arbeiter ausübten, standen die endemischen Facharbeiter dieser Bewegung eher skeptisch gegenüber. In Anbetracht einer gespaltenen Arbeiterklasse gerieten die Gewerkschaften in eine Vertretungskrise. Entscheidend für den Bedeutungsverlust der Studentenbewegung war jedoch der Umstand, daß deren Mobilisierung gewöhnlich über hochschulpolitische Fragen erfolgte, in Verbindung mit dem Arbeiterprotest ansonsten aber dem Zyklus der industriellen Konflikte unterworfen blieb. Überdies wirkte die zunehmende Fraktionierung der studentischen Politik kontraproduktiv.

Vom Frühjahr bis Herbst 1969 war eine Radikalisierung der Arbeitskämpfe zu beobachten, in denen autonome Basiskomitees die Studentengruppen als maßgebliche Initiatoren ablösten. Mit dieser Entwicklung ging ein Radikalisierungsprozeß einher, in denen die Arbeiter eigene antiautoritäre Organisationsvorstellungen gegen die fordistisch formierte „Fabrikgesellschaft" entwickelten und sich damit quasi von ihren intellektuellen Impulsgebern emanzipierten.

Zum Abschluß des zweiten Konferenztages vermittelte Vittorio Rieser (Turin), ein ehemaliger Aktivist der Avantgardia Operia, aufschlußreiche Innenansichten über das für Italien typische enge Beziehungsverhältnis zwischen Studenten und Arbeitern und die für Italien besondere Konstellation, daß die dortigen Gewerkschaften bis heute faktisch die wichtigste außerparlamentarische Opposition verkörpern.

Der dritte Konferenztag war auf den Arbeiterwiderstand in der DDR und in Polen fokussiert. Nach Michael Hofmann (Jena) sollte die Protestbewegung in der DDR weder als eine neue Bewegung der Arbeiter noch als eine Strömung intellektueller Dissidenten definiert werden. Unter den ca. 1200 Personen, die 1968 im Zusammenhang mit dem russischen Einmarsch in die ČSSR verhaftet wurden, befanden sich etwa 70 bis 75 Prozent Arbeiter, die sich jedoch keineswegs als „Klasse für sich" begriffen. Etwa

10 Prozent waren Bauern und nur 1,7 Prozent Intellektuelle. Der Rest setzte sich aus nonkonformistischen Jugendlichen zusammen. Aufgrund der besonderen wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen besaßen die Arbeiter in der DDR eine starke betriebliche Verhandlungsmacht, die sich beispielsweise gegen Betriebszusammenlegungen oder Standortwechsel richtete. Außerhalb der betrieblichen Sphäre verhielten sich Arbeiter nach Möglichkeit politisch abstinent. Während sich also in der Betriebsöffentlichkeit divergierende Interessenlagen artikulierten, privatisierten die Arbeiter zunehmend in der ideologiefreien „Festung Alltag". Dabei unterteilten sich die proletarischen Milieus in zwei unterschiedliche Segmente: einmal in das der traditionellen, hauptsächlich sicherheitsorientierten Arbeiter und zum anderen in das der traditionslosen, konsumorientierten Arbeiter. In Anbetracht der Diskriminierungen seitens der relativ privilegierten Facharbeiterschichten gegenüber subkulturellen Abweichlern („Gammler" usw.) drängt sich die Frage auf, ob sich in der inoffiziellen Alltagskultur der DDR nicht nur autoritäre Charakterdispositionen, sondern auch volksgemeinschaftliche Relikte aus der NS-Zeit konservierten. Die sich im nachhinein als naive Opfergemeinschaft verstanden wissen wollende Teil- und Vorteilhabe an der nachbarschaftsüberwachten Diktatur verweist auf Ähnlichkeiten mit der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft und deren unbewältigter Aufarbeitung ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit.

Im Anschluß daran präsentierte Bernd GEHRKE (Potsdam) eine instruktive gesellschaftshistorische Längsschnittanalyse der DDR, insbesondere ihrer dissidenten Bewegungen. Indikatoren für die These, daß in der unmittelbaren Nachkriegszeit bedeutsame Milieukerne der Arbeiterschaft in der DDR erhalten blieben, sind die Mitgliederzahlen in der KPD bzw. der SED sowie in den Gewerkschaftsorganisationen in der Konstituierungsphase der DDR. Die Unruhen von 1953 bezeichnet Gehrke als eine „sozialdemokratische Revolution", deren periphere Schichten im Zuge der staatlichen Repressionswelle zerschlagen wurden. Die noch vorhandenen unabhängigen Linksmilieus mit Vorkriegsbezügen (Anarchosyndikalisten, Linkssozialisten, linke und „rechte" Kommunisten) schaltete der rigoros vorgehende Überwachungs- und Verfolgungsapparat bis auf einen atomisierten Rest bis zum Mauerbau aus. Eine neue Linke, die sich aus der gebildeten jungen Intelligenz zusammensetzte, entwickelte ab 1956, dem Jahr des Aufstandes in Ungarn, eigene Demokratievorstellungen, ohne darin das System allerdings grundsätzlich in Frage zu stellen. Der Mauerbau setzte 1961 insofern eine Zäsur, als in wirtschaftlicher Hinsicht die Nachkriegsverhältnisse beendet waren und eine DDR-spezifische „Modernität" nunmehr den Alltag bestimmte. Zudem war die Abschottung von einer weiteren Repressionswelle begleitet, die zu einer bis in die späten 1970er Jahre nachwirkenden Verängstigung der Bevölkerung führte. Seit den frühen 1960er Jahren war auch die DDR-Gesellschaft mit dem Phänomen eines jugendlichen devianten Verhaltens konfrontiert. Bei diesem Protest handelte es sich vorwiegend um Arbeiterjugendliche, die sich ebenso der offiziellen Politik der durch die SED vorbestimmten Lebensführung wie auch dem Anpassungsverhalten ihrer Eltern verweigerten. Daß der Herrschaftsanspruch der Parteiführung seit 1953 auch auf betrieblicher Ebene nicht mehr herausgefordert wurde, belegt die Streikentwicklung, denn die Zahl der betrieblichen Konflikte ging von 138 im Jahr 1963 auf 15 im Jahr 1968 zurück.

1968 kann somit als das Jahr bezeichnet werden, in dem der Kampf um die Betriebsöffentlichkeit endgültig verlorenging.

In ereignisgeschichtlicher Hinsicht verlief das Datum in der DDR zwar unspektakulär, dennoch war es ein Ausgang für künftige Entwicklungen. Da das staatliche, nach tayloristischen Vorgaben organisierte Wirtschaftssystem an gravierenden Überdehnungserscheinungen krankte und sich andererseits der Nachfrageüberhang auf dem „Arbeitsmarkt" perpetuierte, ließen sich autonome Handlungsspielräume von den „Werktätigen" stärker nutzen. Der individuelle Eigensinn äußerte sich unter anderem in häufigem Arbeitsplatzwechsel und zunehmenden Stillstandszeiten in der Produktion. Ablehnende Einstellungen und Verhaltensweisen legten vor allem jene Arbeiterjugendliche an den Tag, die nach einer an den vorgegebenen gesellschaftspolitischen Idealen ausgerichteten Schulausbildung den Eintritt in die betriebliche Arbeitswirklichkeit als einen „Praxisschock" erlebten. Diese Disparität von Alltagsleben und betrieblicher Realität trug in Verbindung mit Ereignissen um den Prager Frühling zu einer wachsenden Verdrossenheit gegen die herrschende Politik bei. Allerdings waren die Konfliktanlässe seit den siebziger Jahren nicht mehr ökonomischer Natur, sondern kultureller Art. Der Protest war nicht zuletzt Ausdruck eines Generationskonflikts, der sich, grob gefaßt, als evolutionärer Prozeß einer Spaltung zwischen einer angepaßten Mehrheitsarbeiterschaft und subkulturellen Arbeiterjugendlichen vollzog.

Marcin ZAREMBA (Warschau) beleuchtete in seinem Vortrag die gesellschaftspolitischen Bedingungen, die zu den im Dezember 1970 in den Industriestädten an der Ostseeküste ausgebrochenen Unruhen führten. Zur Niederschlagung des von den Belegschaften der großen Werftbetriebe ausgehenden Arbeiteraufstandes, bei dem 45 Personen getötet und über 1100 verletzt wurden, mußte das Regime mehr als 25000 Soldaten und über 1250 gepanzerte Fahrzeuge aufbringen. Als primären Auslöser führte Zaremba die sozialwissenschaftliche Kategorie der „relativen Deprivation" an, die das kognitiv bemerkte Auseinanderdriften von als berechtigt erachteten Konsumansprüchen und deren Nichterfüllung innerhalb des Systems ausdrückt. Die unbefriedigten materiellen Bedürfnisse nach gehobenen Gütern, aber auch der Mangel an Produkten zur Deckung des unmittelbaren Lebenserhalts betraf die qualifizierten und damit etwas besser gestellten Fachkräfte ebenso wie die minderqualifizierten Arbeiter. Der angelegte Vergleichsmaßstab war der in den westlichen europäischen Ländern unter den Bedingungen einer prosperierenden Wirtschaft und Vollbeschäftigung erreichte durchschnittliche Lebensstandard.

Die Beiträge von Lenka KALINOVÁ (Prag) über die Veränderungen im Verhalten der Arbeiterschaft 1968 in der Tschechoslowakei und von Dalibor STÁTNIK (Prag) zur Rolle der tschechoslowakischen Gewerkschaften im Prager Frühling lagen in deutscher Übersetzung vor.

Daß die Kontroversen um „1968" für jene, die in dieses Jahr involviert waren und die politischen Ereignisse bewußt miterlebten und mitgestalteten, längst nicht beendet sind, zeigte die abschließende Bestandsaufnahme der präsentierten Forschungsergebnisse. Dirk H. MÜLLER (Leipzig und Berlin) warnte davor, den Mythos der Bewegung zu einem Bewertungsmaßstab zu erheben. Schon der Rückgriff auf die Chiffre „1968" macht seiner Meinung nach die Schwierigkeiten deutlich, die es bereitet, Zeiträume mit hohen

gesellschaftlich verdichteten Aktivitäten begrifflich zu bestimmen. Dabei seien Zweifel angebracht, ob eine hinreichende Definition überhaupt gefunden werden könne. Fraglich sei beispielsweise, inwieweit das aktuell von der Forschung bevorzugte Generationsmodell als methodische Kategorie tauge, da die Altersstruktur der damaligen Akteure durchaus heterogen gewesen sei. Was die ideologische Orientierung der Studentenschaft anlange, so sei der marxistische Linksradikalismus insgesamt doch eher eine Minderheitenposition geblieben, die Theoriebildung ohnehin zumeist eklektisch.

Als großes Verdienst dieser Konferenz werteten die Teilnehmer und Teilnehmerinnen den instruktiven Überblick und das Aufzeigen einer internationalen Perspektive, wenn auch, was kritisch angemerkt wurde, die Darstellung der Ereignisse zuweilen die analytischen Anteile überwog. Erhellende Aspekte stellten sich in den konstruktiven Diskussionen her, wobei der europäische Vergleich, insbesondere der zwischen Ost und West, bemerkenswerte Kontraste abgab. Das Mischungsverhältnis zwischen den „alten" und „neuen" Bewegungen, deren Bedingungsfaktoren sowie die Verläufe und die dynamischen Folgewirkungen der gesamten Dekade thematisierten alle Beiträge, wenn auch mit unterschiedlichen Gewichtungen. Zwangsläufig kam einiges zu kurz oder fehlte völlig. So gab es aufgrund der europäischen Beschränkung leider keine Referate zu den USA und Japan. Schwerer wiegt das fehlende verbindende Element eines gemeinsamen methodischen Bezugsrahmens. Infolgedessen geriet der historische Vergleich nicht immer scharf, zumal auch die jeweiligen Erkenntnisinteressen nicht deutlich genug hervortraten. Evident war lediglich, daß die „alten" und „neuen" sozialen Bewegungen sich nicht unbedingt durchdrangen oder gar inspirierten, sondern manchmal sogar unabhängig voneinander auftraten.

Es bleibt noch anzumerken, daß Manfred KUBIK seitens des Bildungszentrums Hattingen für eine ausgezeichnete Behausung der Veranstaltung sorgte. Alle referierten Beiträge sind unter der Adresse http://www.forum-politische-bildung.de/vanst2005/tgr_prgr/dokumentation.html als Audiodateien abrufbar. Darüber hinaus ist eine Publikation der überarbeiteten Texte beabsichtigt.

Krieg und Frieden in der Neuzeit

Eine Kontroverse: Literaturbericht und Geschichtsbild*

Von Helmut Bock

Die Arbeiten der Historiker sind im Prozeß der Forschungen und zumal im ewig fortschreitenden Erfahrungsgang der Geschichte nie ganz abgeschlossen und zweifelsfrei. Sie sind mehr oder weniger gelungene Annäherungen an vergangenes Leben, ohne das Prädikat der Endgültigkeit und Vollkommenheit. Deshalb die Vielfalt und die Verschiedenheit der konkreten Geschichtsbilder, der theoretischen Deutungen sowie der nicht seltene Fachstreit, der selbst die Öffentlichkeit bewegt – kurz: die Kontroversen um die Geschichte. Diese überschaubar, durch Bericht und Wertung verständlich zu machen, ist Aufgabe der Buchreihe, in der die genannte Einführung in Krieg und Frieden der Neuzeit erfolgt.

Überflüssig zu sagen, daß die fatale Alternative von Krieg oder Frieden noch immer größte Brisanz für die Entscheidungen heutiger Weltpolitik besitzt. Dem Verfasser gebührt Anerkennung, das unabweisliche Thema nicht nur mit beachtlicher Problem- und Literaturkenntnis behandelt zu haben. Seinem Bericht ist auch immanent, daß sich das historische Interesse auf Kriegsvermeidung, also möglichst gewaltfreie Konfliktbewältigung und Frieden ausrichtet. Wohl übernimmt er Recherchen, wonach in 3400 Jahren überlieferter Menschheitsgeschichte nur 243 Jahre ohne Krieg gewesen seien. Folglich erscheint Frieden als keineswegs ursprüngliche, d. h. „natürliche Ordnung" der Menschheit. Weil Frieden aber seit dem 17. Jahrhundert durch Vereinbarungen zwischen europäischen Staaten erreichbar wurde, bestünde wohl grundsätzlich die Möglichkeit, rivalisierende Staatsinteressen auszugleichen, eine Friedensordnung durch Politik zu gewinnen. Dieses Konzept bestimmt den Verfasser, seine Untersuchungen mit der eurohistorischen Zäsur von 1648 zu eröffnen: dem Westfälischen Frieden, dem „größten Friedenswerk der Geschichte" (S. 5), wie eine gewagte Hochschätzung lautet.

Es wäre infolge der historischen Prädominanz des Krieges allerdings logisch, den Literaturbericht schon mit der Epochenwende um 1500, dem eigentlichen Anfang der Neuzeit und mit der Tatsache zu beginnen, daß die Völker der Erde damals in die Raubfänge zweier Staaten Europas gerieten. Spanien und Portugal, die römisch-katholischen Feudalmächte, teilten die außereuropäischen Länder und Meere an einer Meridianlinie unter sich auf, die 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln verlief. Ihre Verträge von Tordesillas (1494) und Saragossa (1529), die Spanien die westliche, Portugal die östliche Hemisphäre und überdies beiden die Teilung des Pazifiks zusprachen, usurpierten das Recht, Kolonialreiche zu erobern, Schiffe und Niederlassungen anderer Staaten

* Rezension und Diskussion von:
WOLFRUM, Edgar: **Krieg und Frieden in der Neuzeit. Vom Westfälischen Frieden bis zum Zweiten Weltkrieg** (= Kontroversen um die Geschichte. Hrsg. von Arnd Bauerkämpfer, Peter Steinbach und Edgar Wolfrum). – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003. VIII, 156 S.

zu bekämpfen. Dieser Anmaßung globalistischer Herrschaft erteilte der Papst in Rom namens des „göttlichen Friedens" seinen allerhöchst christlichen Segen.

Würde diese beginnende „Weltpolitik", die mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien nicht zuletzt „Neuzeit" konstituierte, in die vorliegenden Untersuchungen einbezogen, so brächte dies Vorteile. Dann nämlich bestünde von vornherein ein konzeptioneller Zwang, die Problematik von Krieg und Frieden unter universal- oder welthistorischen Aspekten, keinesfalls mit eurozentristischer Verengung zu behandeln. Es kämen Entwicklungen in Sicht, die die Weltgeschichte der letzten fünfhundert Jahre sowohl verklammern als auch differenzieren. Denn Ansprüche globalistischer Vormacht und koloniale Konkurrenzen waren und blieben seit damals ein permanenter Konfliktstoff und Kriegsgrund. Bereits im 16./17. Jahrhundert verursachten sie in Europa und Übersee bewaffnete Rivalitäten – überdies zwischen Staaten, die von verschiedener politisch-sozialer Verfassung waren. Die Vereinigten Republiken der Niederlande und das Königreich England als Gegner Spaniens und Portugals sowie als frühkapitalistische Konkurrenten zu nennen, heißt das jetzt ebenfalls unreflektierte Problem aufzuwerfen: welchen Einfluß die frühen bürgerlichen Revolutionen und die daraus hervorgehenden Staaten auf Handels- und Kolonialpolitik, Krieg und Frieden, überhaupt auf die internationalen Beziehungen ausübten.

Der Verfasser hingegen setzt den Westfälischen Frieden ohne Vorgeschichte als Ouvertüre seines historiographischen Berichts, wobei er auch auf ein Urteil über die Konflikte des Dreißigjährigen Krieges verzichtet. Statt dessen könnte man fragen, ob nicht die Bedeutung der Zäsur von 1648 daran zu messen wäre, in welchem Grade die zuvor militärisch ausgekämpften Interessen nun tatsächlich durch Diplomatie ausgeglichen, aber auch wie dauerhaft oder nur wie beschränkt damals friedliche Staatenbeziehungen gestaltet wurden. In diesem Fall würde konkret historische Konfliktanalyse der hohen Würdigung des Friedenschlusses und der durch ihn gegebenen Nachkriegsordnung vorausgehen. Der Verfasser geht einen anderen Weg und sagt von seiner allgemeinen Methodik: Er betrachte „das Problem Krieg und Frieden systematisch von verschiedenen Seiten" – bevorzuge aber eine thematische Abstufung: erstens, „von der Seite der Friedensstrategien und der Friedenssicherungen", und dann erst zweitens, „von der Seite der Entstehung von Kriegen und der historischen Kriegsursachenforschung" (S. 4). So freilich könnten Kriege und Friedensschlüsse in verkehrter Kausalität erscheinen. Es bleibt zu prüfen, ob das friedenspolitologische Konzept des Verfassers die konkret historische Konfliktanalyse zurücksetzt, obwohl diese eine Vorbedingung jeder Friedensstiftung und Friedenspolitik sein müßte.

Folgen wir nun dem vorliegenden Berichtsgang. Der Report gliedert sich in sieben Kapitel, deren Aspekte sich von 1648 bis 1945 erstrecken; ein knapp bemessener „Ausblick" führt in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Referiert wird fast ausschließlich historische und politologische Literatur des angloamerikanischen Sprachraumes, vor allem aber der BRD, wobei Arbeiten aus Ostdeutschland[1] und zumal der

1 Beispielsweise Helmut Bock, Die fatale Alternative. Von Krieg und Frieden, Leipzig 2002; ders., Wir haben erst den Anfang gesehen. Selbstdokumentation eines DDR-Historikers 1983 bis 2000, Berlin 2002.

DDR[2] ausgespart bleiben. Bevor die „Forschungsprobleme" historisch-chronologisch behandelt werden, stehen zwei theoretische und methodologische Kapitel. Deren erstes skizziert die vieldeutigen Auslegungen der Grundbegriffe „Krieg" und „Frieden" von der Antike bis zur Friedensforschung unserer Tage.

Der prinzipiellen Antikriegsgesinnung entspricht die Aufnahme einer Definition, die mit Ernst Bloch als „konkrete Utopie" zu bezeichnen wäre: Demnach ist Frieden nicht bloß „Nicht-Krieg", sondern eine „dauerhafte Abwesenheit von Kriegen und Kriegsvorbereitung". Der Annäherung an das humane Ziel entspricht die Überzeugung vom Prozeßcharakter des Friedens – aufgrund einer permanenten „Zivilisierung", die auch als Basiskategorie in die Friedensforschung eingegangen ist. Zivilisierung meint: „Entwicklungen, die im Sinne friedensfördernder Kompetenzen und Qualitäten dazu beitragen, erstens Gewalt zu minimieren, zweitens eine zivile Konfliktbearbeitung auszubauen und drittens institutionelle Bedingungen für die Gestaltung eines stabilen, gerechten und nachhaltigen Friedens herzustellen, zu erhalten und ständig zu verbessern" (S. 20).

Für die in den letzten Jahrzehnten diskutierten Standpunkte ist insbesondere der Meinungsstreit um Johan Galtungs Begriff der „strukturellen Gewalt" wesentlich, wodurch Frieden nicht nur als militärisch gewaltfreier Zustand zwischen den Staaten und am Maßstab der Stabilisierung herkömmlicher Machtverhältnisse verstanden wird. Ungleiche Teilhabe an staatspolitischer Gestaltung, soziale Herabsetzung, ethnische und rassische Diskriminierung, ungerechte Ressourcenverteilung, Verelendung, Hunger, Vertreibung etc. geben Veranlassung, den Begriff der „Gewalt" und ebenso den Friedensbegriff auf das Kriterium „sozialer Gerechtigkeit", auf die seit 1789 unvergeßlichen Postulate der Freiheit, Gleichheit und Solidarität zu beziehen. Innerstaatliche und zwischenstaatliche Verhältnisse werden auf diese Weise nicht getrennt, sondern in ihrer Wechselwirkung betrachtet.

Im zweiten Kapitel werden Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Friedensforschung differenziert. Nachdem die „Wissenschaft vom Kriege" erst mit Carl von Clausewitz eine klassische Bedeutung gewonnen hatte, blieben Militärgeschichte und Militärwissenschaft eine Art „handlungsorientierter Erfahrungslehre": in der Regel von Militärs für Militärs dargelegt und als solche in Deutschland bis zum Ende des Kalten Krieges staatlich institutionalisiert. Erst nach der „Wende" sei eine Trennung zwischen zivil betriebener Militärgeschichte und staatsnaher Militärwissenschaft erfolgt. Anders die Historische Friedensforschung. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den USA entstanden, wurde sie nach dem Zweiten Weltkrieg in Westeuropa und in den sechziger Jahren in der BRD aufgegriffen. Für die Gegenwart interpretiert der Verfasser fünf Forschungsansätze: a) Internationale Beziehungen, b) Kriegsalltag – Geschichte „von unten", c) Krieg und Frieden in den Erinnerungskulturen, d) Kriegserfahrungen und Friedenserfahrungen, e) Gender Studies und Kinder im Krieg. Die Überschau führt zu der Erwägung: Eigentlich müsse die Vielzahl von Kriegen in der Geschichte gegen eine Friedfertigkeit der Welt sprechen. Doch Kriege seien historisch bedingt, im Rückblick „erklärbar" – und selbst der Wille zum Frieden sei „historisch wandelbar". Die

2 Krieg oder Frieden im Wandel der Geschichte. Von 1500 bis zur Gegenwart. Hrsg. von Helmut Bock und Marianne Thoms, Berlin 1989.

friedenspolitische Folgerung besagt: „Erst in jüngster Zeit" entwickele sich Frieden „zu einem zentralen Wert der westlichen Kultur, den es zu fördern" gelte (S. 30).

Mit dem dritten Kapitel beginnt der Verfasser, sein Thema vom Westfälischen Frieden bis zum Zweiten Weltkrieg in historischer Abfolge zu entwickeln. Man weiß, daß die Geschichte des Mittelalters und des zeitgenössischen Christentums tradierte Theorien über das Recht *zum* Krieg und auch Rechte *im* Krieg hervorbrachte: Definitionen, die militärische Gewalt, insbesondere einen „gerechten Krieg" zu begründen suchten. Mit dem „Schlüsseljahr" 1648 aber sehen Historiker eine Wandlung aufkommen, die der Verfasser betitelt: „‚Ewiger Frieden' – Die Erfindung des Friedens in der Neuzeit". Aus den kriegskritischen Prämissen erwächst die Erinnerung, daß die „Pax christiana, universalis, perpetua", die damalige Verheißung des „ewigen Friedens" im Rahmen der christlichen Staatenwelt, nunmehr dem Frieden einen hohen Wert, dem Krieg hingegen eine deutlich verringerte Anerkennung beimaß. Die vertragschließenden Mächte begründeten in Europa ein bis heute nachwirkendes Staatensystem, in dem allen Teilnehmern eine innere und äußere „Souveränität" zuerkannt wurde, die hinfort als Rechtsgrundlage der zwischenstaatlichen Beziehungen galt. Damit wurde von der politisch-rechtlichen Vorstellung abgerückt, daß eine einzige Macht den Vorrang beanspruchen könnte. Gravierende Novationen waren die Folge: Weiterentwicklung des Völkerrechts, Aufbau der Diplomatie und des Netzwerkes der Gesandtschaften, Bemühungen um einen internationalen Ausgleich der Staatsinteressen.

Konkrete Details des Westfälischen Friedens interessieren den Verfasser wenig: etwa, daß Spanien, zuvor oberster Schwertträger der Papstkirche, seine Vorherrschaft in Westmitteleuropa, späterhin auch in Übersee verlor, hingegen Frankreichs ebenfalls römisch-katholische Feudalmonarchie ihre Machtstellung bedeutend erhöhte, überdies die republikanisch-kalvinistischen Niederlande endlich ihre Souveränität gewannen, so daß sie zur führenden Handels- und Finanzmacht des Kontinents aufstiegen. Ebenso bleibt hier ohne Darlegung, daß der „Friedensschluss der Superlative" weitere Kriege in derselben Zeit keineswegs ungeschehen machte. Die vom Verfasser praktizierte Methodik trennt Zusammenhänge, die in der Geschichte unmittelbar bestanden: Kriege brachten Friedenssysteme und Friedenssysteme brachten Kriege hervor. Als 1648 der vorgebliche Streit um „religio" zum Schacher um „regio" gedieh, hielt der Zweikampf zwischen Frankreich und Spanien noch an. Neben Schwedens Krieg gegen Preußen, drei See- und Handelskriegen zwischen Briten und Niederländern sind vor allem 33 Kriegsjahre zu bedenken, in denen Ludwig XIV. wider alle Regeln die Vormacht für Frankreich begehrte. Erst vor dem Hintergrund der pfälzischen und spanischen Erbfolgekriege erklärt sich das erneute Bedürfnis nach einem „Gleichgewicht der Kräfte", das auf den Friedenskongressen zu Utrecht und Rastatt (1713/14) zur Doktrin der europäischen Staatenpolitik erhoben wurde. Hoffnungen auf ihre friedenssichernde Rolle wurden jedoch allzu bald enttäuscht, weil jede mögliche Gleichgewichtsstörung als ein rechtlicher Grund zum Krieg gelten konnte, den man sogar als „Präventivkrieg" bemäntelte.

Es war der immer wieder aufflammende Kriegsbrand in Europa und Übersee, der seit den Anfängen der Aufklärung die zukunftweisenden Initiativen zur tatsächlichen Erreichung eines „ewigen Friedens" veranlaßte. Der Verfasser rubriziert diese Ideen

und Pläne ebenfalls unter die „Erfindung des Friedens". Er läßt aber differenzierte Interpretationen vermissen, weil seine Skizze den Zweck verfolgt, ein „utopisches" Vordenken aufzulisten, das erst durch Immanuel Kant zur konkreten Friedenstheorie gelangte. Einige Ergänzungen könnten hilfreich sein: Während das konzeptionelle Völkerrecht vor und nach 1648 den Krieg noch mit Gesetzeszäunen umstellte, also eine „Einhegung des Krieges" betrieb,[3] konstituierte sich im 18. Jahrhundert der geistige und sogar politische Wille zur Abschaffung des Krieges. Ein moderater Beginner war der Franzose Abbé de Saint-Pierre mit seinem Projekt einer europäischen Staatenföderation, in welcher noch heutige Grundsätze für Souveränität, Gleichberechtigung und Gewaltverzicht gelten sollten, eingebettet in ein wohldurchdachtes Konzept des organisatorischen Aufbaues.[4] Bewahrte er selbst noch Loyalität zu den Herrschern und somit zum Feudalabsolutismus, so trieben andere das Friedensdenken zur grundstürzenden Staatskritik. Die Kriege veranlaßten Jean-Jacques Rousseau und den Abbé de Mably, gegen ihre Fürsten in geharnischten Schriften zu Felde zu ziehen. Die „Kunst der Verträge" sei zur „Kunst der Intrige" entartet, es sei die absolutistische Verfaßtheit der Regierungen, die sich den „Fortschritten der Wissenschaft von den Verhandlungen" widersetze.[5] Das war der springende Punkt, wo die Ideen des Friedens umschlugen – vom Reformkonzept Saint-Pierres zum Vordenken einer Revolution. Die Erneuerung der internationalen Beziehungen erfordere Staatsordnungen, in denen das völkerrechtliche Souveränitätsprinzip den Fürsten und ihren Regierungen entzogen und auf das Volk – „la nation" – übertragen werden müsse. Nur eine Politik, die sich auf „Volkssouveränität" gründe und auf das Gesamtwohl der Nation orientiere, vermöge auch die Lebensinteressen anderer Völker zu achten, also für den Frieden der Menschheit zu wirken. In der wechselvollen Einheit von Innen- und Außenpolitik ein Primat auf das Innere setzend, traten diese Kritiker für Staatsumwälzungen als Voraussetzung neuartiger Außenpolitik ein.

Ob nun von gemäßigt-reformerischer oder revolutionär-demokratischer Tendenz: das neue Denken der Aufklärung berief sich auf rationale Einsichten in die Gesetze der Natur, wonach alle Menschen und Völker als ursprünglich „gleich", ergo auch „gleichberechtigt" gelten mußten. Es sprach im Namen des Naturrechts, das durch die Kraft der Vernunft endlich zu formulierten und anwendbaren Regeln gebracht schien, für eine von Privilegien und Vorrechten entfesselte Menschenordnung. Demnach waren nationale sowie internationale Verhältnisse zu schaffen, in denen „Freiheit" und „Gleichheit" für alle Individuen als „unveräußerliche Menschenrechte" garantiert, zudem die Souveränität der Völker vor Willkürakten, Aggressionen und Angriffskriegen bewahrt sein sollten.

Daß die Aufklärungsideen bereits transatlantisch, also irreversibel geworden waren, bewies die nordamerikanische Unabhängigkeitsrevolution. Thomas Paine berief sich

3 Des Hugo Grotius drei Bücher über das Recht des Krieges und des Friedens, in welchem Natur- und Völkerrecht und das Wichtigste aus dem öffentlichen Recht erklärt werden. Übers. und hrsg. von Julius H. von Kirchmann, Leipzig 1877.

4 Charles-Iréné de Saint-Pierre, Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe. Vol. 1–2, Utrecht 1713. Vol. 3, Utrecht 1717 [in Wirklichkeit: Lyon].

5 Gabriel Bonnot de Mably, Œuvres complètes. Vol. 5, Lyon 1792, p. 15.

ebenfalls auf das Naturrecht, um die Kolonisten zum Verteidigungskampf gegen die Hegemonie des britischen Königs und der Londoner City zu ermutigen. Wie den entschiedenen Friedensdenkern in Frankreich mochte ihm scheinen, es sei allein die aristokratische Staatsform der Monarchie, die die Völker in Bedrückung und Kriege stürze. Eine demokratische Republik dagegen werde den dauernden Frieden schaffen, denn die „vollkommene Gleichheit" der Staatsbürger begründe eine politisch-soziale Ordnung, in der es „keine Versuchung" zum Krieg geben könnte.[6] Wie schon die früheren Revolutionen der Niederlande und Englands, so steht auch diese bürgerliche Revolution mit ihren ideellen, politischen und militärischen Wirkungen auf Europa für unseren Autor außerhalb jeder Erinnerung und eigenen Betrachtung. Das könnte ein Ausfluß des Eurozentrismus, vielleicht aber auch die Spur eines konservativen Konzeptes sein.

Im Vorgang der titulierten „Erfindung des Friedens" interessiert den Verfasser vielmehr, wie das Friedensdenken der Aufklärung durch Immanuel Kant eine „kopernikanische Wende" zum konkret universalen Entwurf erfuhr. Die hohe Wertschätzung konzentriert sich auf Kants realistisches Menschenbild, seine gesellschaftshistorische Entwicklungsidee und zumal auf die drei Definitivartikel seines Traktats „Zum ewigen Frieden" (1795). Erfordernisse für einen dauerhaften Frieden werden daraus zitiert: 1. „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein." 2. „Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein." 3. „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein" (S. 44). Der Verfasser informiert über die Rezeption des Traktats, der bis heute mehrere hundert Auflagen in vielen Sprachen der Welt erreichte, obwohl er von der Charta der Vereinten Nationen noch nicht eingelöst ist. Doch wie beredt die Größe Kants auch gewürdigt wird – durch Verschweigen der zeitgenössischen Denkanstöße seitens der Nordamerikanischen und nun gar der Französischen Revolution bleibt unreflektiert, auf welche Weise der Philosoph auf seinem amtlichen Lehrstuhl im altpreußischen Königsberg zu republikanischen Ideen gelangte.

Im vierten Kapitel, betitelt als „Zeitalter der Französischen Revolution 1789–1815", erfahren Geschichte und Historiographie eine Behandlung, die konzeptionell unter dem Schlagwort steht: „Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution". Die Vorstellung, die sich solcher Begrifflichkeit bedient, suggeriert, daß der Krieg – seit dem Westfälischen Frieden eine Art Ungeheuer im Käfig schwieriger Friedensdiplomatie – durch einen einzigen Verursacher freigesetzt wurde. Sehen wir ab von den vielen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts, die der Verfasser bislang nicht beurteilt hat: die These des Übergangs von der „gezähmten zur entfesselten Bellona" wäre angesichts der insgesamt acht Kriege von 1792 bis 1815 aufschlußreich, wenn sie nicht zur Denunziation der Revolution und also Frankreichs verzerrt würde.

Richtig ist, daß die französischen Revolutionäre mit der von Fürsten und Kabinetten praktizierten Trennung zwischen Außen- und Innenpolitik brachen. Ihr Krieg gegen die spätfeudalen Koalitionsarmeen, die sehr bald mit den Engländern im Bündnis standen, wurde von revolutionären Ideen begleitet – und die Revolution selbst wurde durch den

6 Thomas Paine, Gesunder Menschenverstand. An die Einwohner von Amerika gerichtet, Kopenhagen 1794, S. 72.

Krieg radikalisiert. Indem sich der Blick des Verfassers auf eben diese Wechselbeziehung und auf historiographische Erklärungen des „revolutionären Terrors" in Frankreich fokussiert, werden die Koalitionsmächte mit ihren diplomatischen und zumal militärischen Offensiven aus der Frage der Kriegsverursachung herausgelassen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Daß das Manifest der Interventionsarmee, die im Frühsommer 1792 in Frankreich einfiel, die Eroberung von Paris und die Wiederherstellung des absoluten Königtums als Kriegsziel proklamierte, bleibt ungesagt. Der Begriff „äußere Konterrevolution" oder zumindest sachliche Reflexionen des Autors zur wiederholten Gefährdung der Revolution durch Feinde von außen kommen nicht vor. Der Gegensatz der kriegführenden Mächte wird nur so erklärt: „Auf der einen Seite die immer *auf Gebietserwerbung bedachte,* zutiefst instabile Politik des Gleichgewichts der etablierten Kräfte [...] und auf der anderen Seite die *aggressive Politik* der Revolution" (S. 51). Das ist keine Wesenserklärung des politisch-sozialen Systemkonflikts zwischen Absolutismus und bürgerlicher Revolution, der Verharrung einer von Privilegien dominierten Ständeordnung und der auf liberal-demokratische Freiheiten orientierten Erneuerung von Staat und Gesellschaft. Die ausschließliche Belastung der französischen Revolutionäre mit dem Vorwurf der Aggression entspricht einer Schreibweise, die an dieser Stelle auf konkret historische Differenzierung verzichtet. Die zutreffend zitierte Kriegspropaganda des girondistischen Abgeordneten Jaques-Pierre Brissot paßt ins Konzept. Jedoch Maximilien Robespierres dagegen gerichtete Antikriegsreden von 1791/92 sowie sein späterer Widerstand gegen Brissots und Dantons Kriegsziel der „natürlichen Grenzen" scheinen unbekannt.[7] Der plakativen Floskel vom „plebejischen Hang zur Gewalt" entspricht ebenso wenig die hier verschwiegene Tatsache, daß Abbé Jacques Roux, Stimmführer der Pariser Sansculotten in der Verfassungsdebatte von 1793, Minister und Abgeordnete belastete, weil sie „die Geißel des äußeren Krieges über unser unglückliches Vaterland heraufbeschworen".[8]

Wollte man Frankreich für das ganze Vierteljahrhundert der Kriege berechtigt zur Verantwortung ziehen, so dürfte anstatt des Grundsatzes, der die „Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution" behauptet, ebenso gut die prinzipielle Aussage gelten: „Wiedergeburt des Krieges aus dem Interesse der französischen Besitzklassen". Das ist anhand der inneren und äußeren Geschichte Frankreichs von zahlreichen Historikern nachgewiesen, stimmt vor allem aber für das kontinentale Vormachtstreben unter der Führung Napoleons. Im Literaturbericht wird der General, Konsul und Imperator mit der Revolution schlechterdings identifiziert. Eine Scheidung zwischen der Revolutionszeit, die spätestens mit dem 18. Brumaire 1799 abschloß, und den postrevolutionären Perioden des Konsulats und des Kaisertums findet nicht statt. Sämtliche Kriege Frankreichs erscheinen unter dem Leitbegriff „Revolutionskriege", womit unter der Hand eine an sich richtig gesehene Entwicklungstendenz der gewaltsamen Expansion, die weit spätere „Weltkriege" antizipierte, wiederum nur der diskreditierten

7 Walter Markov, Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789–1799, Bd. 2: Gesprochenes und Geschriebenes, Leipzig 1982.

8 Das „Manifest der Enragés", in: Jacques Roux, Die Freiheit wird die Welt erobern. Reden und Schriften. Hrsg. von Walter Markov, Leipzig 1985, S. 147 ff.

Revolution angelastet wird. Jedoch nicht der tatsächliche Revolutionskrieg von 1792 bis 1795/97, sondern erst die ägyptische Expedition, die imperiale Hegemonialpolitik und zumal die Kontinentalsperre Napoleons trugen Frankreichs Konflikt mit den wechselnden Koalitionen über den europäischen Kontinent und sogar über dessen Grenzen hinaus. Allerdings nur infolge eines entscheidenden Sachverhalts, der in der deutschen Historiographie traditionell ignoriert wird: es war die überkommene britisch-französische Machtkonkurrenz, die unter dem Aspekt des Wandels der Kriege notwendig zu interpretieren ist.

Im 17. und 18. Jahrhundert war Großbritannien zur stärksten Kolonial-, Handels- und Industriemacht der Welt gewachsen. Es wirkte seit 1793 in sämtlichen Koalitionskriegen gegen Frankreich als militärpolitischer Drahtzieher und Finanzier. Mit seinen Flotten die Meere beherrschend, gebrauchte Britannien die europäischen Feudalmächte als seinen Festlandsdegen, um Frankreich als herkömmlichen Rivalen zu bekämpfen. Weil die Französische Revolution in Nachbarländern zündete oder deren Regime ins Bündnis zwang, erweiterte das Inselreich seinen Krieg ebenfalls gegen diese Staaten. Es nutzte die kontinentalen Militärkonflikte für siegreiche Beutezüge in Übersee und auf den Weltmeeren. So eroberte es in Ostindien, Südafrika und der Karibik nicht nur Kolonien Frankreichs, sondern auch Hollands und Spaniens. So gewann es acht Seeschlachten, in denen nicht nur französische, sondern auch holländische, spanische, neapolitanische und dänische Flotten vernichtet oder erobert wurden. So führte es den Kaperkrieg nicht nur gegen Frankreichs Handelsflotte, sondern auch gegen holländische, spanische, dänische, preußische Kauffahrer – ganz gleich, ob sie auf staatliche oder private Rechnung fuhren. Während Britanniens Verbündete regelmäßig gegen Frankreich verloren, gewann es selbst an Reichtum und Macht. Es ist ein entscheidender Tatbestand dieser Epoche, daß Londons Regierung und Parlament eine stetige Konfrontation gegen Frankreich betrieben. Kolonialkriege, Freibeuterei auf den Meeren, Blockade der französischen Seehäfen kennzeichnen den spezifisch britischen Anteil an der schweren Konfliktsituation, in der sich die Rivalität der beiden bürgerlichen Staaten zum unversöhnlichen Gegensatz ihrer Regime zuspitzte. Mit der Allegorie des Zweikampfes zwischen Tiger und Hai haben Zeitgenossen den räuberischen und endlos scheinenden Dauerkonflikt ins Bild gesetzt: einen neuartigen Kriegstypus, dessen rationaler Systemcharakter, globale Ausdehnung und permanenter Völkerrechtsbruch die Weltkriege des 20. Jahrhunderts ankündigten. – Aus sämtlichen Fakten der Zeit dürfte zu folgern sein, daß die Frage nach der „Entfesselung der Bellona" an alle am Krieg beteiligten Staaten zu stellen und die Geschichtsliteratur dementsprechend zu prüfen ist.

In die Betrachtung des genannten Zeitalters wird auch deutsche Geschichte unter dem Aspekt der antinapoleonischen „Befreiungskriege" integriert. Leider mangeln dem Bericht jene Forschungsergebnisse, die wiederum mit Zusammenhängen und Widersprüchen der konkreten Geschichte zu tun haben, denn „Frankreich" und „Napoleon" heißen die äußeren Faktoren, die Deutschlands bürgerliche Umgestaltung just in diesen kriegerischen Zeitläufen auf dem Weg frühliberaler Reformen eröffneten und erzwangen. Die Neuerungen in den annektierten Gebieten des Linksrheinischen, der napoleonischen Protektorate und der süddeutschen Rheinbundstaaten setzten Preußen den Sporn in die Flanke, so daß es bei Strafe seines Verfalls zu den Reformen Steins und

Hardenbergs genötigt war.[9] Diese Erinnerung müßte dem Verfasser doch gerade willkommen sein, wenn er die Absicht verfolgt, die „Preußenlegende" zu widerlegen. Sein Bemühen nämlich, die Überwindung der auf Preußens „national-deutschen Beruf" orientierten Geschichtsschreibung sowie die Kritik am bellizistischen Mißbrauch des „Erbes von 1813" durch wilhelminisches Kaiserreich und Hitlerfaschismus noch in der Reprise zu unterstützen, verdient Zustimmung.

Erst verzögert, im fünften Kapitel, wird die entscheidende Frage gestellt: „Wie entstehen Kriege?" Der Report sichtet nunmehr Kriegsursachenforschung, die zwangsläufig den Zusammenhang zwischen Staatsinteressen und Kriegen thematisiert. Indem der Verfasser diesmal den Titel vorsetzt: „Staat und Krieg – Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Zerstörung des internationalen Ordnungssystems im Imperialismus", offenbart sich dem Leser spätestens jetzt das Konstrukt, worin das viel reichhaltigere Thema „Krieg und Frieden der Neuzeit" eingepaßt ist: der Frieden von 1648 schuf eine Staatenordnung Europas, die von der Französischen Revolution einschneidend gestört, von den Siegermächten des Wiener Kongresses (1815) restauriert, schließlich jedoch am Vorabend des Ersten Weltkrieges von Dreibund und Entente in die Zerfallskrise getrieben wurde. Es ist das „Westphalian System", sein Erhalt und seine Gefährdung, das den Literaturbericht für die Zeit von 1648 bis 1914 konstituiert.

Innerhalb dieses Geschichtsbildes trennt der Verfasser – seiner eingangs erklärten Methodik zufolge – die Erörterung von „Krieg und Frieden". Letzteren hat er bereits im dritten Kapitel selektiert und nicht ganz ohne Überschätzung behandelt. Das fünfte Kapitel über „Staat und Krieg" vermittelt nun Wertungen, die zu den früheren Akzenten bezüglich des europäischen „Staatenkonzerts" und seiner Friedensbestrebungen im krassen Gegensatz stehen. Das erfolgt nicht nur durch Meinungen der referierten Kriegsursachenforscher: „Die Herausbildung des Systems unabhängiger Staaten in Europa als epochale Umwälzung seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verhinderte den Frieden" (S. 68). Der Berichterstatter urteilt nunmehr auch selbst: „Prinzipiell unwidersprochen bleibt die grundlegende Tatsache, wonach der moderne Staat in erster Linie ein Kriegsstaat gewesen ist. [...] Es bestand eine offenkundige Affinität des absoluten Fürstenstaates des 17. und 18. Jahrhunderts zu Expansion und Krieg" (S. 69 f.). Die „bellizistische Disposition des souveränen neuzeitlichen Staates" sei daher immer erkannt und kritisiert worden. Geht man davon aus, daß sowohl Krieg als auch Frieden von Staaten „gemacht" wurden, so stellt sich die methodisch-kritische Frage, ob nicht die thematische Trennung und Reihung – zuerst „Frieden" und erst in der Nachfolge „Krieg" – einen realhistorischen Zusammenhang zerschneidet. Das verwickelt die im Buch getrennten Interpretationstexte offensichtlich in Widerspruch.

Natürlich sollen derart kritische Erwägungen nicht in Zweifel ziehen, daß durch das gewählte Konzept und seine methodische Durchführung eine Fülle literarischer Hinweise

9 Heinrich Scheel, Die Französische Revolution und der Beginn der bürgerlichen Umwälzung (1789 bis 1807), sowie Helmut Bock, Die bürgerlichen Reformen und der Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft (1807 bis 1815), in: Deutsche Geschichte, Bd. 4: Die bürgerliche Umwälzung von 1789 bis 1871, Berlin 1984; Helmut Bock, Napoleon – Deutschland – Europa. Zur Wirkungsdialektik eines kontinentalen Hegemonialsystems (1806–1813), in: Umbruch im Schatten Napoleons. Hrsg. von Gerd Fesser und Reinhard Jonscher, Jena 1998.

und anregender Reflexionen vermittelt wird, auf die auch der Rezensent keinesfalls verzichten möchte. Darunter die Wesenserklärung neuzeitlicher Staatlichkeit, die der Verfasser allerdings als „modern" bezeichnet: „Die geschichtsmächtigste Institution, die Europa hervorgebracht hat, ist der moderne Staat – mit Gewaltmonopol, zentraler Verwaltung, einem Beamtenapparat, einem einheitlichen Rechtssystem, kontinuierlicher Besteuerung" (S. 66). Aber es waren fürstlich-feudale Staaten, in denen die Zentralisierung erfolgte, wobei das Gewaltmonopol zum Herzstück der Souveränität wurde. Staatsinteressen legitimierten ein prinzipielles Friedensgebot im Innern, aber auch den Krieg nach außen; nichtstaatliche und nichtautorisierte Akteure hingegen verloren das Recht bewaffneter Gewaltanwendung. Aus der innenpolitischen Gesetzesentwicklung des monarchischen Absolutismus (mehr noch des frühbürgerlichen Staats der Republik der Niederlande und des Königreiches Großbritannien) ergaben sich weitere Unterscheidungen: zwischen Politik und Wirtschaftsleben, staatlicher Regulierungssphäre und Privatexistenz, amtlich berechtigten Waffenträgern und Zivilisten, militärischen Kombattanten im Kriegsfall und nichtkämpfender Zivilbevölkerung. Vor allem galt die Verschiedenheit von Krieg und Frieden.

Hatte Diderots „Enzyklopädie" den „guerre" noch als „Streit zwischen Herrschern" erklärt, „mit Hilfe der Waffen ausgetragen",[10] so entstand mit den Konflikten bestehender und werdender Nationalstaaten der tatsächlich „moderne" Krieg. Es waren die bürgerlichen Revolutionen und die nationalen Unabhängigkeitskriege, die an der Wende zum 19. Jahrhundert eine epochale Umwälzung der Politik und des Militärwesens einleiteten: „Levée en masse" und „Konskription" im Frankreich der Revolution und des napoleonischen Kaiserreiches, „allgemeine Wehrpflicht" im reformierten Preußen führten prinzipiell zur Bewaffnung aller wehrfähigen Staatsbürger im Kriegsfall und somit zur historischen Geburtsstunde der modernen Massenheere. Anstelle der herkömmlichen Berufs- und Söldnerarmeen bewirkte die Wehrpflicht eine enorme Vermehrung der Kombattanten. Daß dabei das Gewaltmonopol des Staates erhalten blieb, spiegelt der vielzitierte Satz des Carl von Clausewitz wider, der für den Fall militärisch ausgefochtener Konflikte den Primat der Politik betont: „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln."[11] Politische Staatsinteressen dominierten demnach die Frage, ob Krieg sein sollte – und wenn ja, warum und wie er geführt würde.

Allerdings stellten die zeitgenössischen Volks- und Guerillakriege in Spanien und Tirol, wenig später in Griechenland, Polen, Lateinamerika das staatliche Gewaltmonopol in Frage. Sie boten Aktionsraum für Volkskräfte, die sich mit eigenen Ideen und Emotionen dem jeweils herrschenden Staatswillen widersetzten. Von Politik gesteuerte, als „regulär" bezeichnete Kriegführung (wie überlegen sie im „Staatenkrieg" auch sein mochte) unterlag zunehmend den volkstümlichen Kampfformen und Imponderabilien des Guerillakrieges. Hier wäre auch der Platz, um neben dem Idiom „Staatenkrieg" an den Komplementärbegriff „Bürgerkrieg" zu denken. Jede Empörung oder sogar Revolution, wobei Untertanen oder Staatsbürger mit Waffengewalt für politischen Wandel

10 Krieg – Guerre, in: Artikel aus der von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Enzyklopädie. Auswahl von Manfred Naumann, Leipzig 1984, S. 514 ff.

11 Carl von Clausewitz, Vom Kriege. Erstes Buch: Über die Natur des Krieges, Berlin 1957, S. 34.

streiten, ist „Bürgerkrieg". Trotz der von Staatenkrieg verschonten Jahrzehnte nach Napoleons Sturz: „Bürgerkrieg" und Revolution waren in Frankreich, Spanien, den Niederlanden, Italien, der Schweiz, schließlich auch in den deutschen Staaten (1848/49) zeittypische Waffenerhebungen, die sich dem Gewaltmonopol des Staates entgegenstellten. Sie waren und blieben ein wesentliches Element der neuzeitlichen Geschichte, denn das Recht auf Revolution ist ein wirklich „historisches Recht", worauf fast alle modernen Staaten beruhen.

Krisenbeschreibung oder Überschau zu den Kriegstypen seit dem 17./18. Jahrhundert beabsichtigt der Verfasser selbst jedoch nicht. Wohl wird eine „Schlüsselkontroverse" benannt und durch das Begriffspaar „Staatenkrieg" und „Staatsbildungskrieg" gekennzeichnet. Doch worauf der zweite Begriff durchaus anwendbar wäre: die revolutionären Unabhängigkeitskriege der Niederländer, der US-Amerikaner und auch die englische Revolution mit dem Krieg gegen die Iren, die nachfolgenden Handels- und Kolonialkriege kommen eben nicht vor. Revolutionen entsprechen wohl nur als französischer Störfaktor, sonst aber nicht dem Konzept. Dabei entsteht ein weiteres Problem: Indem die zentralisierte Fürstenmacht bereits als „moderner Staat" aufgefaßt wird, könnten die Begriffe „modern" und „Moderne" ihres politisch-sozialen, also bürgerlichen und kapitalistischen Inhalts entkernt und semantischer Inflation preisgegeben werden.

Die Fixierung auf das „Westphalian System" verleitet überdies zum Eurozentrismus, so daß die Kriege auf den Weltmeeren und in Übersee, die doch von den Mächten Europas geführt und verschuldet wurden, weiterhin außerhalb der Betrachtung bleiben. Erst für die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts – mit fast vierhundertjähriger Sichtverkürzung – wird ein „Ausgreifen auf Überseegebiete" interpretiert, wodurch das europäische Mächtesystem zum Weltsystem wuchs. Indes könnten bei Immanuel Kant schon am Ende des 18. Jahrhunderts universale Einsichten in eine Vielfalt von Kriegen gefunden werden, die der Weltdenker in seinen Schriften anprangerte: erstens den feudalen Eroberungskrieg, zweitens den Kolonialkrieg gegen eine eingeborene Bevölkerung, drittens den Krieg einer Kolonialmacht gegen die Unabhängigkeitsbewegung einer ehemaligen Kolonie, viertens die Interventionskriege der absolutistischen Regimes gegen das bürgerlich-revolutionäre Frankreich. In sämtlichen dieser Konfliktsituationen sprach Kant den von Aggressionen betroffenen Völkern das Recht auf Selbstverteidigung zu.

Der konzeptionellen Bedeutung, die der Zäsur von 1648 im eurozentrierten Geschichtsbild zukommt, entspricht die des Jahres 1815: Wie der Westfälische Frieden das „Grundgesetz" des 17./18. Jahrhunderts, so sei die Wiener Kongreßakte das „Grundgesetz für die europäische Staatengemeinschaft im 19. Jahrhundert" gewesen (S. 77). Aus dem Willen der Großmächte, nach dem Sturz des Hegemonialpolitikers Napoleon das Prinzip des „Gleichgewichts" wieder zur Geltung zu bringen, sei bis 1914 eine hundertjährige Zeitspanne erwachsen, die der Verfasser „die friedlichste der gesamten europäischen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit" nennt (S. 73). Die Gloriole, die den Wiener Kongreßmächten aus dieser Feststellung erleuchten könnte, wird freilich zu Recht vermieden. In ausführliche Erwägungen eingebettet, lautet das definitorische Urteil: „Wien brachte, so läßt sich der ambivalente Charakter der geschaffenen Ordnung

zusammenfassen, einen Frieden, aber keine Freiheit, brachte eine Ordnung der Fürsten und Staaten gegen die liberalen und nationalen Bewegungen, gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker" (S. 76).

Der Krimkrieg (1853–1856), von Engländern und Franzosen erstmals mit Waffen des Zeitalters der Industriellen Revolution geführt, bewirkte das Ende der Wiener „Friedensordnung". Der Verfasser spricht allerdings nur vom Ende ihrer „klassischen Zeit", danach von der „Ära ihres Zerfalls". Hat man zuvor vom insgesamt „friedlichsten" Jahrhundert seit dem Mittelalter gelesen, so kann doch nicht vergessen bleiben, daß militärische Regionalkonflikte nunmehr beständig den Kontinent verunsicherten: 1859, 1864, 1866, 1870/71, die zweimaligen Balkankriege und die überseeischen Konfrontationen müßten doch wohl als Wegzeichen zum Ersten Weltkrieg verstanden werden. Es waren insbesondere drei Faktoren, die diese Entwicklung des „Staatenkrieges" beeinflußten: erstens der auf der Industriellen Revolution basierende „technologische Fortschritt"; zweitens angesichts wachsender Vernichtungskraft modernisierter Waffen die Versuche zur Kodifizierung eines internationalen Kriegsrechts vom Pariser Frieden (1856) bis zur Londoner Konferenz (1908); drittens die Herausbildung konkurrierender Militärblöcke.

Vor dem Menetekel des Weltkrieges, der seit dem deutschen Annexionsfrieden gegen Frankreich (1871) zu befürchten war, blieben kriegsrechtliche Vereinbarungen durchaus problematisch. Entente und Dreibund verkörperten Allianzen, die durch ihre Rüstungen eine bis heute andauernde, also permanente Revolution der Waffentechnik vorantrieben. Aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht gebar der Rüstungswettlauf riesige Armeen, bestückt mit präzis funktionierenden Infanteriewaffen und weitreichender Artillerie, Magazingewehren und Sprenggranaten, Festungssystemen und Panzerschiffen, mit Torpedos gerüsteten Unterwasserbooten und Bomben werfenden Flugmaschinen. Nationalistische Ideologien verhetzten die Völker, wobei ebenfalls heute mißbrauchte Moralkategorien der „Guten" wider die „Bösen" die jeweils anderen verleumdeten. Gegen all dieses aber setzt der Verfasser die aus der historischen Friedensforschung erstandene Frage: „Wie kam es, dass der große und allgemeine Krieg ein halbes Jahrhundert lang vermieden wurde?" (S. 77). Das mag einseitiger Betrachtung, die nur eine blinde Gesetzmäßigkeit des Krieges behauptet und Friedensbemühungen unterschätzt, durchaus entgegenwirken. Jedoch: Konfliktsituationen und Konfliktmanagement, Kriege und Friedensverhandlungen waren Gegebenheiten ein und desselben Zeitalters – allerdings einer Epoche, die in den verheerenden Flammen des Weltkrieges niederging.

Das sechste Kapitel thematisiert vorzugsweise deutsche Geschichte unter zwei gesellschaftspolitischen Problemstellungen: „Militär und Gesellschaft – Friedensbewegung und Gesellschaft". Zunächst wird an die geistige Situation nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert. Die Mächte der Antihitlerkoalition nannten „Militarismus" und „Nazismus" als Charakteristika der deutschen Gesellschaft, hervorgewachsen aus einem „fatalen Erbe Preußens". Diesen Vorwurf reflektierten die Historiker der frühen Bundesrepublik in einer jahrelangen Debatte über den Militarismus: denselben interpretierend teils nur als staatliches Phänomen unter dem Primat der Außenpolitik, teils und tiefgründiger als Problem seiner Einwirkungen in den inneren Organismus der deutschen

Gesellschaft. Daraus entwickelte sich die These vom „deutschen Sonderweg", die in den siebziger Jahren zum dominanten Interpretationsmodell wurde. Vergleicht man mit anderen Ländern, so habe die Armee im Deutschen Reich seit 1871 institutionell und ideologisch einen Vorrang behauptet, der dem Gesellschaftsleben ein „Defizit an Bürgerlichkeit" aufpreßte. „Die Einschätzung von einer besonderen Militarisierung des Kaiserreichs, deren Auswirkungen über dessen Zusammenbruch 1918 und die Weimarer Republik bis in die NS-Zeit hineinragten und das ‚Dritte Reich' erst erklärbar machen, gehörte zum Kernbestand der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft" (S. 85).

Heute überwiegt die Meinung: Deutschland habe sich von den großen Nationalstaaten Westeuropas nicht sehr unterschieden. Da es einen „Normalweg" ohnehin nicht gebe, habe jedes Land seinen eigenen „Sonderweg" beschritten – nur sei der deutsche unter dem Aspekt des Militarismus ein „besonderer" gewesen. Der Verfasser vermittelt aus den früheren und gegenwärtigen Debatten viele bedenkenswerte Auffassungen und Forschungsergebnisse. Angesichts meiner Kritik an seiner Behandlung wie auch Nichtbehandlung bürgerlicher Revolutionen sei diesmal ein Text gewürdigt, der das Verhältnis zwischen Militär und Gesellschaft hinterfragt: „Hätte eine autarke Bürgermiliz nach amerikanischem, französischem oder Schweizer Muster zu einer wesentlich stärkeren demokratischen Durchdringung der Gesellschaft im 19. Jahrhundert beitragen können? Wäre so also die Dominanz des Militärischen, die Stellung des Militärs außerhalb der Verfassungsordnung, gebrochen worden, und lag gerade in diesem Versäumnis eine Abweichung Deutschlands von anderen westlichen Nationen begründet?" (S. 84). Gelungene oder gescheiterte bzw. politisch verkürzte Revolutionen haben für den Charakter des nationalen Militärwesens eine nachhaltige Bedeutung. Das Mißlingen der deutschen Revolution von 1848/49, die Allianz von alten Eliten und wehrpflichtigem Militär als Resultat der kriegerischen Reichseinigung Bismarcks, die regierungsamtliche Indienstnahme des überkommenen Militärs für die Niederschlagung der „Linken" in der Novemberrevolution von 1918/19 und schließlich die Fusion von Nationalsozialismus und Militarismus im „Dritten Reich" – das alles hat Deutschland unter konkret historischen Bedingungen der Versailler Nachkriegsordnung zum Herd und Aggressor des Zweiten Weltkrieges werden lassen.

Kritiker des „Militarismus" sollten sich freilich klar darüber sein, ob sie das Wort als polemischen „Kampfbegriff" oder als geschichtswissenschaftliche „Interpretationsfigur" anwenden. Für letztere ist ein definitorisches Angebot aus der Militärhistorie brauchbar: demnach könnte eine staatliche und gesellschaftliche Ordnung als „militaristisch" bezeichnet werden, „die in dominanter Weise von militärischen Interessen und kriegerischen Denkmustern geprägt ist" (S. 80). „Militarismus" begünstigt kriegerische Konfliktaustragung; sein politisch-sozialer Gegensatz ist weniger durch den Begriff „Pazifismus" als durch staatsbürgerlichen „Zivilismus" ausgedrückt. Unterscheidet man überdies die Begriffe „Militarismus", „Militarisierung" und rein „Militärisches", so hat auch die Sozialgeschichtsforschung im vergangenen Jahrzehnt definitorische Ansichten zum Wesen des Militärs diskutiert: Dieses wird erstens als eine Institution begriffen, „die die physischen Gewaltmittel eines Staates monopolisiert und zur Wahrung seiner Sicherheits- bzw. Expansionsinteressen geregelt-kontrolliert einsetzt". Zweitens könnte Militär bzw. Militärisches als ein „kulturelles System" verstanden werden, „das sich in

bestimmten Denkstilen, Sinnhorizonten und Deutungsmustern" manifestiert. Drittens sollte die Wechselbeziehung von Militär und Gesellschaft nicht allein auf den „Extremfall Krieg", vielmehr auf den „Normalzustand des Friedens" bezogen werden. Folglich bilden „soziale Ordnung" und „kulturelle Praxis des Militärs" den Mittelpunkt solcher Analysen (S. 82). Alles in allem bilanziert der Verfasser eine Forschung, die bis heute „viel facettenreicher geworden" ist, als sie es lange Zeit war.

Der Berichtsteil zu den Forschungen über die Friedensbewegungen bietet eine kursorische Entwicklungsskizze seit den Vereinsgründungen in New York, London, Paris (1815–1821) und den ersten internationalen Konferenzen in Brüssel, Paris, Frankfurt a. M. (1848–1850). Schaffung von Schiedsgerichten zur gewaltfreien Regelung zwischenstaatlicher Konflikte, entspannende Staatenkongresse und Weiterentwicklung des Völkerrechts bildeten sich als Zielpunkte heraus, die bis ins 20. Jahrhundert vertreten wurden. Die aus dieser Praxis erwachsene Definition der „Friedensbewegung" ist bei Karl Holl[12] entnommen: Es gehe um „jene Organisationen, die – von der Verwerflichkeit und Sinnlosigkeit des Krieges ausgehend – Konzeptionen entwickeln, Methoden erarbeiten und konkrete Vorschläge unterbreiten, die den Krieg verhindern und schließlich unnötig machen" (S. 92). Der Verfasser betont ihr Wesen als „bürgerliche Reformbewegung" und differenziert diese gegenüber dem sozialistischen Antimilitarismus, der Staatenkriege verneint, aber durch eine weltumspannende soziale Revolution den Kapitalismus überwinden und somit einen Weltfrieden erreichen wollte.

Es wird die Frage gestellt, warum der Pazifismus in Deutschland weit schwächer als in den entwickelten bürgerlichen Ländern war. Auch auf diesem Sektor des Gesellschaftslebens offenbaren sich die konservativen Nachwirkungen des Scheiterns von 1848/49. Der Übergang des Liberalismus zur nationalpolitischen Machtpolitik Bismarcks, der militante Nationalismus solch mächtiger Organisationen wie des Alldeutschen Verbandes und des Deutschen Wehrvereins, die waffensegnende Staatsnähe der katholischen und protestantischen Kirchen haben den Pazifisten unüberwindliche Schranken gesetzt. Sie gerieten in den Sog des Ersten Weltkrieges, führten in der Weimarer Republik ein zerstrittenes Dasein und standen im „Dritten Reich" unter Anklage der „Wehrkraftzersetzung" und des „Landesverrats". Ob sich nach dem Zweiten Weltkrieg und unter den Zwängen des Kalten Krieges in den westlichen Industriegesellschaften, also auch in der BRD, tatsächlich eine „Abwertung von Krieg, Militär und Gewalt" und im Gegenzug ein Aufschwung des Pazifismus vollzogen habe, ist Diskussionsthema heutiger Forschung. Sie stellt gegen die „Kultur" des Krieges eine „Friedenskultur" – gekennzeichnet „nicht nur durch die Abwesenheit von Krieg und direkter Gewalt, sondern durch die tendenzielle Beseitigung struktureller und symbolischer Gewalt" (S. 95). Dieser weit gefaßte Friedensbegriff erstreckt sich daher sowohl auf Außenpolitik, Verteidigung und Militär als auch auf Wirtschaft, Arbeitsrecht, sogar familiäre Strukturen.

Das siebente und letzte Kapitel behandelt Historiographie zur Thematik der beiden Weltkriege unter dem Titel „Totaler Krieg – Vorläufer und Vollendung". Das Leitwort, geläufig durch die irrwitzige Goebbelsrede von 1943, greift auf französische Strategie

12 Karl Holl, Pazifismus in Deutschland, Frankfurt a. M. 1988, S. 7.

und Propaganda von 1916 zurück: „la guerre totale". Der Begriff meint die vollständige Mobilisierung menschlicher und materieller Ressourcen für den Krieg. Die historische Tatsache, daß das „Westphalian System" im Ersten Weltkrieg zugrunde ging, befreit nun den Verfasser vom selbstgesetzten Zwang seines Konstrukts und Geschichtsbildes. Denn die Frage nach „Vorläufern" überwindet eurozentristische Schranken, indem sie sogleich nach Übersee, auf den Nordamerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) zielt – eine der „furchtbarsten Katastrophen des 19. Jahrhunderts" (S. 96). Es folgen der Deutsch-Französische Krieg (1870/71), sodann die Kolonialkriege der US-Amerikaner auf den Philippinen (1899–1902), der Briten gegen die südafrikanischen Buren (1899 bis 1902) und der Deutschen gegen die Hereros in Südwestafrika (1904–1907). Bereits diese Kriegshandlungen waren nicht nur gegen reguläres Militär, sondern gegen die Zivilbevölkerungen gerichtet.

Zur Bezeichnung des Ersten Weltkrieges gilt das Wort von der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts" (S. 99). Die Verheerungen dieses Krieges desorganisierten die traditionelle Staatenordnung Europas und zerstörten deren weltpolitische Vormachtstellung. Mit den USA und der aufsteigenden Sowjetunion rückten zwei politisch-soziale Systeme in die Weltpolitik, deren Antagonismus die neue Epoche bis 1989/91 zutiefst prägte. Doch dieser Weltkrieg sei auch „Inkubationszeit" des aggressiven Nationalismus und des radikalen Antisemitismus gewesen, wodurch Nationalsozialismus und faschistische Bewegungen erst möglich wurden. Weitere Folgen waren der „beschleunigte Niedergang des Bürgertums als führender gesellschaftlicher Schicht" sowie der beginnende Prozeß der Dekolonisation, deren höchst problematische Vorgeschichte – die Kolonisierung – aber bekanntlich nicht behandelt wird.

Es ist eine aufschlußreiche Beobachtung, daß gerade die Forschungen zum Ersten Weltkrieg eine Art Laboratorium für Neuansätze und Wandlungen der Geschichtswissenschaft gewesen sind. Das wird am Beispiel des Historikerstreits um Fritz Fischers Buch „Griff nach der Weltmacht" (1961) interpretiert, einer „Schlüsselkontroverse der bundesdeutschen Historiographie". Der Bericht stützt Fischers These, die deutsche Reichsregierung habe den Angriffskrieg von 1914 mit langer Hand vorbereitet und trage deshalb die Hauptschuld für den Kriegsbeginn. Warum diese Feststellung sogar die Öffentlichkeit der sechziger Jahre ungemein aufregte, erklärt der Verfasser zutreffend: „Das Bewusstsein von der relativen oder gar absoluten Unschuld Deutschlands am Ersten Weltkrieg spielte in der westdeutschen Historiographie und im Nationalbewusstsein eine zentrale Rolle, die dadurch noch verstärkt wurde, dass es an der Verantwortung für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nichts zu deuteln gab. Fritz Fischers These einer aktiven, von einer Interessenkontinuität konservativer Eliten getragenen Hegemonialpolitik vor und eben auch nach dem Ersten Weltkrieg brach in radikaler Weise mit dem bestehenden Geschichtskonsens, der den deutschen Selbstbehauptungscharakter der Politik 1914/18 betont hatte und damit einen dicken Trennungsstrich zwischen dem ‚guten' Kaiserreich und dem ‚schlechten' ‚Dritten Reich' ziehen konnte. So war plötzlich eine Kontinuitätslinie vom ersten Griff nach der Weltmacht 1914 zum zweiten Griff nach der Weltmacht 1939 gezogen worden" (S. 101 f.).

Die rund zwei Jahrzehnte dauernde „Fischer-Kontroverse" bewirkte eine Revision des politikhistorischen Denkens und eine Wegbereitung der kritischen Sozialgeschichte.

In ihrem Sinne hat Wolfgang J. Mommsen den Kriegsbeginn 1914 aus einer Bündelung struktureller Ursachen wie Kriegsmentalität, Weltmachtstreben, mangelhaft bürgerlicher Verfaßtheit des Kaiserreiches, Kompetenzstreitigkeiten zwischen Politik und Militär begriffen, woran die Erwägung anschließt: „In gewissem Sinne suchten die Führungseliten im Juli 1914 ihre Zuflucht im Kriege, weil sich ansonsten die überfälligen politischen und gesellschaftlichen Reformen, die unter anderem in den Forderungen der Arbeiterbewegung, aber auch dem zunehmenden politischen Partizipationsverlangen der bürgerlichen Schichten zum Ausdruck kamen, nicht mehr hätten abwehren lassen."[13] Allerdings erfolgt seit den Jahren der „Wende" ein erneuter Paradigmenwechsel zu erfahrungs- und kulturgeschichtlichen Problemstellungen. Während die einst vorherrschende Frage nach Militärstrategie und Kriegsschuld zurückgetreten ist, gilt die jüngere Forschung nunmehr der Erinnerung, wie Zeitgenossen den Krieg an der Front und im Hinterland erfahren und verarbeitet haben.

Anders als beim Ersten Weltkrieg war und ist die Frage nach der Kriegsschuld für den Zweiten Weltkrieg nicht strittig. Kritik wendete sich vielmehr gegen landläufige Tendenzen der historischen Personifizierung: die These von „Hitlers Krieg" erschöpfe sich in einer „politisch-moralischen Individualerklärung", sie vernachlässige „Strukturen und Handlungsräume". Man möchte hinzufügen: „Hitlers Krieg" ist eine Phrase, die die Mehrheit der Deutschen als willfährige Kriegsteilnehmer, vor allem aber die Staatsbürokratie und die Kriegsgewinnler mit ihren unternehmerischen Interessen entlastet. Daß der 1939 von Deutschland entfesselte Krieg nun in ganz Europa, Nordafrika, Ostasien, Atlantik und Pazifik tatsächlich zum „Weltkrieg" expandierte, läßt den Berichterstatter diesmal wieder unter Aspekten der „Globalität" denken. So wird der Konflikt zwischen „regionalen Hegemonialkonzepten" und „universalen Ordnungskonzeptionen" beschrieben: „Japan strebte ab 1931 mit der Besetzung der reichen chinesischen Provinz Mandschurei die Errichtung einer großasiatischen Einflusssphäre an; Italien zielte seit dem Krieg gegen Äthiopien 1935 darauf, ein mittelmeerisch-afrikanisches ‚Imperio Romano' aufzubauen, und das ‚Dritte Reich' legte zwischen 1933 und 1939 die Grundlagen dafür, durch Eroberungen ein kontinentales ‚Großdeutsches Reich' in Mittel- und Osteuropa zu errichten. Diesen Konzeptionen standen seit 1917 jedoch die beiden damals neu in die Weltpolitik eingetretenen und miteinander rivalisierenden Weltkonzeptionen der liberalen Demokratie, verkörpert durch die USA, und des Kommunismus, verkörpert durch die Sowjetunion, gegenüber" (S. 108). Die Machtträger der Regionalkonzepte haben 1941 die Mächte des universalistischen Anspruchs in den Krieg hineingezwungen, wodurch sich der bisherige Waffengang zum „Weltkonflikt" vergrößerte.

Neben dieser These hat sich die Forschung in vielen weiteren Fragestellungen differenziert. Weil der Zweite Weltkrieg in einem eigenständigen Berichtsband der Reihe „Kontroversen" behandelt werden soll, begrenzt sich der Verfasser im Folgenden wieder auf Europa und Deutschland. Wesentlich ist die Interpretation der aggressiven Grundtendenz des deutschen Faschismus als eine Unität von Rassendogma und

13 Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918, Stuttgart 2002, S. 150 f.

Vernichtungskrieg. Im Unterschied zum Kaiserreich vor 1914 sei der Krieg nicht bloß als ziemlich gewisse Möglichkeit ins Kalkül der Politik gezogen, sondern als ein „fester Bestandteil der NS-Politik" eingeplant worden. Dabei wurden „Judentum und Bolschewismus" zum „nahezu identischen Gegner" erklärt (S. 110). Hinsichtlich der Erfüllungsbereitschaft deutscher Militärs wird ein Urteil aus dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt zitiert: „So muss der Krieg gegen die Sowjetunion, ein Angriffskrieg, wie alle anderen deutschen kriegerischen Unternehmungen seit 1939, über den allgemeinen Unrechtsgehalt hinaus als ein von der Wehrmacht-, Heeres-, Luftwaffen- und Marineführung mitgeplantes Ereignis gewertet werden, das den absoluten Tiefpunkt der deutschen Militärgeschichte darstellt" (S. 110 f.). Der in diesem Krieg praktizierte Massenmord, der in den Genozid überging und ein „nie da gewesener Zivilisationsbruch" war, vernichtete viele Millionen von Menschen, die durch das Völkerrecht hätten geschützt sein müssen: Zivilbevölkerungen, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Lange hat die Forschung geglaubt, zwischen der „verbrecherischen Kriegführung im Osten" und einem eher „völkerrechtskonformen Kampf im Westen und Norden" unterscheiden zu können. Das wird durch jüngste Forschungen widerlegt: Es habe ein „quantitatives, aber kein qualitatives Ost-West-Gefälle" gegeben (S. 111).

Nächst dem „Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg im Osten", wo man gegen den ideologischen und „rassischen" Hauptfeind kämpfte, wird die „Holocaustforschung" reflektiert: „Judenvernichtung und Rassenpolitik im Spannungsverhältnis zwischen Führerbefehl, NS-Herrschaftschaos und Tätermentalität" (S. 112). Ein methodischer und konzeptioneller Meinungsstreit kulminierte in der Auseinandersetzung um Daniel J. Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker" (1996). Dessen provokante Kernthese besage: „Nirgendwo, außer in Deutschland, habe sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts der rassisch motivierte Antisemitismus so tief in alle Poren der Gesellschaft eingefressen; nirgendwo, außer in Deutschland, habe er sich in der Folge zu einer Ausgrenzungs- und Ausmerzungsmentalität verfestigt. Der Boden für das Vernichtungsprogramm sei längst bereitet gewesen, als Hitler an die Macht kam – ja zwischen der Nazi-Führung und einer großen Mehrheit des deutschen Volkes habe ein stillschweigendes Einverständnis darüber geherrscht, dass Deutschland und Europa ‚judenrein' gemacht werden müssten" (S. 113). Der Berichterstatter spricht vom Entsetzen der etablierten Forschung angesichts dieser „simplifizierenden Neuauflage der Kollektivschuldthese". Goldhagen stelle bestenfalls richtige Fragen, gebe aber falsche Antworten.

Gleichwohl ist Tätermentalität – auch über den Holocaust hinaus – ein Forschungsproblem. Während früher ein objektiver und subjektiver „Befehlsnotstand" zugunsten von Angehörigen der Wehrmacht angeführt wurde, haben konkrete Forschungen eine Gewaltbereitschaft bei „einfachen" Soldaten nachgewiesen. Diese seien durch rassenideologische Infiltration, Gehorsamserziehung, Gruppenkonformität, Herrenmenschengehabe und Bereicherungstrieb zu Mördern geworden. Für die tätige, jedenfalls moralische Teilhabe der Besatzungstruppen an den Massakern im Osten hat zumal die kritische Wehrmachtsforschung triftige Beweise erbracht.

Aus der Vielfalt aller Problemfelder ist das methodologische Ansinnen erwachsen: mehr als nur Einzeluntersuchungen – erfordere der totale Krieg eine „Totalgeschichtsschreibung", die das Thema „Gesellschaft im Krieg" zum Drehpunkt der

Gesamtdarstellung machen müsse. Der Verfasser hält den Anspruch der „histoire totale" für schwer einlösbar, sieht aber bei Forschungen über die Kriegswirtschaft, die Zwangsarbeit und die Frauen im Krieg durchaus Ansätze einer transdisziplinären Forschung.

In Auswahl sei noch der „Luftkrieg" erwähnt, den die Deutschen mit barbarischen Angriffen auf die zivilen Orte Coventry und Rotterdam begonnen hatten. Engländer und US-Amerikaner weiteten ihn in der Folge zu anhaltenden Flächenbombardements auf die deutschen Großstädte aus. Der Verfasser formuliert unumwunden: „Der alliierte Luftkrieg gegen die deutsche Zivilbevölkerung war ein untrügliches Zeichen des totalen Krieges und stand mit dem Völkerrecht nicht in Übereinstimmung" (S. 116). Er nennt den „militärisch sinnlosen" Großangriff auf Dresden im Februar 1945 ein Symbol dieser „Luftkriegsverbrechen", die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki den „Höhepunkt der Totalisierung des Krieges". Mit Blick auf beide Weltkriege bleibt abschließend zu ergänzen: Der „technologische Fortschritt" offenbarte sich als eine Barbarei der Kampfmittel, die nie gekannte Hekatomben verschlang. Es war eine gigantische Mobilisierung mörderischer Energien auf Schlachtfeldern und im Hinterland, als deren Folge die in früheren Jahrhunderten beachtete Scheidung zwischen Staatspolitik und Wirtschaftstätigkeit, Machtsphäre und Privatleben, Kombattanten und Zivilisten in martialischem Rauch aufging. Der Erste Weltkrieg tötete unter 10 Millionen bereits eine halbe Million, der Zweite Weltkrieg hingegen unter 55 Millionen annähernd 20 Millionen Menschen der nichtkämpfenden Bevölkerungen.

Während in den vorigen Kapiteln zum „Westphalian System" die methodische Handhabe und Reihenfolge von einer gesetzten Friedensordnung zu späteren Kriegen schritt und somit unsere kritischen Anfragen veranlaßt wurden, ordnet der Verfasser den Text des siebenten Kapitels anders: auf die Behandlung beider Weltkriege folgt die der Friedensregelungen von 1919 und in geringerem Maße von 1945. Der realhistorischen Kausalität wird entsprochen. Es stellt sich nun die historisch-logische Frage, ob die Konfliktsituation des jeweiligen Krieges durch die vertragliche Nachkriegsordnung umfassend gelöst – oder ob sie zu neuen, bedrohlichen Vorkriegszuständen transformiert wurde. Für das Ende des Ersten Weltkrieges lautet das skeptisch formulierte Problem: „Kann einem totalen Krieg überhaupt ein versöhnlicher Frieden folgen?" (S. 118).

Als ungünstig für die Versailler Vertragsverhandlungen werden die Massenstimmungen der im Krieg verfeindeten Völker, das Fehlen eines neutralen Vermittlerstaates und die hohe Zahl von 32 an der „Friedenskonferenz" teilhabenden Siegerstaaten genannt. Damit jedoch nicht genug: „Einen verhängnisvollen Bruch mit den bewährten Maximen und Traditionen früherer europäischer Friedensschlüsse" (S. 119), wo die Besiegten bei den Verhandlungen immer vertreten waren, bedeutete der Ausschluß der Mittelmächte, zumal Deutschlands. Die verabschiedeten Vertragstexte der Alliierten hatten den Charakter des Ultimatums. Allerdings waren die drei Vormächte der Siegerstaaten hinsichtlich der Behandlung der deutschen Frage gespalten. Die Pariser Regierung vertrat eine strikte Sicherheitsdoktrin, wonach Deutschland möglichst dauerhaft geschwächt, hingegen Frankreich ein Hegemon des Kontinents werden sollte. Großbritannien griff sein traditionelles Konzept der „balance of power" wieder auf, worin Deutschland als ein Stabilitätsfaktor des kontinentalen Gleichgewichts durchaus eine Rolle spielte. Die USA, gestützt auf Präsident Wilsons „Vierzehn Punkte" (Januar

1918), erstrebten ein bürgerlich-liberalistisches Modell der Friedenssicherung und die Konstituierung eines „Völkerbundes" ohne hegemoniale Führungsansprüche oder Machtblöcke. Dieser Vorschlag hatte drei konstitutive Elemente: eine weltwirtschaftliche Verflechtung demokratischer Industriestaaten, ein multipolares Staatensystem und eine internationale Rüstungsbegrenzung. Er konnte jedoch gegen Frankreich nicht durchgesetzt werden.

Der Verfasser erinnert, daß bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts sogenannte Vergessensformeln und Amnestieklauseln ein Bestandteil der Friedensverträge gewesen waren. Die konstitutive Idee des Verzeihens sollte einen dauerhaften Frieden ermöglichen. Nicht so der Versailler Vertrag. Er beinhaltete mit dem Artikel 231 ein Verdikt, das Deutschland mit der „Kriegsschuld" für den Weltkrieg belastete. Das Siegerurteil über den Kriegsverlierer wurde zum Trauma der Deutschen in der Weimarer Republik: „Nicht weil sie den Krieg verloren hatten, sollten sie Reparationen leisten, hatten sie Gebiete abzutreten und wurden ihnen Restriktionen auferlegt – so war es seit Jahrtausenden üblich gewesen – , sondern weil man sie für ihre Verbrechen bestrafen wollte" (S. 121). Bei solcher Optik erschien der „Diktatfrieden" als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. „Ordnet man ihn in die Geschichte der politischen und völkerrechtlichen Versuche des 19. und 20. Jahrhunderts ein, eine übernationale Friedensordnung zu gestalten, so überschnitt sich hier der Wunsch nach Verrechtlichung und Friedenssicherung mit der klassischen Abwicklung eines ‚Siegfriedens'" (ebd.). Das hatte fatale Folgen. Selbst die Weimarer Nationalversammlung blockierte eine kritisch-selbstkritische „Vergangenheitsbewältigung". Letzten Endes obsiegte ein manipuliertes, von den Nationalsozialisten mißbrauchtes Geschichtsbild: „Die Kriegsunschuld verband sich dabei mit der Dolchstoßlegende und diese beiden Zwillingslegenden wurden in den Händen der Republikgegner zu einer gefährlichen Waffe gegen die Demokratie" (S. 122). Der vorliegende Text stellt Forschungen vor, die sich alles in allem mit einer historischen Wertung des Versailler Vertragssystems „schwer getan" haben.

Immerhin erweiterten die Versailler Beschlüsse das Völkerrecht und ebenso die politische Landkarte Europas. Der Aggressionskrieg wurde in vager Form, aber erstmals in der Geschichte verurteilt. Die Proklamation des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" – von der russischen Oktoberrevolution im „Dekret über den Frieden" bereits 1917 formuliert, im Bericht aber ungenannt – entsprach einer Neuordnung Ostmitteleuropas und auf dem Balkan, die durch den revolutionären Sturz der Donaumonarchie schlechthin geboten war. Dieses „Selbstbestimmungsrecht" wurde durch ein „Nationalitätenprinzip" ergänzt, das sich jedoch nicht ganz bewährte; denn wo Nationalitäten in enger Nachbarschaft oder vermischt lebten, waren streng nationale Grenzziehungen schwierig. Um das Problem aus der Welt zu schaffen, wurden die multinationalen Staaten zu Minderheitsabkommen verpflichtet. Deren konfliktlösende Umsetzung steht mitunter bis heute noch aus. In Übersee aber ermutigte das „Selbstbestimmungsrecht" die antikolonialen Unabhängigkeitsbewegungen, deren Kampf die weltpolitische Vormacht der europäischen Kolonialmächte für die Zukunft ernsthaft in Frage stellte.

Was der Verfasser auch diesmal nicht reflektiert, sind die russischen, deutschen, österreichischen und ungarischen Revolutionen, die insbesondere als „Antikriegsrevolutionen" die monarchischen Regierungen der Kriegsverliererstaaten stürzten und eine

Beendigung des unsäglichen Völkermordens durchsetzten. Auch daß die Versailler Verhandlungen im Geiste eines erklärten Antibolschewismus und unter Ausschluß Rußlands geführt wurden, daß die staatlichen Neugründungen vom Baltikum bis zum Balkan einen „cordon sanitaire" gegen die Gefahr einer kommunistischen „Weltrevolution" bilden sollten, bleibt ungesagt. Ganz überraschend ist die mangelhafte Sicht auf den „Völkerbund", der doch eigentlich thematische Fortsetzung einer Berichtslogik sein müßte, die mit dem Westfälischen Frieden und dem Wiener Kongreß ein Leitmotiv für Friedensordnungen gesetzt hat.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa ist objektiv durch die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz (17. Juli bis 2. August 1945) besiegelt worden. Die drei Führungsmächte der Antihitlerkoalition – die USA, Großbritannien und die Sowjetunion – faßten Beschlüsse des Übergangs zur Nachkriegsordnung: so die Erneuerung von Staatsgrenzen, insbesondere der Westgrenze Polens; die Ausweisung deutscher Bevölkerungsteile aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn; die Bestrafung deutscher Kriegsverbrecher; die Vorverständigung über Friedensverträge mit den ehemaligen Satelliten Hitlerdeutschlands (bei Achtung ihres „Selbstbestimmungsrechtes" und ihrer Zulassung zu den Vereinten Nationen); schließlich das Problem der Reparationen. Die Alliierten beschlossen für Deutschland eine gemeinsame oder koordinierte Besatzungspolitik mit strengen Auflagen: Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Demokratisierung. Wirtschaftliche Monopolvereinigungen – mit Faschismus und Militarismus liiert – sollten beseitigt werden. Niemals mehr sollte sich wiederholen, daß von deutschem Boden ein Krieg seinen Ausgang nahm.

Die Potsdamer Konferenz und ihr Vertragssystem fehlen in diesem historiographischen Report. Der Verfasser zählt nur die Friedensverträge mit den Verbündeten Deutschlands auf und begnügt sich mit der lapidaren Feststellung: „Der Kriegszustand mit Deutschland ist allein durch gegenseitige Erklärungen beendet worden, da Deutschland im völkerrechtlichen Sinne als Rechtssubjekt handlungsunfähig war" (S. 123). Erst vom Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß wird gesagt, er habe „den Übergang in die Friedenszeit" markiert (S. 125). Die Verurteilung der nationalsozialistischen Politiker und der befehlshabenden Militärs in diesem und den Nachfolgeprozessen setzten Normen des Völkerrechts, die seit den Genfer und Haager Konventionen sowie dem Briand-Kellogg-Pakt vorbereitet und erst jetzt politisch wirksam wurden. Der gesetzlichen Verfolgung unterlagen Verbrechen gegen den Frieden, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen, d. h. Verstöße gegen anerkanntes Kriegsrecht. Zur völkerrechtlichen Prozeßpraxis werden drei Aspekte angeführt: erstens, daß die Alliierten auf den deutsch-faschistischen Zivilisationsbruch nicht mit rächender Gewalt, sondern mit Rechtsmitteln reagierten; zweitens, daß die Gründung eines Internationalen Gerichtshofes objektiv fällig war; drittens, daß die Täter ohne Ansehen ihres Ranges zur Verantwortung gezogen wurden.

Vor dem historischen Hintergrund des Koreakrieges und der deutschen Remilitarisierung urteilt der Verfasser kritisch: „In den 1950er Jahren externalisierte man in Westdeutschland die Verbrechen und den Holocaust als Werke Hitlers bzw. der SS und fundierte den Mythos von der deutschen Wehrmacht als Inbegriff zeitloser Soldatentugenden [...]. So entstand die Legende von der ‚sauberen' Wehrmacht, also die Vorstellung,

die deutschen Soldaten hätten einen ‚sauberen', ‚normalen' und im Großen und Ganzen den Völkerrechtskonventionen entsprechenden Krieg geführt" (S. 124). Bei solcher Öffentlichkeit sei eine wissenschaftliche Widerlegung bis in die achtziger Jahre hinein „äußerst schwierig" gewesen. Selbst die kürzlich kursierende Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" wurde noch Anlaß für zwei Bundestags- und zahlreiche Landtagsdebatten, ganz zu schweigen von der öffentlichen Unruhe. Welche Folgerungen aus den Kriegsniederlagen des 20. Jahrhunderts in deutschen Nachkriegsgesellschaften gezogen wurden, beurteilt der Verfasser nur bezüglich der Bundesrepublik: Während Feindbilder gegenüber den Westmächten abgebaut wurden, habe jedoch eine „ungebrochene Kontinuität des Antikommunismus" bestanden, die sich im Kalten Krieg noch steigerte. Deutsche als Täter seien lange kein Thema gewesen, und selbst der Holocaust blieb bis zum Frankfurter Auschwitz-Prozeß (Mitte der sechziger Jahre) aus der Öffentlichkeit verbannt. Doch anders als nach dem Ersten Weltkrieg sieht der Verfasser nach 1945 „jahrzehntelange, sich schubweise vollziehende Entwicklungen, eine Zivilität zu etablieren, die in der deutschen Vergangenheit ohne Vergleichsfall ist" (S. 126).

Erst der Moskauer Vertrag vom 12. September 1990 erfüllte die Qualität eines Friedensabkommens, das angesichts unseres Themas größere Aufmerksamkeit verdient hätte. Der „Zwei-plus-Vier-Vertrag" der ehemaligen Alliierten der Antihitlerkoalition mit zwei deutschen Regierungen verlieh dem sich wieder vereinigenden Deutschland die völkerrechtliche Souveränität – unter drei wesentlichen Bedingungen: erstens dem Friedensgebot (Art. 2), zweitens dem Verzicht auf ABC-Waffen (Art. 3.1), drittens der Reduzierung konventioneller Streitkräfte (Art. 3.2). Die beiden Regierungen an Rhein und Spree gaben in jenem Herbst ihr Versprechen, „daß von deutschem Boden nur Frieden ausgehen" werde und „Handlungen, die geeignet [...] sind, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, insbesondere die Führung eines Angriffskrieges vorzubereiten", als „verfassungswidrig und strafbar" gelten.[14]

Den Abschluß dieses historiographischen Berichts bildet ein skizzierender „Ausblick", kurz und inhaltsschwer: „Alte Kriege, neue Kriege und Friedensprozesse seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts". Zuerst steht der „Kalte Krieg". Die Rivalität der beiden Hegemonialmächte USA und Sowjetunion brachte zwei Paktsysteme hervor: die NATO und die Warschauer-Vertrags-Staaten, die beide nicht nur Militärbündnisse waren, sondern einen ökonomisch-sozialen, politisch-ideologischen und kulturellen Systemkonflikt verkörperten. Dieser zog alle Staaten, die Ozeane und den erdnahen Weltraum in seinen Bann. Der Kalte Krieg ist unterschiedlich beurteilt worden: gegen die übliche Erklärung im Westen, er sei durch „sowjetisches Expansionsstreben" veranlaßt, haben einige US-Historiker und Politologen seit den sechziger Jahren die These von der „auslösenden Rolle der amerikanischen Politik" vertreten. Der Verfasser urteilt richtig, daß beide Supermächte und ihr europäischer Anhang ein „Scheitern der kooperativen Nachkriegsordnung" verursachten, der Kalte Krieg daher kein schlechthin „unvermeidliches Schicksal" war (S. 127).

14 Moskauer Vertrag, 12. September 1990, in: Die Verträge zur deutschen Einheit. Hrsg. von Ingo von Münch, München 1990.

Militärische Auseinandersetzungen zwischen den Supermächten und ihren Staatenblöcken haben in Gestalt regionaler „Stellvertreterkriege" stattgefunden. So wurde der Vietnamkrieg zum furchtbarsten Resultat des Systemkonflikts und längsten Krieg des 20. Jahrhunderts. Die USA verschuldeten ihn infolge einer antikommunistischen Eindämmungsstrategie, verwüsteten durch barbarischen Waffeneinsatz eine „ganze Region auf Jahrzehnte" und mußten dennoch ihre Niederlage quittieren. „Ähnlich fatal, ja noch fataler für die Sowjetunion, wirkte sich der Afghanistankrieg in den 1980er Jahren aus, der den Untergang des kommunistischen Systems beschleunigte" (S. 128).

Bedenkt man, daß seit Beginn der atomaren und zumal nuklearen Rüstungen eine welthistorische Situation entstand, in der alles Leben und jedwede Politik unter dem Verhängnis menschheitsbedrohender Waffen steht, so wäre dies gewiß eine Erwägung wert. Hinzu kämen die Friedensbewegungen von den „Anti-Atom-Kampagnen" der fünfziger bis zu den Protesten der achtziger Jahre, die mit der alttestamentlichen Losung „Pflugscharen statt Schwerter!" das Ende des Kalten Krieges einleiteten. Der Verfasser hingegen behandelt Rüstungen nur als Thema eines internationalen Wissenschaftszweiges, der die Triebkräfte von Rüstungspolitik und Waffenproduktion anhand von „Modellen" erklärt: erstens das auf den internationalen Rüstungswettlauf orientierte „Sicherheitsmodell"; zweitens das Modell der rein „innenpolitischen Faktoren"; drittens das „Normenmodell", das Aufrüstung aus einer „sozial konstruierten Bedeutung von Waffensystemen, Staatsidentitäten und internationalen Normen" begründet (S. 129 f.). Die Diktion des Berichts ist der Friedenswahrung, also der Rüstungskontrolle und der Abrüstung verpflichtet. In diesem Zusammenhang wird nun zuerst die UNO genannt. Die neuerdings erfolgte Konstituierung des ständigen Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag (2002) gilt als „Meilenstein auf dem Weg zur globalen Durchsetzung und Sicherung des Rechts" (S. 130). Überdies tragen mehr als 200 von Staaten unterhaltene internationale Organisationen (IGOs) und etwa 2300 nichtstaatliche internationale Organisationen (NGOs) zur weltumgreifenden Zusammenarbeit bei.

Doch alle diese Körperschaften und ihre Bemühungen existieren noch immer unter dem Schatten militärischer Auseinandersetzungen. Allein für die Zeit von 1945 bis 1992 werden 184 wirkliche Kriege gezählt: in Europas Randzonen 12, Lateinamerika 29, Vorderem und Mittlerem Orient 41, Afrika 48 und Asien 54. Sogenannte klassische Staatenkriege mit regulären Truppen, Staatsinsignien, Grenzüberschreitungen und Frontlinien bildeten Ausnahmen – vorherrschend waren Kriege von Kriegsparteien innerhalb eines Staatsterritoriums. In rund 80 Prozent der Fälle siegte die angegriffene Partei, wobei die Kriegsbeendigung zumeist von Dritten vermittelt wurde: 41 Prozent von der UNO, 21 von Regionalorganisationen der Staaten Amerikas, Afrikas und der Arabischen Liga. Entstanden die Konflikte zunächst im Prozeß der dem Kolonialstatus entwachsenden Staatsgründungen der Dritten Welt, so wirken seit dem Ende des Kalten Krieges die Folgen der staatlichen Umwälzungen im vormals „sozialistischen Weltlager". Wertesystem und Werbekraft sozialemanzipatorischer Ideologie sind ruiniert. Ordnung im Innern und Souveränität nach außen sind krisenhaft. Klientelstaaten, die zuvor von den Supermächten finanziert wurden, sehen sich preisgegeben und verarmen. Waffenschrott aus den Arsenalen des Kalten Krieges findet fast überall billigen und privatwirtschaftlichen Absatz. Dabei vermindert sich das historisch entstandene

Gewaltmonopol des Staates: war dieses bereits zugunsten der supranationalen Militärblöcke eingeschränkt, so droht gegenwärtig eine Erosion desselben durch Privatisierung der Gewalt – von „oben" seitens der Regierungen und von „unten" durch paramilitärische und mafiose Strukturen. Die besorgten Fragen unseres Autors an die Zukunft sind durchaus nachvollziehbar: „Hat das Spektrum künftiger sicherheitspolitischer Gefährdungen und Risiken nach der Überwindung der bipolaren Welt nicht sogar deutlich an Komplexität zugenommen? Bevölkerungsexplosion, Migration, ökologische Katastrophen, Staatenerosionen und eine international agierende organisierte Kriminalität – werden sich neue Zonen der Unregierbarkeit ausbreiten?" (S. 132).

Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts erfordern sogar neue Gewaltformen neuartige Analysen. Der Verfasser bezieht sich zum Abschluß seines Berichts in der ihm gebotenen Kürze auf Untersuchungen der britischen Konfliktforscherin und Menschenrechtlerin Mary Kaldor und des Berliner Politologen Herfried Münkler. Es scheint vertretbar, zwecks Erhellung der Gegenwart die Quintessenz dieser Arbeiten etwas ausführlicher als im Buch zu skizzieren. „Neue Kriege" nennt Kaldor den Krieg der Serben, Kroaten und Bosnier auf dem Territorium des zerfallenden Föderativstaates Jugoslawien (1991–1995), wo nach langer Zeit des relativ friedlichen Zusammenlebens um „völkisch gesäuberte" Gebiete gekämpft wurde: solch ein Kriegsziel sei Ausfluß einer selektiven „Politik der Identität" für einen Teil der Bevölkerung (im Gegensatz zur „Integration" aller) – hier und auch in anderen Regionen der Erde von Kriegsparteien vollzogen, die ihre Gefolgschaften aufgrund „ethnischer, rassischer oder religiöser Identität" mobilisieren.[15] Ziel war in Bosnien-Herzegowina die Vertreibung der jeweils „anderen" Bevölkerungsteile und die Eroberung einer einseitigen politischen Macht. Wie sich ein solches Kriegsziel vom modernen „Krieg zwischen Staaten" unterscheidet, so auch die Art der Kriegführung und ihrer Finanzierung. Die Streithaufen des „Neuen Krieges" sind ein widersprüchliches Spektrum von lokalen Polizeitruppen, marodierenden Armeetrümmern, Paramilitärs, kriminellen Banden und ausländischen Söldnern, angeführt von nichtstaatlichen Kriegsherren, auch „Warlords" genannt. Diese Kampfeinheiten operieren vorzugsweise gegen zivile Bevölkerungen – und sie finanzieren sich selbst: durch Plünderungen, Schwarzmarktgeschäfte, Waffen- und Drogenhandel, Erpressung von Schutzgeldern und Kriegssteuern, Zuwendungen aus dem Ausland, sogar die „Besteuerung" humanitärer Hilfslieferungen der UNO, der Europäischen Union etc., die für die notleidende Bevölkerung bestimmt sind. Beutemachen kompensiert mangelnde Soldzahlung. Die kriminelle Umverteilung des Eigentums tendiert zu einem raubtierhaften Sozialgefüge.

UNO und EU zögerten, gegen die Gewalttäter ernsthaft militärisch zu intervenieren. Erst die Bombardements der US-amerikanischen Luftwaffe erzwangen den Vertrag von Dayton (1995), der die Verselbständigung des Territoriums Bosnien-Herzegowina zum neuen Föderativstaat genehmigte, aber auch die erfolgten Vertreibungen und Teilungen festschrieb. Kaldor rügt die Praxis der „humanitären Intervention". Weil das

15 Mary Kaldor, New and Old Wars. Organized Violence in a Global Era; zitiert nach der deutschen Ausgabe: Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt a. M. 2000, S. 121.

Hauptmerkmal dieses Krieges ein Genozidcharakter war, hätte die „oberste Priorität im Schutz der Zivilbevölkerung" bestehen müssen. Besondere Kritik gilt den traditionellen Luftangriffen der USA: Bombardements, wodurch die Bevölkerung mit den Kriegsparteien gleichgesetzt werde, anstatt sie mit Bodentruppen zu schützen, seien abzulehnen. Selektiver Machtanmaßung von Nationalisten müßten multikulturelle Toleranz und internationales Recht entgegengesetzt werden. Im Zeitalter der Globalisierung sollten kosmopolitische Konfliktlösungen anstelle geopolitischer und nationalistischer Interessen gelten. Mit Rückgriff auf Immanuel Kant agitiert Kaldor für Völkergemeinschaft und anerkannte Regeln des Rechts: ein „Spektrum territorialer politischer Gebilde von Gemeinden über Nationalstaaten bis zu kontinentalen Organisationen" – verpflichtet zu demokratischen Verfahrensweisen und Transparenz. Es wird gewünscht, daß die ideelle Essenz solcher Erfahrungen zumindest „utopisch wirken" möge: als „Alternative zu einer düsteren Zukunft".[16]

Münkler übernimmt den Begriff „Neue Kriege", präzisiert aber die Beschreibung ihrer Wesenszüge für den afro-asiatischen Raum: Territorien, die von den früheren Kolonialmächten in die Unabhängigkeit entlassen, jedoch von schweren Krisen und innerstaatlichen Kriegen befallen wurden. Wer dort raubt, tötet, vertreibt, wolle kein geordnetes Staatswesen – entstehe doch gerade durch den Staatsverfall, den Ruin von Exekutive und Rechtsprechung, jener Nährboden, auf dem Kriminelle und Söldnertrupps hier ebenfalls die Zivilbevölkerungen heimsuchen, um sich zu bereichern. Wohl sei ein Einfluß politischer, ethnischer, religiöser Gegensätze und Feindschaften nicht zu bestreiten. Doch in vielen der „Neuen Kriege" seien diese auslösenden Konflikte von ökonomischen Interessen überlagert worden: es gehe wesentlich um einen Gebrauch der Waffengewalt zwecks Regulierung von Märkten sowie um eine Transformation von Waffengewalt zur Ware und Dienstleistung. Dies ist Ausfluß privatisierter Gewalt, die von Geschäftsleuten der Länder des „Nordens" ausgenutzt wird. Warlords, international tätige Söldnerfirmen und der Handel der Kriegsunternehmer sind Indikatoren, daß „Neue Kriege" sich lohnen – jedenfalls solange sie mit leichten Waffen, billigen Kämpfern und Möglichkeiten des Anschlusses an die großen Geschäfte der globalen Wirtschaft zu führen sind. „Der Krieg ist für die Warlords eine wirtschaftlich attraktive Unternehmung geworden, weil sie selbst über die Verteilung seiner Kosten, die Privatisierung der in ihm gemachten Gewinne und die Sozialisierung der durch ihn verursachten Verluste entscheiden können. Außer den Regeln der globalen Ökonomie gibt es keine Rahmenbedingung, an die sie sich zu halten haben. Die ökonomische Rationalität ihres Handelns besteht darin, daß sie aus der Gewalt ein Mittel der Einkommenserzielung machen beziehungsweise mit Gewalt die bestehenden Austauschverhältnisse zu ihren Gunsten beeinflussen."[17] Es stellt sich die Frage, ob „Neue Kriege" nicht als ein Rückfall hinter die Anfänge des staatlichen Gewaltmonopols, also auch der „Verstaatlichung des Krieges", zu beschreiben sind. Der Blick auf den Dreißigjährigen Krieg und die noch früheren Jahrhunderte könnte geeignet sein, Ähnlichkeit mit heutigen

16 Ebd., S. 233, 25.
17 Herfried Münkler, Die neuen Kriege, Reinbek 2002, S. 162.

Zuständen zu erkennen, „in denen der Staat *nicht mehr ist,* was er damals *noch nicht war:* Monopolist des Krieges".[18]

Der vorliegende Bericht, der mit retrospektiver Anteilnahme den Westfälischen Frieden guthieß, aber nach knapp drei Jahrhunderten „totale" Weltkriege verzeichnen mußte, endet mit dem Blick auf die terroristischen Anschläge vom 11. September 2001. Die darauf reagierenden Kriege der USA in Afghanistan und dem Irak werden nicht mehr behandelt. Dem Verfasser erscheint der klassische Staatenkrieg als ein „historisches Auslaufmodell". Vielmehr sei das Wesen neuer Kriege durch drei Entwicklungen gekennzeichnet: „erstens durch eine Entstaatlichung bzw. Privatisierung der kriegerischen Gewalt, zweitens durch eine Asymmetrisierung, d. h. es kämpfen nicht gleichartige Gegner miteinander, und drittens durch eine Autonomisierung, womit sich der Prozess beschreiben lässt, dass vordem militärisch eingebundene Gewaltformen sich verselbständigen" (S. 133). Im „Zeitalter religiösen Fanatismus und des Terrorismus" bestehe die deutliche Gefahr, daß Regeln der Einhegung des Krieges und die „alte Kunst der Friedenschlüsse" seit 1648 wirkungslos würden. So erscheinen am Buchende nur die Frage nach Friedensstrategien und eine vage Antwort: Verständigung, Toleranz, interkulturelles Zusammenleben seien eine Seite; außerdem müsse eine „Art weltpolitischer Neubesinnung" geschehen, die sich von nationaler Interessen-, Macht- und Prestigepolitik verabschiedet.[19]

Zieht man nach der Lektüre dieses Berichts zur Geschichtsschreibung eine abschließende Bilanz, so ist zu sagen, daß dem Verfasser sehr viele Informationen, überdies Anregungen zu kritischem Weiterdenken zu verdanken sind. Wie aber einleitend zu bemerken war, daß Arbeiten der Historiker „im Prozeß der Forschungen und zumal im ewig fortschreitenden Erfahrungsgang der Geschichte nie ganz abgeschlossen und zweifelsfrei sind", so kann auch dieser Problem- und Literaturreport nicht vermeiden, selbst nur ein Standpunkt innerhalb aller „Kontroversen um die Geschichte" zu sein.

18 Ebd., S. 9.

19 Vgl. Helmut Bock, Entartet die Zivilisation? Privatisierte Waffengewalt und neue Kriege oder Warnschriften am Anfang des 21. Jahrhunderts, Berlin 2003.

Neue Literatur

Russische Archive und Geschichtswissenschaft. Rechtsgrundlagen, Arbeitsbedingungen, Forschungsperspektiven. Hrsg. von Stefan CREUZBERGER und Rainer LINDNER (= Zeitgeschichte, Kommunismus, Stalinismus. Materialien und Forschungen. Hrsg. von Bernhard Bayerlein, Bd. 2). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang Verlag 2003. 425 S.

Nach dem Ende der Sowjetunion erhielt die historische Forschung Zugang zu vorher unzugänglichen Archivbeständen. Nach dieser „Archivrevolution" genannten weitreichenden Öffnung sind inzwischen durch neue Archivgesetze und organisatorische Restriktionen wieder eine Beschränkung der Forschungsmöglichkeiten und eine Ernüchterung eingetreten. In diesen Kontext eingebettet, hat im Jahre 2000 eine Fachkonferenz stattgefunden, deren Ergebnisse nun in gedruckter und übersetzter Form vorliegen. Der große Vorteil dieses Sammelwerkes ist, daß ausgewiesene Kenner aus russischen Archiven über ihre Bestände und die Zugangsmöglichkeiten informieren. Es gibt ergänzend zahlreiche Aufsätze von deutschen und ausländischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die anhand ihrer jeweiligen Forschungsprojekte ihre Erfahrungen mit den von ihnen aufgesuchten Archiven darstellen, einschließlich konkreter Hinweise auf Öffnungszeiten, technische Arbeitsmöglichkeiten usw. In mehreren Fällen handelt es sich um Nach- oder Vorabdrucke.

Der Band ist in fünf Abschnitte gegliedert. Er beginnt mit drei Aufsätzen zu theoretischen, politischen und rechtlichen Grundlagen der Archivarbeit. Jörg Baberowski unterzieht die neuere Sowjetunionhistoriographie einer kritischen Revision und warnt vor einem „Archivwahn" (S. 14). Daran anknüpfend, plädiert Klaus Gestwa für eine reflektierte Archivarbeit und fordert eine „theoriegeleitete Auswertung der gesichteten Archivdokumente" ein: „Reflektierte Archivarbeit geht über die Präsentation neuer Fakten hinaus" (S. 46). Patricia Kennedy Grimsted schließlich gibt einen ausführlichen Überblick über die „Archives in the Former Soviet Union" und beschreibt die allgemeinen politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen der Archivbenutzung in Rußland zehn Jahre nach Öffnung der Archive.

Im zweiten Kapitel berichten leitende russische Archivare über die Bestände im Russischen Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte (Andrej V. Doronin), im Russischen Staatsarchiv der Neuesten Geschichte (Michail Ju. Prozumenščikov), im Staatsarchiv der Russischen Föderation (Oganes V. Marinin) und im nichtstaatlichen Moskauer „Volksarchiv" (Boris S. Ilisarov). In der zuletzt genannten Einrichtung werden seit 1988 „Dokumente gewöhnlicher Menschen" (S. 107) gesammelt. Diese Texte haben fast schon den Charakter von Findbüchern und seien allen Forscherinnen und Forschern zum Lesen empfohlen, bevor sie ihre Archivreisen nach Rußland organisieren. So macht Doronin auf einen interessanten Tatbestand aufmerksam, wie mit dem Problem nicht zugänglicher Archivalien umgegangen werden kann: „Nicht selten sind Dokumente in mehreren Exemplaren erstellt und daher in verschiedenen Archiven aufbewahrt worden. Dabei kann das Dokument an einer Stelle unzugänglich sein, an einer anderen jedoch nicht" (S. 87). Es folgen zwei Aufsätze zur Arbeit der Deutsch-Russischen Historikerkommission (Eberhard Kuhrt) und zu einem Projekt dieses Gremiums: einer Internetpräsentation von Helmut Altrichter und Christoph Mick zum Rapallovertrag als Beispiel für ein Schlüsseldokument zur sowjetisch-russischen Geschichte seit 1917 – mit einer kommentierten Einführung und der Wiedergabe des Dokuments in russischer und deutscher Sprache.

Der folgende Abschnitt enthält Berichte aus der Forschungspraxis von Julia Obertreis zur neueren Stadtgeschichte und Susanne Schattenberg über autobiographisches Material aus dem Russischen Staatsarchiv für Wirtschaft; Schattenberg geht auch auf das bereits erwähnte „Volksarchiv" ein. Es folgen ein zweiter Aufsatz von Klaus Gestwa über „Großbauten des Kommunismus" und ein Text von Thomas M. Bohn über seine Erfahrungen mit Archivarbeit in der weißrussischen Hauptstadt Minsk. Hier wird darauf hingewiesen, welche Vorteile die Forschungsarbeit in der „sowjetischen Provinz" hat.

Im vorletzten Teil geht es um internationale Beziehungen im Spiegel der Archivalien. Die Themen sind das Kominternarchiv (Bernhard H. Bayerlein) mit einem Plädoyer für eine „integrierte Stalinismusforschung" als Teil der Kommunismusforschung, die sowjetische Außenpolitik

der Zwischenkriegszeit (Viktor Knoll), die aus mehrfachen „Beuteaktionen" der „Roten Armee" stammenden Wehrmachtsdokumente – Truppenunterlagen, Propagandamaterialien, Gerichtsunterlagen und Feldpostbriefe – (Polly Kienle), die Außenpolitik (Donal O'Sullivan) und die sowjetische Rüstungsindustrie (Mathias Uhl) sowie die sowjetische Besatzungsverwaltung in Deutschland (Johannes Raschka).

In einer abschließenden Synthese behandeln die Herausgeber Stefan Creuzberger und Rainer Lindner die möglichen Perspektiven historiographischer Sowjetunionforschung. Sie schlagen vor, Politik-, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte zu einem neuen Begriff der „sozialen Welt" zu synthetisieren. Darüber ließe sich wahrlich nicht nur am Beispiel der Überlieferungen in den russischen Archiven diskutieren.

Der Anhang enthält eine von der ebenfalls bereits mit einem Aufsatz vertretenen Patricia Kennedy Grimsted zusammengestellte ausführliche Sammlung von Internetressourcen zu Archiven in Rußland mit Adressenangaben, Ansprechpersonen sowie Bestandsangaben und -beschreibungen, Hinweise auf Findbücher usw.

Insgesamt ist der Band ein sehr guter Überblick über die schwer überschaubare russische Archivlandschaft. Neben den Informationen über laufende Forschungsprojekte gibt es eine Fülle von Anregungen für weiterführende Studien zur Geschichte Rußlands, der Sowjetunion, des Stalinismus und des Kommunismus. Eines allerdings kann das Buch nicht bieten: Bevor man nach Rußland fährt, muß wohl ein Sprachkurs besucht werden.

Kurt Schilde

Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945. Hrsg. von Frank-Rutger HAUSMANN unter Mitarbeit von Elisabeth MÜLLER-LUCKNER (= Schriften des Historischen Kollegs; Kolloquien, Bd. 53). – München: R. Oldenbourg Verlag 2002, XXV, 373 S.

Der Romanist Frank-Rutger Hausmann konstatiert in seiner Einleitung zu diesem wichtigen Sammelwerk, daß sich Forscher, die sich mit der Geschichte ihrer Disziplinen im Nationalsozialismus beschäftigen, zumeist den Vorwurf einhandeln würden, „sie hätten sich aus ihrer Disziplin hinausbegeben und befassten sich mit einem unwesentlichen Teilaspekt, oder sie werden gar in die Nähe von Nestbeschmutzern gerückt" (S. VIII). Dies gelte, „soweit sie nicht Fachhistoriker sind" (ebd.). Der letzte Punkt, der sich auf Fachhistoriker bezieht, scheint nicht ganz zutreffend zu sein. Denn wie sollte sonst erklärt werden, daß die kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Historiographie im Nationalsozialismus am Ende der neunziger Jahre fachintern und öffentlich so hohe Wellen schlug? Es ist vielmehr so, daß zu allen Zeiten jene, die auf Wunden hinweisen und in den Wunden bohren, als „Nestbeschmutzer" in den Augen jener gelten, die diese „Wunden" zu verantworten haben oder aber in einer geistigen Nähe zu ihnen stehen, sei es als Schüler, Freund oder Apologet der Verursacher. Die Debatte um die deutsche Geschichtswissenschaft 1933 bis 1945 ist ganz sicher – darauf ist bereits vor Jahren hingewiesen worden, und in diesem Buch erneuert Jürgen Elvert solche Beobachtungen – in einem engen Zusammenhang mit den scharfen Auseinandersetzungen um den Charakter der DDR-Geschichtswissenschaft Anfang der neunziger Jahre zu sehen. Vor dem Hintergrund dieser Diskussionen und Umstrukturierungen „schien eine erneute Überprüfung der Rolle der eigenen Profession gegenüber dem Nationalsozialismus geboten" (S. 89). Das ist sehr vornehm und zurückhaltend ausgedrückt. Es scheint ja gerade so, als hätten „die" tonangebenden Geschichtsprofessoren Deutschlands in einer demokratischen Abstimmung beschlossen, es sei an der Tagesordnung, nach der notwendigen Tabula rasa der SED-Historiographie nun „nochmals" die Vergangenheit der eigenen Profession und der eigenen Lehrer „zu überprüfen". Es war mitnichten so. Vielmehr haben jüngere Historikerinnen und Historiker schon länger über die Geschichte des eigenen Faches geforscht und publiziert. Meriten oder gar Karrierechancen konnten sie sich damit zunächst nicht erwerben. Als aber Mitte der neunziger Jahre die Debatten um die SED-Geschichtswissenschaft einen in der deutschen Wissenschaftsgeschichte bislang nicht gekannten Autoritätsverlust einstiger Autoritäten endgültig offenbart hatten, brachen auch rasch die Dämme, die die Gründungsgeneration der westdeutschen Geschichtswissenschaft bislang so sicher umgeben hatten. Zwar versuchten einflußreiche Schüler noch, die Dämme zu sichern, aber ihre Versuche waren letztlich nur noch halbherzig, im Kern aber kraftlos und vor dem Hintergrund ihrer eigenen Postulate einer „kritischen Geschichtswissenschaft" auch fragwürdig und intellektuell wenig überzeugend.

Die zitierten Bemerkungen von Hausmann werfen implizit zugleich ein Licht auf ein prinzipielles Problem: Wissenschaft, zumal Geisteswissenschaften, und Politik sind durch Verflechtungen und Bedingtheiten miteinander gekennzeichnet. Wie diese genau aussahen und aussehen – das ist wiederum ein Forschungsproblem, das vor allem die Wissenschaft, weniger die Politik, umtreibt.

Im Kern vereint der Band elf disziplingeschichtliche Studien. Die Studien zeigen, daß sich der Kenntnis- und Erkenntnisstand über die Verstrickungen der einzelnen Fächer und ihrer Vertreter in die nationalsozialistische Diktatur sehr unterschiedlich präsentiert. Es ergibt sich auch aus der disziplingeschichtlichen Entwicklung, daß die nationalsozialistische Belastung in der Geschichtswissenschaft (Jürgen Elvert), der Keltologie (Joachim Lerchenmüller), der Psychologie (Mitchell G. Ash), der Sportwissenschaft (Jürgen Court), der Sprachwissenschaft (Clemens Knobloch) oder der Ur- und Frühgeschichte (Wolfgang Pape) höher zu veranschlagen ist als etwa in der Anglistik (K. Ludwig Pfeiffer), der Germanistischen Literaturwissenschaft (Holger Dainat), der Musikwissenschaft (Anselm Gerhard) oder der Slawischen Philologie (Helmut W. Schaller), während andere Fächer wie die Philosophie (Hans-Joachim Dahms) eher Zwischenpositionen einnehmen. Das hängt im genannten Fall vor allem mit dem Umstand zusammen, daß aus politischen oder rassistischen Gründen nach Machtantritt der Nationalsozialisten allein ein Drittel der habilitierten Philosophen entlassen wurde (S. 198). Daneben haben sich bekannte Philosophen zu regelrechten „NS-Philosophen" entwickelt, so daß die wissenschaftlichen Befunde über das Erscheinungsbild der Philosophie in der NS-Diktatur ambivalent ausfallen. Diese Ambivalenz ist im übrigen typisch für alle Disziplinen. Neben nationalsozialistisch gesinnten Wissenschaftler standen resistente Forscher und solche, die aus rassistischen und/oder politischen Gründen entlassen und verfolgt worden sind. „Die deutschen Geisteswissenschaften haben", schreibt Hausmann in seiner Einleitung, „infolge der Einvernahme durch den Nationalsozialismus ihre einstige Weltgeltung verloren und, von Ausnahmen abgesehen, noch nicht wiedergewonnen. Eine schonungslose Aufklärung und Ursachenforschung können sicherlich dazu beitragen, längst verlorenes Terrain wiederzugewinnen" (S. IX). Die zuletzt ausgedrückte Hoffnung mag als Ziel wünschenswert sein, nur erscheint sie zum einen leicht angestaubt und zum anderen unrealistisch. Warum und wie sollte eine „schonungslose Aufklärung und Ursachenforschung" dazu beitragen, vordere Rankingpositionen in der Weltgeltung zurückzuerlangen? Dazu bedarf es nicht allein innerwissenschaftlicher Klärungsprozesse, sondern vor allem einer gesellschaftlichen Atmosphäre und politischer Rahmenbedingungen, die den Geisteswissenschaften die nötige Anerkennung einschließlich materieller Ressourcen zuteil werden lassen, damit sie sich entsprechend entwickeln können. Aber da Wissenschaft von jeher ein internationales Geschäft war und nur in Weltanschauungsdiktaturen Wissenschaften absichtsvoll mit nationalen oder ideologischen Adjektiven gekürt werden, stellt die „Weltgeltung" von Wissenschaftsdisziplinen gemessen an regionaler Herkunft ohnehin ein historisches Phänomen dar – oder wird es hoffentlich bald sein.

Im Gegensatz dazu verkörperte „Nation" im 19. Jahrhundert für Wissenschaftler eine enorme politische Herausforderung und Leitidee, was mit dem übernationalen Anspruch der Wissenschaft häufig genug kollidierte. Zugleich entwickelten sich neben den politischen Ansprüchen, zumal nach dem Ersten Weltkrieg, immer mehr „weiße Flecken", die den universalistischen Ansprüchen vieler Wissenschaftler zuwiderliefen. In seinem brillanten Essay „‚Wirklichkeit' – ‚Krise der Wirklichkeit' – ‚Neue Wirklichkeit'. Deutungsmuster und Paradigmenkämpfe in der deutschen Wissenschaft vor und nach 1933" zeigt Otto Gerhard Oexle (S. 1–20), wie stark die Zeitgenossen nach 1918 eine „Krise der Wirklichkeit" konstatierten und eine „Neue Wirklichkeit" suchten. Der Nationalsozialismus versprach neue Orientierungsmuster, einen starken Halt und avancierte so zur Integrationsklammer für viele Intellektuelle, die sich gerade nicht nach intellektualistischen Modellen, sondern nach der Eintracht von Wissenschaft und Lebensgefühl sehnten. Solche allgemeinen Bedingungen machten es den Nationalsozialisten nach ihrem Machtantritt relativ leicht, die Hochschulen und Wissenschaftsinstitutionen zu beherrschen. Die Wissenschaftsdisziplinen unterwarfen sich im Regelfall nicht den Nationalsozialisten. Diese wiederum waren nicht einmal auf deren Geistesprodukte angewiesen. Viele Wissenschaftsdisziplinen mußten sich nicht unterwerfen, weil eine ideologische Affinität ohnehin gegeben war. Und die Nationalsozialisten hatten ihre Ideologie und ihre Programme vor 1933 entworfen und entwickelt, so daß die zahlreichen Denkschriften und sonstigen geistigen Unterwerfungspamphlete etwa von Historikern, Philosophen

oder Psychologen zwar wohlwollend aufgenommen wurden, aber letztlich für den Machtausbau und die Eroberungspläne der Nationalsozialisten recht überflüssig waren.

Der Band verdeutlicht, daß ein allzu enger Blick, der die Geisteswissenschaften auf die Jahre 1933 bis 1945 einengt, wenig produktiv ist. Gerade weil fast alle Autoren in ihren Beiträgen wenigstens ansatzweise die Entwicklung vor 1933 mit einbeziehen, fällt die Thesenbildung überzeugend aus. Es gab zwar in aller Regel auch eine deutliche innerwissenschaftliche Zäsur 1933 (Vertreibungen, Verfolgungen, Entlassungen etc.), aber disziplingeschichtlich sind in vielen Fächern viel stärker Kontinuitäten zu verzeichnen als auffällige Kontinuitätsbrüche. Es wird, wie Hausmann anführt, in Zukunft noch stärker darauf ankommen, solche „staatstragenden" Wissenschaften aus der NS-Diktatur näher zu erforschen, die in der historischen Rekonstruktion noch immer ein Schattendasein führen. Hausmann nennt u.a. Auslandswissenschaft, Geographie, Kolonialwissenschaft, Nordistik, Pädagogik, Rassenkunde, Rechtswissenschaft, Theologie, Wehrwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften (S. XXIII–XXIV). Außerdem müßte in kommenden Studien anders als in den Arbeiten, die Hausmann versammelt hat, stärker darauf geachtet werden, daß in der Analyse neben den Ordinarien auch andere Wissenschaftler Berücksichtigung fänden.

Der von Frank-Rutger Hausmann vorgelegte Sammelband regt im übrigen auch dazu an, das Verhältnis von Nazifizierung und Entnazifizierung der Wissenschaften stärker als bislang geschehen komplex und präzise zu betrachten. Die Zusammenhänge waren ebenso zwangsläufig wie zum Teil erst durch die Besatzungsmächte, insbesondere in der SBZ, konstruiert. Die Nazifizierung begann nicht selten bereits vor 1933 und die nach 1933 einsetzende ergab sich oft genug fast zwangsläufig aus der Entwicklung bis zur Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur.

Am erstaunlichsten an der „Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich" ist vielleicht die Tatsache, daß die „deutsche Katastrophe" (Friedrich Meinecke) nur sehr bedingt zur kritischen Selbstreflexion in der Nachkriegszeit führte. Das Beschweigen und Beschönigen der eigenen „Rolle" nach 1945 ist ein ebenso unschönes Kapitel deutscher Wissenschaftsgeschichte wie das bereitwillige Mittun in der nationalsozialistischen Diktatur und die Versuche, als „Vordenker der Vernichtung" (Götz Aly) von den braunen Machthabern anerkannt zu werden. Im Kern geht es bei der Kritik an der fehlenden kritischen Selbstreflexion nach 1945 aber nicht nur um die Verwicklung in eine Diktatur. Es wäre auch zu thematisieren, wie Wissenschaft und Hochschullehre eigentlich organisiert und strukturiert sein müßten, damit die kritische Selbstreflexion möglich und zugelassen wird unabhängig von Systembrüchen und Karriereblockaden. Doch das ist nicht Gegenstand des instruktiven Sammelwerkes von Frank-Rutger Hausmann. Ein lohnendes Thema wäre dies aber wohl allemal.

Ilko-Sascha Kowalczuk

Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung. Hrsg. von Rainer EPPELMANN, Bernd FAULENBACH und Ulrich MÄHLERT im Auftrag der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2003. XXII, 557 S.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ist in ostdeutschen und russischen Archiven eine Fülle von Material zugänglich geworden. Seitdem wurde eine kaum mehr überschaubare Flut von Publikationen zum politischen, wirtschaftlichen und sozialen System der DDR veröffentlicht. Das Interesse an der Analyse der zentralistischen Strukturen der DDR, von deren Ausprägung und schnellem Untergang war in den sozial- und geschichtswissenschaftlichen Disziplinen nicht nur in den zurückliegenden Jahren, sondern ist auch heute noch spürbar vorhanden. Bislang fehlte jedoch eine umfassende Gesamtdarstellung, die einen raschen Überblick über Forschungsarbeiten und Forschungsentwicklungen zu einzelnen Themenfeldern ermöglicht hätte. Diese Lücke wurde nun geschlossen mit dem von der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur in Auftrag gegebenen vorliegenden Sammelband zur Bilanz und zu den Perspektiven der DDR-Forschung. Er blickt nicht nur zurück, ordnet und bilanziert, sondern schaut auch nach vorn, zeigt Perspektiven auf und fragt nach neuen Themenstellungen.

Das Buch ist zugleich eine Festschrift, mit der Hermann Weber, der Nestor der DDR-Forschung, zu seinem 75. Geburtstag geehrt werden soll. Insgesamt 55 Autorinnen und Autoren versuchen hier, den Stand der Forschung über die DDR zu resümieren, Bilanz zu ziehen und Perspektiven weiterer Forschungsarbeit zu skizzieren. In den 53 Beiträgen legen die Verfasser – Kolleginnen

und Kollegen, Freunde, Schüler und Weggenossen Webers – für ihr jeweiliges Thema den Erkenntnis- bzw. Forschungsstand dar und ermöglichen damit eine Orientierung zur weiteren Arbeit.

Im Mittelpunkt steht die politische Geschichte der DDR; in den sieben Kapiteln wird jedoch fast das gesamte Spektrum der historischen DDR-Forschung abgedeckt. Zunächst werden die vorliegenden Gesamtdarstellungen und die Arbeiten zu Schlüsselereignissen wie die Berlinkrise und der Mauerbau beleuchtet (sieben Beiträge). Im Anschluß wird die Forschung zum Themenfeld Herrschaft und Repression resümiert (neun Beiträge). Hier findet auch der sonst eher vernachlässigte Bereich DDR-Medien und -Medienpolitik Berücksichtigung. In Teil III wird in chronologischer Abfolge die Forschungsarbeit zu Widerstand und Opposition gesichtet (sieben Beiträge), wobei hier unter anderem der 17. Juni 1953, die Biermann-Ausbürgerung, aber auch die friedliche Revolution von 1989/90 Gegenstand der Betrachtungen sind. Deutlich knapper fällt mit lediglich zwei Aufsätzen der vierte Teil zum Thema Kirchen und Religionsgemeinschaften aus, während das nachfolgende Kapitel in zehn Beiträgen die Forschungsarbeiten zu Politikfeldern und Zielgruppen bilanziert. Die Autorinnen und Autoren befassen sich hier unter anderem mit den Themen Alltagskultur und Konsumpolitik, Landwirtschaft, Kulturpolitik, Frauen in der DDR, Jugend- und Sportpolitik sowie mit dem Thema Erziehung und Bildung. Teil VI thematisiert den Forschungsstand zur DDR im Kontext der Außen- und Deutschlandpolitik der Nachkriegsepoche (sieben Beiträge), und das siebte und letzte Kapitel fragt schließlich nach der Entwicklung der Forschung, ordnet sie in die internationale Diskussion ein und setzt sie in Beziehung zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem SED-System (zehn Beiträge).

Trotz dieser Themenfülle vermißt der Leser an der einen oder anderen Stelle eine ausführlichere Behandlung einzelner Sujets. So findet der Bereich Kultur und Kulturpolitik lediglich mit einem Beitrag Berücksichtigung. Auch im Hinblick auf den Themenkreis Hochschule und Hochschulpolitik hätte man sich einen eigenen Eintrag gewünscht. Dennoch verdient das Buch in jedem Fall das Prädikat „empfehlenswert". Es ist eine Fundgrube für alle, die sich mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte der DDR und ihrem Untergang befassen. Die meisten Beiträge lassen die breite und intensive Forschungsentwicklung der letzten Jahre erkennen und machen zugleich deutlich, welchen Stand die DDR-Forschung inzwischen erreicht hat. Zu vielen Bereichen sind weitere, vertiefende Forschungen sicher möglich und auch sinnvoll. Aufgrund des enormen Umfangs von Publikationen zu den einzelnen Sachgebieten kann das Buch keinen Anspruch auf Vollständigkeit geltend machen. Vielmehr finden hier die für die einzelnen Themen wichtigsten Veröffentlichungen Berücksichtigung. Was Publikationen betrifft, die vor 1989/90 erschienen sind, werden lediglich solche angeführt, die von den Herausgebern als grundlegend betrachtet werden. Positiv hervorzuheben ist die umfangreiche Bibliographie mit mehr als 2000 Einträgen, die zur besseren Übersicht nach Sachgebieten geordnet ist. Mit dem Sammelband haben die Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und die Herausgeber den insgesamt gelungenen Versuch unternommen, eine übersichtliche, umfassende und facettenreiche Festschrift zusammenzustellen. So spricht der Ministerpräsident Baden-Württembergs, Erwin Teufel, in seinem Geleitwort von der Hoffnung, daß hier ein neues Standardwerk geschaffen wurde.

Christine Koch

HUHN, Willy: **Der Etatismus der Sozialdemokratie. Zur Vorgeschichte des Nazifaschismus.** Mit einem Vorwort von Clemens Nachtmann, einer biogr. Notiz von Christian Riechers, einer bibliogr. Information von Ralf Walter sowie einer Nachbemerkung von Joachim Bruhn. – Freiburg i. Br.: Ça Ira Verlag 2003. 222 S.

Bereits früh sind etatistische Tendenzen sozialdemokratischer Programmatik auf Kritik gestoßen: Marx schrieb bereits vor knapp 130 Jahren über den Gothaer Programmentwurf der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands, dieser sei „durch und vom Untertanglauben der Lassalleschen Sekte an den Staat verpestet", und Engels sah – entgegen den Vorstellungen vieler Parteigenossen – den Staat im Zuge der Arbeiteremanzipation „absterben". In dieser Tradition steht Willy Huhn (1909–1970), ein weitgehend unbekannt gebliebener Marxist, der am Ende der Weimarer Republik als Gewerkschaftsfunktionär und Jungsozialist aus der SPD ausgeschlossen wurde und sich angesichts der Machtergreifung der Nationalsozialisten auf kritische Reflexionen zur Geschichte der Arbeiterbewegung verpflichtete.

Zum Gegenstand erhob er dabei weniger politische Fehler, die den Aufstieg der NSDAP begünstigten, als vielmehr „jene theoretischen Positionen, welche dem Nationalsozialismus ideologisch Vorschub leisten mußten" (S. 28). Das dazu 1939 angefertigte und nun erstmals veröffentlichte Manuskript versammelt Gedanken, die die Grundlage abgeben, für die von ihm 1952 unter dem Titel „Etatismus, ‚Kriegssozialismus', ‚Nationalsozialismus' in der Literatur der deutschen Sozialdemokratie" publizierte Untersuchung. Dieser Text bildet den ersten, das Manuskript den zweiten Teil des Buches „Der Etatismus der Sozialdemokratie. Zur Vorgeschichte des Nazifaschismus".

Zunächst lesen sich Huhns Betrachtungen wie Diskursanalyse *avant la lettre*. Er rekonstruiert eine „Lassalle-Legende" (S. 29), der zufolge ihr Namensgeber die deutsche Arbeiterbewegung aus dem Schlaf wachgerufen haben soll. Huhn dagegen insistiert auf die „staatsbejahenden und staatserhaltenden" (S. 31) sowie autoritären und nationalistischen Elementen der lassalleanischen Überlieferung, denen er einen „Anteil an der Herausbildung des Nationalsozialsozialismus" (S. 36) zuschreibt. In Huhns Betrachtungen der Geschichte der Sozialdemokratie des 19. Jahrhunderts steht der lassalleanischen eine marxistische Strömung entgegen, der es im Zuge des äußeren Drucks auf die Partei durch die Bismarckschen Sozialistengesetze von 1878 gelungen sei, eine Hegemonie zumindest in der parteiinternen Diskussion zu gewinnen. Die daher z. B. im Erfurter Programm von 1891 dominierenden antietatistischen Konzeptionen erweisen sich für Huhn jedoch als *„Verhüllungsideologie"* (S. 124) staatssozialistischer Zielsetzungen. Denn an der Parteibasis sei der Lassalleanismus vorherrschend geblieben, so daß trotz marxistischer Programmatik bestimmte „Denkformen der alten Arbeiterbewegung" (S. 153), vor allem eine dirigistisch-totalitäre Staatsvorstellung als „Volksvorstellung" (Marx), implementiert worden seien, auf die später der Nationalsozialismus zurückgegriffen habe. Zuvor hätten jedoch die „Neu-Lassalleaner" (S. 58) im Ersten Weltkrieg den von ihnen – wegen der bedeutenden Rolle, die der Staat in Kriegszeiten in der Ökonomie spielt – bejubelten *„Kriegssozialismus"* (S. 55) entdeckt.

In seinem Manuskript sprengt Huhn den Rahmen seiner Diskursanalyse durch die Untersuchung nichtdiskursiver Praxen: die staatssozialistischen Ideen der Sozialdemokratie ließen sich nämlich „nicht nur literarisch feststellen, sondern auch soziologisch *erklären*" (S. 111). Huhn führt die Ausdehnung militärischer Einrichtungen und bestimmte staatswirtschaftliche Maßnahmen im Zeitalter des Imperialismus als Gründe an. Zudem hätten die Erfordernisse praktischer Politik zwei Entwicklungen befördert: das Eindringen der Parteifunktionäre in den Verwaltungsapparat und die Entwicklung der Partei zu einer bürokratischen Massenorganisation, die ihren Charakter als politische Klassenorganisation verwischt habe. Folgt man der Huhnschen Analyse, leitet also nicht erst das Godesberger Programm die Transformation der Sozialdemokratie von einer Arbeiter- zu einer Volkspartei ein.

Neben der soziologischen Untersuchung liefert das Manuskript politische Zuspitzung, etwa in Form einer ganz eigenen Art Totalitarismustheorie, die Sozialismus, Nationalismus, Bolschewismus und Faschismus zwar „als nationalhistorisch und geopolitisch unterschiedene, im soziologischen und dialektisch-historischen Aspekt aber als im *Wesen* ähnliche Formen der im Imperialismus notwendigen ‚militarisierten Gesellschaft'" (S. 128), betrachtet. Hier zeigen sich die Grenzen von Huhns lediglich strukturtheoretischer Argumentation, die den gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen der verschiedenen „staatssozialistischen" Formationen in Italien, Rußland und Deutschland viel zu wenig Gewicht einräumt. So billigt Huhn im Falle Deutschlands der Sozialdemokratie zwar noch zu, die Weiterentwicklung des „Kriegssozialismus" „in einer noch konsequenteren und ‚totaleren' Form als ‚Nationalsozialismus'" (S. 59) abgelehnt zu haben, sieht sie aber als eine lediglich durch antidiktatorisch-demokratische Traditionen verhinderte NSDAP an bzw. betrachtet letztere „historisch als die konsequentere Sozialdemokratie" (S. 118). Das ist natürlich starker Tobak, den zu rauchen sich versagen kann, wer Strukturtheorie nicht gegen Realgeschichte ausspielt. Für Huhns diesbezügliche Einseitigkeit ist seine Haltung zum Antisemitismus vielleicht symptomatisch: „[...] der Bolschewismus bediente sich des proletarischen Sozialismus als Ideologie, der Nationalsozialismus dagegen des um 1880 aufkommenden ‚Sozialismus der dummen Kerls', wie man den Antisemitismus zu Zeiten *Bismarcks* bezeichnete" (S. 129).

Diese Aussage ist entgegen den sonstigen Überlegungen Huhns so substanzlos wie das perfide Vorwort von Clemens Nachtmann, der Huhn für das eigene, völlig esoterische Theorieprogramm zu vereinnahmen sucht. Der Ça-Ira-Verlag hat sich mit dieser Politik im Falle des verstorbenen Politikwissenschaftlers Johannes Agnoli, dessen

Schriften er verlegt, großen Ärger eingehandelt. Es bleibt abzuwarten, ob angesichts des impertinenten Nachworts von Joachim Bruhn ähnliches geschieht. „Selbst das radikalste Festhalten am Klassencharakter der Gesellschaft [...] reproduziert ganz wie von selbst den Antisemitismus der Scheidung von ‚raffendem' versus ‚schaffendem Kapital'" (S. 204), steht dort geschrieben. Man mag zu Huhns Ausführungen stehen wie man will: angesichts dieses Unsinns muß man ihn vor seinen Verlegern in Schutz nehmen.

Kolja Lindner

HÖPPNER, Joachim, und Waltraud SEIDEL-HÖPPNER: **Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie. Sein Weg vom Linksliberalen zum Kommunisten und seine Kolonie in Darstellung und Dokumentation** (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850". Hrsg. von Helmut Reinalter, Bd. 33). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang Verlag 2002. 839 S.

Etienne Cabet (1788–1856) nimmt unter den Frühsozialisten „von Babeuf bis Blanqui" eine besondere Stellung ein. Er war ein Theoretiker, der mit dem ikarischen Kommunismus eine historisch neue Strömung entwickelte, ein Vorkämpfer der sozialen Demokratie, der eine hervorragende Rolle in der liberalen, demokratischen und Arbeiterbewegung spielte, und auch ein Koloniegründer. Aus ihrer Kenntnis des französischen und deutschen Frühsozialismus und veranlaßt durch die Entdeckung unbekannter Briefe deutscher Ikarier in der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek erarbeiteten die Autoren diese umfangreiche Gesamtdarstellung des ikarischen Kommunismus, die die Kolonisationspraxis einschließt.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Die Darstellung besteht aus der politischen und intellektuellen Biographie Cabets (S. 13–239) und der Beschreibung der Kolonie Ikarien (S. 243–385). Der Quellenteil setzt sich zusammen aus den Briefen deutscher Ikarier (S. 389–632) und einer ergänzenden, den Kontext der Kolonisation einbeziehenden Dokumentation (20 Dokumente, S. 635–777). Die Bibliographie enthält die internationale Forschungsliteratur über Cabet.

Die ikarische Kolonisation fiel in Cabets letzte Lebensphase. Schilderte man nur diese Zeit und Cabets Versagen als Kolonist, hieße das, seine „politische Physiognomie zu verzeichnen und seiner respektablen Laufbahn vom Linksliberalen über einen radikalen Demokraten zum Reformkommunisten nicht gerecht zu werden" (S. 7). Damit sind die Begründung für die biographische Darstellung genannt und zugleich deren wesentliche biographische Stichworte. Die Autoren zeichnen ein differenziertes Bild des französischen Reformkommunisten. In der Erklärung der Genese der ikarischen Theorie, die die Autoren als „Synthese der demokratischen Überlieferung der französischen Revolution samt dem theoretischen Potential Babeufs und Owens mit der politischen Strategie der Chartisten" (S. 8) ansehen, setzen sie neue Akzente.

Der studierte Jurist aus Dijon erlebte seine politische Profilierung als Mitglied der Charbonnerie/Carbonari in der linksliberalen Opposition gegen die bourbonische Restauration und, nach der französischen Julirevolution 1830, auch gegen die Julimonarchie, die ihn 1834 zum fünfjährigen Exil nach Belgien und dann nach England trieb. In England wurde er vom radikalen Demokraten zum Kommunisten. In seinem theoretischen Entwurf des ikarischen Kommunismus verarbeitete er die französischen Erfahrungen Babeufs und des Babouvismus (Cabet selbst stritt es ab), die sozialistischen Theorien von Fourier und Saint-Simon. Zudem betonen die Autoren die weitgehend ignorierten oder unterschätzten englischen Einflüsse des Chartismus und des Owenismus auf die intellektuelle Entwicklung Cabets. Sein 1840 veröffentlichter Roman „Reise nach Ikarien", seither zum Grundbestand der sozialutopischen Literatur gehörend, wurde zum Evangelium der „ikarischen Kommunisten". Fünf Auflagen in acht Jahren zeugen von der enormen Resonanz dieses Werkes. Cabets politisches und publizistisches Wirken (vor allem „Le Populaire") verhalf in den vierziger Jahren dem Kommunismus in Westeuropa zu erheblicher Verbreitung. Die Autoren analysieren auch den kaum erforschten Einfluß Cabets auf die deutsche Vormärzpublizistik und auf Wilhelm Weitling, ein Thema, für das namentlich Waltraud Seidel-Höppner eine ausgewiesene Kennerin ist.

Anfang der 1840er Jahre dachte Cabet noch nicht an eine praktische Umsetzung seiner Gütergemeinschaftstheorie in Frankreich in Gestalt einer Kolonie, auch Auswanderung lehnte er im Grunde ab. Doch im Mai 1847 ging er mit einem Auswanderungsplan und dem Aufruf „Auf nach Ikarien" an die Öffentlichkeit (siehe Dokument 1),

eine Konsequenz aus seiner politischen Tätigkeit in Frankreich, der ein Erfolg versagt blieb. Ausführlich werden die nachfolgenden, teils sehr heftigen Debatten unter den Ikariern und die sukzessiven Planungen Cabets vorgestellt. Die Auswanderungswilligen galten weithin als Deserteure, die der sozialen Bewegung im eigenen Land den Rükken kehrten. Cabet hatte nach dem Aufbruch der ersten „Avantgarde" im Februar 1848 mehrere Auszüge organisiert. Sein Engagement in der Februarrevolution, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist, unterbrach die Expeditionen. Desillusioniert nach der Niederschlagung der Juniinsurrektion, verzichtet er auf eine weitere Teilnahme am politischen Geschehen in Frankreich und konzentrierte sich auf die Gründung Ikariens in Amerika als das einzige ihm verbleibende Wirkungsfeld.

Es schließt sich die Darstellung der Kolonie Ikarien an, in der auf ihrem Höhepunkt über 500 Mitglieder lebten. Cabet traf im Januar 1849 in New Orleans ein, die geplante Koloniegründung in Texas hatte sich zerschlagen und zwei Drittel der von den Ikariern aufgebrachten Geldmittel verschlungen. In Nauvoo (Illinois) am linken Mississippiufer entstand auf einer ehemaligen Siedlung der Mormonen die neue Kolonie, die freilich als Provisorium gedacht war, weil das begrenzte Land eine Ausdehnung nicht erlaubte und zudem nur als Pacht zur Verfügung stand.

Am Konflikt zwischen autoritärer Führung und demokratischer Selbstbestimmung, der auch in einigen der Familienbriefe formuliert wird, hat die Persönlichkeitsentwicklung des alten Cabet großen Anteil, dessen „Überwachungssystem zur Einhaltung aller Lebensnormen" die Mitglieder spaltete. Die Krise der Kolonie in Nauvoo bis zu ihrem Untergang, der einen der langlebigsten kommunitären Versuche beendete, überlebte Cabet nicht. Die ikarische Kolonisation endete aber erst 1895.

Schließlich beschreiben Höppner und Seidel-Höppner in einigen Eckpunkten das Echo der Kolonisation – in dieser Frage stellen sie ein Forschungsdesiderat fest – und den Platz der Kolonie in der Geschichte. Zwischen der Alternative Anpassung oder Abschottung in einer kapitalistischen Umgebung scheint das Scheitern der Ikarier, ihrer insgesamt sieben Gründungen, den zwangsläufigen Ausgang zu markieren. Der Widerspruch zwischen Autarkie und wirtschaftlicher Öffnung verhinderte dauerhafte Prosperität. Den Anspruch, eine allgemeine soziale Erneuerung beispielhaft vorzuleben, konnte die Kolonie selbst nicht erfüllen. Dennoch darf dieser Versuch nicht pauschal diskreditiert werden. Die Autoren formulieren knapp die kontroversen Wertungen: Verschleiß und fernere Verwerfung der sozialistischen Utopie oder Ergebnisse und Anhaltspunkte, die das fortdauernde Interesse für solche Entwicklungen rechtfertigen (S. 379). Die Ikarier selbst sahen die Ursachen für das Fehlschlagen ihres Projekts allein in der menschlichen Subjektivität, nicht in der grundsätzlichen Unausführbarkeit ihrer Gesetze: mangelnde Aufklärung, moralische Unreife, Unwissenheit der Massen. Der Erziehungsoptimismus der Aufklärung lebte hier bis ins späte 19. Jahrhundert fort.

Der Quellenteil umfaßt die größere Hälfte des Bandes. Die 61 Briefe deutscher Mitglieder der Kolonie „Ikaria" an ihre Hamburger Verwandten umfassen den Zeitraum von 16 Jahren (1848–1864) und berichten zwischen 1851 und 1859 fortgesetzt über das Leben in der Kolonie. Anders als die bekannten, meist episodischen Zeugnisse ragt dieser geschlossene Briefkorpus aus dem international überlieferten Quellenbestand heraus. Es sind unmittelbare, nicht später verfärbte Niederschriften von Teilnehmern: des Dekorateurs Johannes (Hans) Schröder, seiner Frau Emilie, die ihm in einer acht Wochen dauernden Überfahrt nachgefolgt war, und seines Schwagers Eduard. Eine kurze Familiengeschichte wird den Briefen vorangestellt (S. 389–414).

Johannes, der „das Prinzip der Gütergemeinschaft für das beste Lebensprinzip [hielt], selbst wenn man es nicht in der Praxis auszuführen vermag" beschrieb (April 1849) die Verfassung der Vereinigten Staaten (S. 430 ff.), in denen die Geldaristokratie herrsche und im Grunde Volksbetrug ausübe und deren Vorteile wie Wählbarkeit und Wahlfähigkeit durch die Manipulation mit ihnen zunichte gemacht würden. „Ihr seht daraus wohl, daß die Bildung des Volkes im allgemeinen keine hohe Stufe einnimmt, daß man ihm solche Gerichte auftischt; daher ist es Unsinn zu behaupten, Deutschland sei nicht reif zur Republik; da doch die Deutschen weit wissenschaftlicher und intelligenter sind. Sind die Schulen in Deutschland schlecht, so sind sie es hier erst recht; nur was das Kind wissen muß, um später, wie man hier sagt, Geld zu machen, das lernt es; von moralischer Bildung keine Rede, Wissenschaft, Künste: sofern sie Geld einbringen!" (S. 431). Für ihn, der Weitlings „Garantien" und Cabets „Reise nach Ikarien" als Pflichtlektüre ansah, der außerdem als Weitlings Mittelsmann für die Verbreitung von dessen Zeitschrift fungierte, war die

Gütergemeinschaft „das beste Moralsystem, die beste Religion"; was Wunder, wenn ihm die geschilderte „Kulturlosigkeit" mißfiel.

Nach zwei Jahren beschließt die Familie Schröder, sich der inzwischen aus 400 Personen bestehenden Kolonie Cabets anzuschließen; der Brief Emilies vom 7. Oktober 1850 schildert der Mutter Ziel und Ansichten dieser Gesellschaft, die „durch Einigkeit und Brüderlichkeit die größten Schwierigkeiten zu überwinden und die glänzendsten Resultate zu erzielen" vermöge. Sie hatten sich über die Kolonie erkundigt, ihre Erkenntnisse schrieb Emilie nach Hamburg und bat um die Meinung der dortigen Familie, „aber sucht Euch die Schriften Cabets zu verschaffen, die Euch Licht über den edlen Charakter dieses Mannes verschaffen, der sein ganzes Leben dem Wohl der Menschheit geweiht hat" (S. 453). Namentlich nannte sie natürlich die „Reise nach Ikarien", die die Gesetze und Prinzipien dieser Gesellschaft verdeutliche. Im Januar 1851 schrieb auch Johannes über die Kolonie, er faßte die Aufnahmebedingungen (siehe Dokument 11) zusammen und kopierte den enthusiastischen Brief – in dem aber auch schon „unreine Elemente" erwähnt werden, die für alles, was ihnen nicht gefiel, Cabet die Schuld gaben – eines anderen Hamburgers aus Nauvoo, der bereits Mitglied war (S. 456 ff.). In Aufbruchstimmung (Juni 1851) schrieb Johannes (S. 459 ff.), daß „die Ikarier beweisen, daß der Ausdruck Utopie für den Kommunismus nicht mehr stichhaltig ist; sie beweisen, daß der Kommunismus keine Chimäre, sondern etwas sehr gut Ausführbares ist, und werden in kurzem der Masse beweisen, wie mächtig dem Fortschritt Bahn gebrochen ist, wenn wir unsere Vernunft auch auf unsere sozialen Verhältnisse anwenden und sie demgemäß einrichten". Auch über die Kolonien Wilhelm Weitlings und eine Korrespondenz Weitlings mit Cabet berichtete er.

Im Juli 1851 kamen sie in Nauvoo an. Die seitdem geschriebenen Briefe der deutschen Ikarier lassen die förmlichen Gesetze und Prinzipien (Dokumententeil) der Kolonie sehr viel plastischer erscheinen. Johannes Schröder gehörte zu den Anhängern Cabets („unser geliebter Vater Cabet"), die ganz im Sinne der vernunftgemäßen Gesetze zu leben bereit waren und für die langsame Entwicklung Ikariens, auch Hindernisse und Rückschläge, Begründungen suchten. Der Fortgang zahlreicher Unzufriedener, die die realen Zustände in der Kolonie mit denen in Cabets Roman verglichen und sie nicht wirklich tragen wollten, ist Gegenstand der Erzählung. Auch in die Auseinandersetzung mit der Familie (Briefe 14, 15, 16) geht die Argumentation ein, daß Verzicht und Entbehrung in der Gütergemeinschaft nicht Zweck, sondern Mittel sei. Die ersten Briefe nach der Niederlassung in Nauvoo sind naturgemäß umfangreicher und für die Geschichte der Kolonie „inhaltsreicher", weil sie den sozialen Rahmen, Organisation und Verfassung, alle Regeln und Verhältnisse des Zusammenlebens und Arbeitens beschreiben, den Alltag bis in die Einzelheiten (einfaches und gesundes Essen, „jedoch auf französische Art zubereitet, woran wir Deutschen uns erst sehr gewöhnen mußten", S. 468). Auch die Sprache in der Gemeinschaft war französisch. Da Johannes Schröder auch Redakteur der deutschen Monatsschrift „Der Communist" war, schickte er manchmal Artikel. Nachdem Eduard Lemme (Emilies Bruder) und seine Frau 1853 nach Nauvoo übergesiedelt waren, die Kolonie aber bald wieder verließen, mußten sich Johannes und Emilie Schröder vorwerfen lassen, „dumme, blinde Fanatiker" zu sein (S. 508). Eduard Lemme sah sich, wie er (1855) schrieb, weniger durch die dürftige Lebensart enttäuscht als durch die Einschränkung der persönlichen Freiheit („Spioniersystem", „drakonische Gesetze", S. 10). Seine Kritik und die etlicher Ex-Ikarier richtete sich vor allem gegen Cabet: „Wir alle bedauern, daß diese schöne Sache durch den Despotismus von Cabet zur Karikatur geworden, und sind fast der Meinung, daß nach seinem Tode derselbe [der „Kommunismus"] praktischer und gewinnbringender für die Menschheit ins Leben treten wird" (S. 511). Emilie Schröder machte als ein Element der Opposition auch Deutschtümelei aus, die es nicht für möglich halte, „daß auch von Franzosen was groß und herrlich gedacht werden kann" (S. 513).

Als Cabet im Dezember 1855 die Verfassung revidieren und seine diktatorische Leitung einsetzen wollte (siehe Dokument 14), verloren auch Hans und Emilie Schröder ihr bis dahin ungebrochenes Vertrauen in den *Père*, „der sein ganzes Leben nur dem Proletarier geweiht und dem Zwecke, ein System aufzustellen, [...] um denselben aus einer sorgenvollen Lage zu reißen [...]" (S. 512), wie Emilie noch im Juni 1855 schrieb. Die „kleine Revolution" gegen „unsern Vater Cabet selbst", die wie ein „Blitzstrahl" die Kolonie traf, beschrieb sie ausführlich im Februar 1856 (S. 520 ff.). Cabets Vorschläge waren „nichts anderes als das Wiederverlangen der Diktatur [...], welche wir als Demokraten unter keiner Bedingung gewähren konnten".

Die „Advokatenlogik" (S. 193) und „bedenklichen Leitungseigenschaften" (S. 204) Cabets wurden schon im biographischen Teil problematisiert. Johannes Schröder trat nun an die Spitze der demokratischen Opposition gegen den autoritären Cabet. Die Schilderung der Ereignisse und die Enttäuschung über Cabet flossen in drei Briefe ein (Nr. 26–28). Johannes Schröder schrieb eine lange „Revolutionsgeschichte Ikariens" (S. 525–533, 545–556), die beinahe ein eigenständiges Dokument ist. Im November 1856 starb Cabet. Nach dem Bankrott von Nauvoo zog die Familie Schröder 1859 in die Zweigkolonie nach Iowa, die sie wegen der Lebensbedingungen fernab aller Zivilisation und desillusioniert über ihre Erwartungen an das Cabetsche Gemeinwesen bald verließ.

In dieser brieflich überlieferten Familienepisode, die die wichtigste Etappe der ikarischen Kolonisation schildert, wird gleichsam Aufstieg und Fall Ikariens vorgeführt. Da hier nur kurze Zitate beizubringen waren, sei die tatsächlich spannende Lektüre der Briefe in Gänze empfohlen, die noch so vieles aus dem Leben in den 1850er Jahren enthalten und nicht zuletzt wegen der Verschränkung amerikanischer und deutscher Perspektiven Aufmerksamkeit verdienen.

Die Dokumentation ergänzt die Briefe um die wichtigsten, allesamt aus dem Französischen übersetzten Dokumente zur Gründung, Verfassung und Organisation der Kolonie.

Mit diesem Buch von Höppner und Seidel-Höppner liegt die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung der ikarischen Bewegung in Europa und der Kolonisation in den USA vor, die auf profunder Kenntnis der Quellen und der verzweigten Forschungsliteratur beruht, ein Standardwerk, dem eine Verbreitung über den Kreis der Spezialisten hinaus sehr zu wünschen ist.

Katharina Middell

HERRMANN, Ursula: **Elise Schweichel (1831–1912). Schriftstellerin und Sozialdemokratin im Ringen um Frauenemanzipation** (= BzG. Kleine Reihe Biographien, Bd. 3). – Berlin: Trafo Verlag 2004. 166 S.

Sozusagen im Schatten der MEGA und als Frucht jahrzehntelanger Forschungsarbeiten zur Geschichte der Arbeiterbewegung sind eine Reihe von Biographien erwachsen, die nicht nur Hauptakteuren wie August Bebel, Karl Kautsky oder J. H. W. Dietz gewidmet sind, sondern auch an Persönlichkeiten erinnern, die nicht unbedingt im Lampenlicht der vordersten Reihe agierten, wie etwa, um nur einige willkürlich herausgegriffene Beispiele zu nennen, Paul Stumpf[1], Peter Imandt[2] oder Sigismund Borkheim[3]. Neben derartigen selbständigen Publikationen sind an unterschiedlichsten Stellen – Zeitschriften, Sammelbänden, biographischen Handbüchern, Ausstellungskatalogen usw. – eine Fülle von mehr oder weniger „versteckten" Lebensskizzen erschienen, deren Zahl und Fundstellen kaum zu überschauen sind und eine Spezialbibliographie der Biographien zur Geschichte der Arbeiterbewegung geradezu herausfordern, die gleichsam zu einem Pantheon von Funktionären und Weggefährten der Arbeiterbewegung zu werden verspräche.

In diesen Kontext ist die im handlichen „Reclam-Format" erschienene Arbeit von Ursula Herrmann einzuordnen.

Elise Schweichel tritt in den Blickpunkt durch ihre über fünfzig Jahre währende (kinderlos gebliebene) Ehe mit dem „1848er" Robert Schweichel, Referent zur Programmfrage auf dem Nürnberger Vereinstag 1868 und später in Berlin langjähriger Vorsitzender des (Allgemeinen) Deutschen Schriftsteller-Verbandes.[4] Wie Wilhelm Liebknecht trat Robert Schweichel 1862, aus der Emigration kommend, in die Redaktion der von August Braß gegründeten „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ein, aus der beide 1863 ausschieden, als sie geheime Beziehungen zu Bismarck entdeckten. Seitdem verband Freundschaft Schweichel und Liebknecht, die auch beider Frauen einschloß, zunächst Ernestine Liebknecht (die 1867 in Leipzig an der „Proletarierkrankheit" verstarb und bis zuletzt von Elise Schweichel betreut wurde), dann ab 1868 Natalie Liebknecht.

Im nachhinein erscheint es als glücklicher Zufall, daß die Notwendigkeit des Broterwerbs Schweichel von Leipzig (wohin er von Liebknecht mit der Perspektive einer großen demokratischen Zeitung „gelockt" worden war, die sich schließlich im bescheidenen, aber dennoch gewichtigen „Demokratischen Wochenblatt" materialisierte) nach Berlin verschlug. Dadurch kamen nicht weniger als 110 Briefe von Elise Schweichel an Natalie Liebknecht zustande, die die Grundlage der Biographie bilden. Leider fehlen die Gegenbriefe – der Schweichel-Nachlaß war, sofern es ihn überhaupt noch gibt, nicht auffindbar. Doch reflektiert sich der Originalton Natalie Liebknechts in den Antworten von Elise Schweichel, die deren „Stichworte" oft zitierend aufgriff. Die Briefe, die

Elise Schweichel an Natalie Liebknecht schrieb, nutzten das Papier bis zur letzten Zeile. Damit aber war meistens das Mitteilungsbedürfnis nicht gestillt. Ein neues Blatt? Im Notfall ja, aber vorerst wurde das Geschriebene im 90-Grad-Winkel noch einmal überschrieben.

Ein Brief von Natalie Liebknecht war für Elise Schweichel ein Fest, was umgekehrt ebenso zutraf. Beide konnten schreiben, und man spürt die Lust, sich brieflich mitzuteilen, die Freundin am eigenen Leben teilhaben zu lassen – freilich in einem begrenzten Einsichtsbereich, wie dies ja oft im brieflichen Austausch unvermeidlich ist. Inwieweit die Einwürfe, die Elise Schweichel als Echo auf Nataliens briefliche Klagen vorbrachte, der Liebknechtschen „getrennten Ehe" (1872–1874 Festungshaft Hubertusburg, 1881–1890 Ausweisung Liebknechts aus Leipzig) hilfreich waren, erscheint mir sehr fraglich. Das „Idyll", das Elise z. B. dem vorübergehenden Auftauchen von Natalie aus Leipzig im Borsdorfer Asyl Liebknechts zuschrieb, konnte im Handumdrehen auch zur Hölle werden, weil zwei ausgeprägte Persönlichkeiten, sosehr sie sich zueinander sehnten, nach langer Trennung aufeinanderprallten.

Friederike Wilhelmine Elise Langer, am 17. September 1831 in einer wohlhabenden Königsberger Kaufmannsfamilie geboren, schloß am 29. September 1855 die Ehe mit Robert Schweichel, der verheiratet sein mußte, um die Leitung der École pratique in Lausanne, an der er Lehrer war, übertragen zu erhalten. Auf der Durchreise von Königsberg nach Lausanne wurde das junge Paar – auf der Hochzeitsreise! – am 1. Oktober 1855 auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin verhaftet und anschließend aus Preußen ausgewiesen. Elise folgte ihrem Mann Ende 1861 (nach der allgemeinen Amnestie) nach Berlin, 1863 nach Hannover, Ende 1866 nach Leipzig und zum Jahresschluß 1868 wiederum nach Berlin, wo Schweichel (bis 1883) das Feuilleton der von Otto Janke herausgegebenen „Deutschen Roman-Zeitung" übernahm, wobei Elise ihrem Mann durch Übersetzungen, Kritiken und Artikel zur Seite stand. Hier lernte sie Fanny Lewald, Carl Gutzkow, Willibald Alexis, Wilhelm Raabe, Friedrich Spielhagen u. a. kennen und wurde in Veranstaltungen des „Vereins Berliner Presse" einbezogen, dessen Vorsitz Schweichel von 1882 bis 1888 innehatte. Elise Schweichel übersetzte zwischen 1869 und 1882 15 Romane, die von Janke in 24 Bänden herausgegeben wurden.

Als Robert Schweichel im März 1883 das Feuilleton der „Deutschen Roman-Zeitung" entzogen wurde, erlangte Elise (bis etwa 1890) eine feste Anstellung als Redakteurin der Zeitschrift „Die Modewelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten", gekoppelt mit der „Illustrierten Frauen-Zeitung. Ausgabe der ‚Modenwelt' mit Unterhaltungsblatt", die 1889 in dreizehn Sprachen in einer Auflage von 480 000 Exemplaren erschien. Mit der Eigentümerin, Frieda Freifrau von Lipperheide, waren Schweichels seit 1871 bekannt. Elise empfand schließlich die achtstündige Redaktionsarbeit als „Joch" und beklagte sich pikiert: „Meine Prinzipalin [...] hat mir nach drei Wochen weder einen Besuch gemacht noch wie sonst Einladungen an uns ergehen lassen. Nur auf der Redaktion begrüßte sie mich, wobei sie sagte, daß ich unentbehrlich sei. [...] Aus der Frau und ihren Gesellschaften mach ich mir [...] herzlich wenig, und doch wurmt mich ihr Benehmen" (4. 11. 1886). Als ihre Bemühungen um eine Buchausgabe ihrer literarischen Arbeiten scheiterten, bedauerte sie: „Mich ärgert es nur, weil ich gern ein *Buch* gehabt hätte, um meiner ‚Prinzipalin' damit zu imponieren. You understand" (23. 8. 1886).

Ursula Herrmann konnte für den Zeitraum bis 1897 mindestens zwei Romane, drei Novellen und neun Erzählungen von Elise Schweichel ermitteln, die – zumeist unter ihrem Mädchennamen Langer – zuerst in der „Neuen Welt. Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk", im „Illustrierten Neue Welt-Kalender" oder in der „Neuen Zeit" erschienen. Sicher sind darüber hinaus noch eine Reihe weiterer literarischer Arbeiten entstanden, die anonym erschienen. Der Roman „Vom Stamm gerissen" (1886), mit dem sie nach Minna Kautsky „dem jungen Schweichel, dem revolutionären Feuerkopf, ein wundervolles Denkmal setzte" (S. 93), wurde u. a. im Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" (1888) und im „Vorwärts. Berliner Volksblatt" (1893) nachgedruckt. Dank der Vermittlung Wilhelm Liebknechts wurde „Vom Stamm gerissen" 1889 zur ersten selbständigen Buchausgabe eines Romans von Elise Schweichel. Doch die Autorin, die „einen anständigen Band von meinen sämtlichen Arbeiten" erhofft hatte, empörte sich über den Leipziger Verleger Friedrich Thiele, der sich widerstrebend dem Verlangen Liebknechts gebeugt hatte: „Sie können sich meinen Ärger denken [...] Der Mann scheint entsetzlich beschränkt, eine Verständigung mit ihm ist gar nicht möglich" (12. 8. 1889).

Der 1892/93 in der „Neuen Zeit" veröffentlichte Roman „Dunkle Mächte", in dem auch Motive aus der Redaktionstätigkeit von Liebknecht und Schweichel an der „Norddeutschen Allgemeinen

Zeitung" anklangen, wurde mit der Novelle „In Fesseln" 1897 in die renommierte Reihe „Kürschners Bücherschatz" (Nr. 54) aufgenommen und Elise Schweichel damit – zudem mit einem lorbeerumkränzten Porträt – als Schriftstellerin gleichsam geadelt.

Ursula Hermann hat in kriminalistischer Mühewaltung nach den schriftstellerischen Arbeiten von Elise Schweichel gefahndet – und u. E. gut daran getan, sich bei der literarischen Bewertung zurückzuhalten. Franz Mehring verteidigte 1889 „Vom Stamm gerissen" als „sozialen Roman" gegen Kritiker: „Ihre anziehende und fesselnde Dichtung atmet [...] einen sittlichen Mut, der sie wie einen leuchtenden Edelstein erstrahlen läßt" (S. 92). An der Seite ihres Mannes in „normalen" bürgerlichen Verhältnissen lebend, blieb die Sozialdemokratin Elise Schweichel literarisch überwiegend in dem ihr bekannten Lebensbereich verhaftet und vermochte schwerlich proletarisches Milieu zu gestalten. Das „Soziale" bezog sich bei ihr überwiegend auf die gesellschaftliche Stellung der Frau, die gegen ihre juristisch, sozial, wirtschaftlich und politisch entrechtete Position opponierte. Eine Konfliktlösung wie in „Dunkle Mächte", die im Selbstmord der Heldin besteht, nachdem sie ihr Kind umgebracht und zuvor den ehrlosen Vater ermordet hatte, führt an die Grenze zur Trivialliteratur. Dem sozialkritischen Roman eines Zola begegnete Elise Schweichel mit Unverständnis – sie und ihr Werk gehören einer vorangehenden Epoche an.

Für uns liegt das 19. Jahrhundert weit zurück. Es wird nicht zuletzt durch Persönlichkeiten wie Elise Schweichel erschlossen, die sich zwar in einem engen Zirkel bewegte, sich aber einen weiteren Horizont – insbesondere auch durch die Freundschaft mit August und Frieda Bebel, Wilhelm und Natalie Liebknecht – bewahrte. Immerhin: Nicht nur Minna Kautsky, sondern auch Ernst Klaar widmeten Elise Schweichel Nachrufe (S. 129–134).

Dem Verlag, der die Erstauslieferung mit Druckfehlern im Haupttitel („Schrifstellerin, Sozialdemoratin") freigab, ist anzuempfehlen, wenigstens das sonst überall übliche Namensregister anzufügen.

1 *Heinz Monz, Die Verbindung des Mainzers Paul Stumpf zu Karl Marx und Friedrich Engels. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Mainzer Arbeiterbewegung, Darmstadt 1986.*

2 *Erhard Kiehnbaum, Peter Imandt (1823–1897). Eine Biographie. Freund und Kampfgefährte von Karl Marx und Friedrich Engels – Ein vergessener Saarländer. Mit einem Vorwort von Oskar Lafontaine, Berlin 2002.*

3 *Heinrich Gemkow, Sigismund Ludwig Borkheim. Vom königlich-preußischen Kanonier zum Russland-Experten an der Seite von Marx und Engels, Berlin 2003.*

4 *Ursula Herrmann, Robert Schweichel (1821 bis 1907), Vom Vorsitzenden des Königsberger Arbeitervereins in der Revolution von 1848/49 zum Schriftsteller und Freund von Wilhelm Liebknecht und August Bebel, in: Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49. Hrsg. von Helmut Bleiber, Walter Schmidt und Susanne Schötz, Berlin 2003, S. 787–834.*

Wolfgang Schröder

HERBST, Andreas, und Hermann WEBER: **Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945.** – Berlin: Karl Dietz Verlag 2004. 992 S.

Die seit dem Zusammenbruch von 1989 uneingeschränkt zugänglichen Quellen der ehemaligen DDR-Archive haben der zeitgeschichtlichen Forschung über den deutschen Kommunismus (dieser wird in der Regel mit der KPD gleichgesetzt), trotz einer mehr oder weniger brachliegenden Arbeitergeschichtsschreibung, ohne Zweifel zu einem neuen Schub verholfen. Neben einer Anzahl von Detailstudien, viele mit lokal- oder regionalhistorischen Schwerpunkten, haben seit der Mitte der neunziger Jahre vor allem Klaus-Michael Mallmann (1996) und Eric D. Weitz (1997) sozialhistorische Untersuchungen zur Geschichte der KPD vorgelegt, die durch die Anwendung von milieutheoretischen Methodenansätzen den Kenntnisstand über die Mitgliederbasis der KPD erheblich erweitert haben. Auch die organisatorischen, z. T. paramilitärischen Substrukturen (z. B. M-, Z- und Nachrichtenapparat, Rotfrontkämpferbund) oder die kultur- und sozialpolitischen oder gewerkschaftlichen Vorfeldverbände der KPD, einschließlich ihrer Praxisfelder (Presse- und Publikationstätigkeit, Kommunalpolitik, Gewerkschafts- und Parlamentsarbeit sowie ihre insurgierenden Aktivitäten), sind längst über die Grundzüge hinaus bekannt. Dies trifft ebenfalls zu für die mannigfaltigen Abspaltungen und Zusammenschlüsse am „rechten", „linken" bzw. „ultralinken" Rand der Partei oder jenseits ihrer unmittelbaren organisatorischen Zusammenhänge (Arbeiterunionen,

Kommunistische Arbeiter-Partei, Kommunistische Arbeitsgemeinschaft, Entschiedene Linke, Leninbund, Kommunistische Partei Deutschlands [Opposition], „Nationalbolschewisten" usw.), die mittlerweile ihre jeweiligen Chronisten gefunden haben. Auch der Verfolgung in beiden Diktaturen, dem Widerstand und Exil der deutschen Kommunisten haben sich eine ganze Anzahl von Projekten gewidmet. Mit der vorliegenden Veröffentlichung steht der Forschung nunmehr ein umfangreiches biographisches Handbuch über die führenden Funktionäre der Weimarer KPD und des kommunistischen Widerstands zur Verfügung, welches eine personelle Schnittstelle dieser verschiedenen Themenbereiche ausfüllt.

Im Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit gilt der Kommunismus spätestens seit dem Zusammenbruch der „realsozialistischen" Ostblockstaaten als gescheiterte Bewegung, die ihm zugrundeliegenden Ideen diskreditiert durch die totalitäre Herrschaftspraxis jener Systeme, die sich auf ihn beriefen. Doch die eigentliche Tragik des Kommunismus im 20. Jahrhundert besteht darin, daß seine Parteigänger nicht nur aufgrund ihres zumeist kompromißlosen Einsatzes für die Ziele ihrer Bewegung ins Fadenkreuz ihrer Gegner gerieten, sondern daß die kommunistischen Parteien ihre oftmals treuesten Anhänger selbst terrorisierten und ermordeten. Keine andere gesellschaftliche Gruppe hatte in einem solchen Ausmaß sowohl unter den Verfolgungen durch den Nationalsozialismus bzw. Rechtsextremisten als auch unter den stalinistischen „Säuberungen" in der Sowjetunion zu leiden wie gerade die Exponenten der Weimarer KPD. Der Gesamtblick auf die in dem vorliegenden Band versammelten 1400 Lebensläufe kommunistischer Parteifunktionäre zeigt, daß davon in den dreißiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mehr als 400 Personen auf gewaltsame Weise ums Leben kamen. Während mindestens 222 von ihnen entweder schon in der Weimarer Republik den Freikorps, später den faschistischen Interventionstruppen oder den Verfolgungsorganen des NS-Regimes zum Opfer fielen, reicht die Zahl der 178 im sowjetischen Exil getöteten Flüchtlinge fast an die von „rechter" Seite getöteten Personen heran.

Dem biographischen Hauptteil des Bandes vorangestellt ist eine Einleitung, die eine komprimierte Kurzdarstellung der KPD in der Weimarer Republik und im Widerstandskampf 1918 bis 1945 ausbreitet. Daran schließen sich einige Ausführungen über die Typologien der Parteiführer, zur sozialen Zusammensetzung sowie zu den Strukturveränderungen des Funktionärskörpers an. Ein umfangreicher Anhang enthält detaillierte Angaben über die Parteitage der KPD, einschließlich der daran teilnehmenden Delegierten, eine Aufstellung, welche die Struktur der Bezirke, die Polleiter und Orgleiter von 1919 bis 1933 erfaßt, und Listen, in denen die Wahlergebnisse der KPD im Reichstag, in den Landtagen und den Bürgerschaften in den Jahren 1920 bis 1933 sowie die gewählten Abgeordneten aufgeführt werden.

Einige kurze Erläuterungen machen die Autoren über die Aufnahmekriterien der porträtierten Personen. Anstatt für die Erhebung die Hauptamtlichkeit eines Funktionärs unter Berücksichtigung eines bestimmten Beschäftigungszeitraums auszuwählen (1927 waren dies immerhin 2348 Personen), haben Herbst und Weber eine Reihe von mehr als zwanzig unterschiedlichen Funktionen und Ämtern erfaßt, darunter die Teilnahme am Gründungsparteitag Ende 1918, die Zugehörigkeit zum Zentralkomitee oder die Kandidatur dafür, die Tätigkeit als Redakteur eines KPD-Organs, die Funktion als Parlamentarier im Reichstag oder in den Landtagen sowie die Tätigkeit als Spitzenführer in den Massenorganisationen und die Funktion in M-, Z- oder Nachrichtenapparat. Dürfte damit ein großer Teil der hauptamtlichen Funktionäre herausgefiltert sein, sind zusätzlich mehr als zwanzig der Partei angehörige oder mit ihr sympathisierende prominente Künstler, Ärzte, Intellektuelle und Schriftsteller aufgenommen worden, so z. B. Beispiel John Heartfield, George Grosz, Wilhelm Reich, Dr. Friedrich Wolf, Heinrich Vogeler oder etwa die beiden „Sozialrebellen" Max Hoelz und Karl Plättner, letztere zumindest offiziell ohne höhere Parteifunktion.

Den Hauptteil des voluminösen Bandes bilden mit 850 Seiten selbstverständlich die 1400 biographischen Einträge, die personenbezogene Daten über den Geburtstag, den Familienhintergrund, den Schul- oder Studienabschluß bzw. den Ausbildungsberuf und den ausgeübten Beruf enthalten. Angaben über den Gewerkschafts- und Parteibeitritt, die dort ausgeübten Funktionen und die Zugehörigkeit zu innerparteilichen Fraktionen erlauben Rückschlüsse auf die individuelle politische Sozialisation. Über Widerstand, Exil, Verfolgung, Haft und Urteile sowie über die Todesumstände finden sich kurze Hinweise. Für die Jahre nach 1945 werden die Parteizugehörigkeit, die Funktionen, die wichtigsten Veröffentlichungen und Ehrungen aufgezeigt. In Einzelfällen werden die biographischen Artikel durch Verweise

auf weiterführende (auto)biographische Literatur ergänzt. Die Beiträge variieren zwischen einer Fußnotenlänge und mehrseitigen Kurzartikeln und vermitteln in komprimierter Form alle relevanten Informationen über die politischen Lebensläufe der Porträtierten. Als Quellengrundlage dienen – außer der gedruckten Primär- und Sekundärliteratur – Aktenmaterialien aus zahlreichen Archiven, angefangen vom Bundesarchiv bis hin zu den Landes- und Staatsarchiven. Die Stadtarchive sind ebenso wie zahlreiche Forscherkollegen in schriftlicher Form konsultiert worden.

Im Kontext stets präsent sind die Thesen aus der 1969 erschienenen Dissertation Hermann Webers über die „Stalinisierung" der KPD, in der er eine zunehmende Abhängigkeit von der Kommunistischen Internationale bei einer gleichzeitig fortschreitenden Entdemokratisierung der Partei zu einem monolithischen, hierarchisierten Apparat konstatierte. Wie eng die Grenzen der politikwissenschaftlichen Forschung sind, zeigten spätestens die Befunde der sozialhistorischen Studien, die den Kommunismus als soziale Bewegung untersuchten und dabei eine weitergehende Autonomie der Mitgliederbasis entdeckten als gemeinhin unterstellt. Im Zusammenhang mit dem Basis-Überbau-Schema innerhalb der Partei besonders interessant ist deshalb die Analyse der Charakterdispositionen eben jenes Funktionärskörpers, der als personeller „Transmissionsriemen" bei der Umsetzung der ideologischen Vorgaben fungierte. Herbst und Weber entwerfen eine Typologie, die die Akteure als „aufrechte Idealisten", „integre Personen" aber auch als „allerlei fanatische Revoluzzer, kompromißlose Radikalinskis, verwegene Abenteurer, korrumpierte Egoisten, rücksichtslose Gewaltmenschen und zynische Karrieristen und selbst brutale Rabauken" (S. 29 f.) erfaßt. Nun sagen derart simple Klassifizierungen für sich genommen recht wenig aus. Karrieristen, Idealisten und Kämpfernaturen waren (und sind) auch in anderen Parteien kein unbekanntes Phänomen. Selbst der sozialdemokratische Reichsbannerkamerad wird zum Schutze der Republik schon mal kräftig gegen rechts oder links ausgeteilt haben. Seinen paramilitärischen Kontrahenten fehlte es sicher ebenfalls nicht an hehren Motiven. Bei der Lektüre der Kurzbiographien zeigt sich indes, daß die wiederholten und abrupten Kursänderungen der KPD den Funktionären enorme Anpassungsleistungen abforderten. Insofern bereitete die den „Parteiarbeitern" abverlangte Parteidisziplin den autoritätsfixierten Persönlichkeitsstrukturen gewiß weniger Schwierigkeiten als den unabhängigen und kritischen Charakteren, die sich ihr eventuell sogar gänzlich verweigerten.

Insgesamt zeigt die soziale Zusammensetzung des Führungskorps, daß die Partei mehrheitlich von relativ jungen Aktivisten aus proletarischen Verhältnissen geleitet wurde, die oftmals bereits in der Vorkriegssozialdemokratie oder/und den Gewerkschaften sozialisiert und später durch die Erlebnisse während des Ersten Weltkriegs nachhaltig radikalisiert worden waren. Die älteren aus Arbeiterfamilien stammenden Kader waren zum Teil durch lange Wanderschaften, oft über die Grenzen hinaus, kosmopolitisch geprägt und besaßen in der Mehrzahl langjährige Erfahrungen im hauptamtlichen Apparat. Für die unter den höheren Spitzenfunktionären stärker vertretenen Angestellten und Intellektuellen waren die Teilnahme am Weltkrieg oder die Erlebnisse an der „Heimatfront" gleichermaßen einschneidende Erfahrungen, die einen Radikalisierungsschub auslösten. Die durch das Kriegserlebnis erfolgte Radikalisierung der Facharbeiter führte meist 1920 über die USPD in die Vereinigte Kommunistische Partei, während sich die eben erst politisierten Angehörigen aus der Mittelschicht ohne organisatorische Vergangenheit in der Arbeiterbewegung meist ohne Umwege direkt der KPD anschlossen. Von der Spitze bis zur Basis der Partei überwog das maskuline Element. Der Gesamtanteil der weiblichen Mitglieder ist mit ca. 17 Prozent als eher gering einzustufen, wobei dieser ohnehin schmale Basisanteil von lediglich rund 9 Prozent ihrer Geschlechtsgenossinnen (129 von 1400 Personen) innerhalb des gesamten Führungskorps repräsentiert wurde. Unterproportional vertreten waren die weiblichen Funktionäre auch in den höchsten Spitzengremien (7 von 60 Personen).

Fraktionskämpfe, der Zwang zur Unterordnung unter die jeweils dominierenden Parteilinien und die damit verbundenen Rituale der Unterwerfung und Selbstkritik nach der Ausschaltung der innerparteilichen Demokratie führten aufgrund zahlreicher Ausschlüsse und einiger Austritte zu einer außerordentlich hohen Fluktuation unter den Kadern. In einer solchen Situation gewährleistete, so die Autoren, das bloße materielle Interesse der Existenzsicherung, also die berufliche Abhängigkeit, die Kohärenz des Führungskorps. Immerhin waren 1927 von den 140000 Mitgliedern 2348 Personen direkt bei der KPD beschäftigt. Hinzu kamen 3736 Kommunisten, die entweder bei Konsumgenossenschaften oder Sowjetinstitutionen in Deutschland arbeiteten und ihren

Arbeitsplatz somit der Partei verdankten. Die im KPD-Führungsapparat relativ häufig anzutreffenden Akademiker bewahrten sich offenbar eher eine kritische Distanz und verhielten sich insofern verhältnismäßig nonkonformistisch. Von den 62 promovierten Funktionären wurden immerhin 26 Personen (40 Prozent) ausgeschlossen oder verließen die KPD. Überdies kam ein Drittel von ihnen auf gewaltsame Art ums Leben: fünf Führer durch den Hitlerterror, vier schon in der Frühphase der Partei sowie elf Funktionäre in den Stalinschen Säuberungen.

Die in der jahrelangen Parteiarbeit erfahrenen Prägungen wirkten nachhaltig: von den 821 Funktionären, die den Krieg überlebten, stieß etwa die Hälfte, nämlich 418, zur SED-Nomenklatur. Weitere 99 Personen gehörten der bundesrepublikanischen KPD an. Andererseits zogen sich aber auch 195 Personen völlig aus der organisierten Politik zurück. 85 Personen wechselten zur SPD; 17 verblieben bei der rechtskommunistischen Gruppe Arbeiterpolitik, 7 tauchten in anderen Gruppierungen auf. Darunter die schillernde Figur und Ausnahmeerscheinung Albert Walter (1885 bis 1980). Der ehemalige Generalsekretär der Internationale der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer wandte sich nach seiner Entlassung aus dem KZ Fuhlsbüttel dem Nationalsozialismus zu und schloß sich 1948 der rechtsradikalen Deutschen Partei an, für die er 1953 in den Bundestag einzog.[1]

Leider haben die Autoren bei der Auswertung der zweifelsohne mit immenser Akribie und Aufwand recherchierten Informationen auf sozialstatistische Methoden verzichtet. In eine Datenbank integriert, hätte dieses Material – über Abfragefunktionen erschlossen – tiefergehende Einblicke in die soziale Zusammensetzung der Weimarer KPD ermöglicht. Ein solcher kollektivbiographischer Datenpool könnte aggregiertes Zahlenmaterial erzeugen, das sozialhistorisch bedeutsame Fragen nach den Herkunftsmilieus der KPD-Funktionäre, ihren Beitrittswegen, den Kriterien der Rekrutierung des hauptamtlichen Personals, den Karriereverläufen oder den Verfolgungsschicksalen zu beantworten hilft. Zu einem korrelierenden Verfahren haben sich die beiden Autoren jedoch nicht entschlossen, sondern es statt dessen beim schlichten Auszählen ihrer Klientel belassen. Trotz der konventionellen Herangehensweise sind die Ergebnisse jedoch durchaus beachtlich. Bei der von Herbst und Weber vorgelegten Kollektivbiographie deutscher Kommunisten handelt es sich um ein detailgesättigtes, mit großem Aufwand recherchiertes Werk, das eine Fülle von Informationen bereithält und sich daher für die zukünftige Forschung zu einem wichtigen Hilfsmittel entwickeln wird. Die eine oder andere noch bestehende biographische Leerstelle wird sich vielleicht für eine nächste Auflage füllen lassen.[2]

1 *Hatte Albert Walter bereits seit 1937 der Gestapo zugearbeitet, exponierte er sich 1939 durch die Publikation der NS-Propagandaschrift „Der englische Krieg und die deutschen Arbeiter". Ausweislich der Akten gehörte Albert Walter übrigens im Oktober 1931 der KPD-Fraktion des Reichstags an. Vgl. Mitteilung der Polizeibehörde Hamburg, Abt. II, v. 27. 10. 1931, in: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA, Rep. 120c XVII 3, Nr. 92, Bd. I, Bl. 374.*

2 *Bei dem auf Seite 667 porträtierten vormaligen Breslauer Angestellten des Deutschen Transportarbeiterverbandes (DTAV) und Delegierten des KPD-Gründungsparteitags Robert Schlich handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Robert Schlisch (geb. 1875), seit 1919/20 Funktionär des vom DTAV abgespalteten syndikalistischen Verbands der Binnenschiffer (VdB) und seit 1922 Geschäftsführer der Berufsföderation der Kommunal- und Verkehrsarbeiter innerhalb der Freien Arbeiter Union Deutschlands (Anarchosyndikalisten). Schlisch, einer der rührigsten Anarchosyndikalisten in Oberschlesien, löste den VdB am 30. Juni 1933 auf und war seitdem anscheinend keinen Verfolgungen ausgesetzt. Robert Schlisch kam im Frühjahr 1945 bei den Kriegshandlungen in Breslau ums Leben.*

Hartmut Rübner

OLIWA, Theodor: **Paul Löbe. Ein sozialdemokratischer Politiker und Redakteur. Die schlesischen Jahre (1875–1919)** (= Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte, Bd. 30). – Neustadt an der Aisch: Verlag Degener 2003. 344 S.

August Bebel, Rosa Luxemburg, Philipp Scheidemann, Friedrich Ebert, Herbert Wehner, Willi Brandt – das sind die Namen prominenter Sozialdemokraten, die auch heute noch einen hohen Bekanntheitsgrad haben. Aber wer kennt noch den Mann, der in seinem langen Leben mit all diesen Genannten in Verbindung stand und selbst zu einem der bedeutendsten sozialdemokratischen Politiker Deutschlands im 20. Jahrhundert

avancierte? Die Rede ist von dem inzwischen weitgehend in Vergessenheit geratenen schlesischen Sozialdemokraten und langjährigen Reichstagspräsidenten Paul Löbe (1875–1967).

Wie kaum ein anderer Politiker hat Löbe in seinem langen Leben die Höhen und Tiefen deutscher Geschichte intensiv erfahren. Seine Karriere beginnt in der Breslauer SPD der Kaiserzeit, findet ihren Höhepunkt in der Weimarer Zeit, erfährt einen jähen Absturz in der Zeit des Nationalsozialismus und erlebt eine bescheidene Renaissance in den frühen Jahren der Bundesrepublik Deutschland. Beindruckend ist schon allein die Zahl der Ämter und Funktionen, die Löbe in seiner politischen Laufbahn ausübte – und dies, obwohl er sich nie danach gedrängt hatte: Chefredakteur der wichtigsten schlesischen sozialdemokratischen Zeitung, Breslauer Stadtverordneter, Reichstagsabgeordneter, Mitglied des SPD-Parteiausschusses, Reichstagspräsident, Alterspräsident des ersten Deutschen Bundestages, Vorsitzender des Deutschen Rates der Europäischen Bewegung und Präsident des Kuratoriums Unteilbares Deutschland.

Sicherlich waren es in erster Linie die Jahre als Reichstagspräsident der Weimarer Republik, die Löbe damals einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machten. Insbesondere auf sein Wirken in dieser Zeit beziehen sich einige wenige bisher vorliegende Aufsätze und Beiträge, die sich zudem eher durch Wiederholung bekannter Fakten (vergleicht man die durchaus verdienstvollen biographischen Kurzdarstellungen von Helmut Neubach miteinander) denn durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse auszeichnen. Daher ist es dem Autor der vorliegenden Studie als großes Verdienst anzurechnen, daß er sich dieser umfangreichen biographischen Materie mit aller Gründlichkeit angenommen hat. Aufbauend auf seiner Magisterarbeit, die sich bereits 1994 mit dem Leben Paul Löbes beschäftigte, wendet sich der Autor in seiner Dissertation den „schlesischen Jahren" dieses Vollblutpolitikers zu, ohne die seine spätere Stellung in der SPD und die Krönung seines Politikerlebens durch die Reichstagspräsidentschaft nicht zu verstehen sind. Diese frühen Jahre lagen bisher überwiegend im dunkeln und wurden durch akribische Recherche ans Licht geholt.

Erschwert wurde die ohnehin komplizierte Spurensuche durch die problematische Quellenlage. Der größte Teil der Löbeschen Korrespondenz und Aufzeichnungen ging im Verlauf des Zweiten Weltkrieges verloren, die zahlreichen im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn befindlichen Materialien hingegen datieren fast ausschließlich aus der Zeit nach 1945. Von Nachlaßsplittern in verschiedenen Archiven und einigen wenigen persönlichen Aufzeichnungen und Publikationen Paul Löbes abgesehen, hat der Autor neue Informationsquellen erschlossen, um zum vorliegenden Ergebnis zu kommen. Einen schier unerschöpflichen Fundus liefern die vom Autor lückenlos ausgewerteten Ausgaben der Breslauer sozialdemokratischen Tageszeitung „Volkswacht für Schlesien", für die Löbe lange Zeit als Chefredakteur tätig war und von 1891 bis 1933 eine kaum überschaubare Anzahl von Artikeln schrieb. Dazu kommen Beiträge für den „Vorwärts", die Thüringer „Tribüne" und seit 1946 für den „Telegraf", die neben der „Sammlung Personalia Paul Löbe" im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn das Bild vervollständigen. Aus all diesen Mosaikteilchen hat der Autor in minutiöser Kleinarbeit die Persönlichkeit Löbes und sein politisches Wirken in der schlesischen SPD bis zu seiner Wahl zum Reichstagspräsidenten zu rekonstruieren versucht. Darüber hinaus und durchaus gewollt ist so auch eine Darstellung über die Entwicklung der Sozialdemokratie nicht nur in Breslau, sondern auch in der gesamten preußischen Provinz Schlesien bis zum Ende des Kaiserreichs entstanden. Und das Resultat kann sich sehen bzw. lesen lassen.

In vielerlei Hinsicht kann man Löbes Lebenslauf als typisch für so manche sozialdemokratische Führungspersönlichkeit jener Zeit ansehen. Aufgewachsen in einem verarmten Proletarierhaushalt, absolvierte er eine Lehre zum Buchdrucker, trat in die Gewerkschaft ein und wurde Mitglied der SPD. Die Wanderjahre führten ihn durch ganz Deutschland sowie nach Österreich-Ungarn und Italien, seine ersten gewerkschaftlichen und politischen Erfahrungen sammelte er im thüringischen Ilmenau, bevor er Anfang 1899 seine einflußreiche Tätigkeit als Redakteur bei der Breslauer „Volkswacht" begann. Sie ließ ihn schon bald zum führenden SPD-Politiker der Stadt und daraufhin der gesamten Provinz Schlesien aufsteigen, der am Aufschwung der schlesischen Sozialdemokratie maßgeblich beteiligt war.

Detailliert zeigt der Autor auf, wie die großen innerparteilichen Auseinandersetzungen und Richtungskämpfe der Sozialdemokratie in der wilhelminischen Zeit gerade auch in Breslau ihren Niederschlag fanden und welche bedeutsame Rolle Löbe hierbei spielte. Im Revisionismusstreit wurde er zu einem der wichtigsten Fürsprecher der Positionen Eduard Bernsteins, der in seiner

bahnbrechenden Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" den fast schon naiven Glauben an den „naturnotwendigen" Zusammenbruch des Kapitalismus erschüttert hatte. Unter dem maßgeblichen Einfluß Löbes war Bernstein im November 1901 zum Nachfolger des verstorbenen Reichstagsabgeordneten für den Wahlbezirk Breslau-West, Bruno Schönlank, gewählt worden. Wie Bernstein so sprach sich auch Löbe für eine Anpassung der marxistischen Theorie an die politischen Realitäten aus und befürwortete einen Weg der kleinen Schritte auf dem Weg zum Sozialismus. Anfangs noch in einer Minderheitenposition gelang es Löbe nach der spektakulären Abrechnung Bebels mit Bernsteins Theorie auf dem Dresdner SPD-Parteitag im Jahre 1903 doch zunehmend, den revisionistischen Vorstellungen in Breslau zum Durchbruch zu verhelfen.

Auch in der Debatte über das politische Kampfinstrument des General- bzw. Massenstreiks wuchs Löbe eine wichtige Rolle zu. Die Vorstellung, politische Ziele durch allgemeine Arbeitsniederlegung zu erreichen oder bereits erkämpfte Rechte damit zu verteidigen, übte auf viele Sozialdemokraten der damaligen Zeit eine faszinierende Wirkung aus, die unter dem Eindruck der russischen Revolution noch verstärkt wurde. Löbe hoffte, den Massenstreik in erster Linie als Waffe im Kampf gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht einsetzen zu können und trat zunächst offensiv für ihn ein. Im Jahre 1912 mußte allerdings auch er sich ernüchtert eingestehen, daß die praktischen Voraussetzungen und die Bereitschaft der Arbeiter für einen Massenstreik in Deutschland denkbar ungünstig waren.

Seit 1898 forderte Löbe immer wieder eine Reform der sozialdemokratischen Parteiorganisation, da sich das in der Zeit des Sozialistengesetzes bewährte informelle Vertrauensmännersystem inzwischen überlebt hatte. Er plädierte für dessen Abschaffung, eine stärkere Zentralisierung der Partei nach dem Vorbild der freien Gewerkschaften und die Einführung von Mitgliedsbeiträgen. Die Parteitage in Essen 1907 und in Leipzig 1909 trugen diesen auch von vielen anderen namhaften Sozialdemokraten geäußerten Vorstellungen Rechnung und etablierten eine gänzlich neue Parteistruktur.

Wie die überwältigende Mehrheit der deutschen Sozialdemokraten unterstützte auch Löbe nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges die Burgfriedenspolitik der Parteiführung und die damit verbundene Bewilligung der Kriegskredite. Dabei ließ er sich aber keineswegs von patriotischer Begeisterung leiten, sondern von der Überzeugung, daß das deutsche Reich vor allem durch das zaristische Rußland bedroht werde und einen Verteidigungskrieg führe. Außerdem erwartete er gewissermaßen als Belohnung für das Entgegenkommen von Partei und Gewerkschaften politische und soziale Gegenleistungen von der Regierung und den „Herrschenden" in der Nachkriegszeit.

Es ist wohl in erster Linie Löbes umsichtigem und besonnenem Handeln zuzuschreiben, daß die Revolution in Breslau unblutig und ohne größere Unruhen verlief. Mit einer bemerkenswerten Rede in der Breslauer Jahrhunderthalle gelang es Löbe, die erhitzten Gemüter zu beruhigen und die allgemeine Ordnung einigermaßen aufrechtzuerhalten. Zwar kam es zu vereinzelten Plünderungen, doch konnten auch diese nach der Installation des Volksrates, der sich zunächst der dringlichsten Aufgaben Sicherheit und Verkehr annahm, weitgehend abgestellt werden. Nachdem die Lage in Breslau geklärt war, setzte Löbe die Umwandlung des Volksrates zum Zentralrat für Schlesien durch, um sich verstärkt den Problemen der gesamten Provinz zuzuwenden und die Demokratisierung gewaltlos aber stetig voranzutreiben. Es wird allerdings auch deutlich, daß Löbe zwar mit seiner zupackenden Politik in Niederschlesien großen Erfolg hatte, die Situation in Oberschlesien ihm aber aufgrund der dortigen ethnischen Auseinandersetzungen zunehmend entglitt.

Fazit: Nach Lektüre der vorliegenden Studie kann und darf die Bedeutung Löbes in der schlesischen und deutschen Sozialdemokratie kaum mehr unterschätzt werden. Spannung dürfte auch die Untersuchung des weiteren Lebensweges dieses Ausnahmepolitikers versprechen.

Reinhard Krämer

HEXELSCHNEIDER, Erhard: **Rosa Luxemburg und die Künste** (= Rosa-Luxemburg-Forschungsberichte, H. 3). – Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2004. 230 S.

In seiner Monographie untersucht der Slawist Erhard Hexelschneider das Verhältnis von Rosa Luxemburg zu den einzelnen Künsten und insbesondere das zur Literatur.

Nach einem kurzen und sehr präzisen Forschungsüberblick, der gekonnt den Widerspruch zwischen marxistischer Weltanschauung und

künstlerisch, ästhetischer Rezeption und eigenem Schaffen in der Person Rosa Luxemburg und der Rosa-Luxemburg-Forschung herausarbeitet und historisch und teilweise biographisch einbettet, widmet sich der Autor ihrem Verhältnis zu den einzelnen Künsten. Das faszinierende Kapitel über ihr Verhältnis zur Musik beschreibt sehr genau das Motiv der Erkenntnissuche und der Wahrnehmung des Eigenen und des Anderen in musikalischen Werken, was der Autor durch hervorragend gewählte Zitate Rosa Luxemburgs belegt. Gleiches läßt sich über die vier folgenden Kapitel des zweiten Teils sagen, die ihr Verhältnis zur bildenden Kunst und das in zwei Kapitel unterteilte zur Literatur und das zur polnischen Kultur darstellen. Hier jedoch nutzt der Autor die Möglichkeit, das eigene Schaffen Rosa Luxemburgs in diesen Künsten hinzuzuziehen, wobei er die Motivation Rosa Luxemburgs zur Malerei als „Entspannung und Ästhetik in einem" (S. 40) beschreibt, und der Eigenwahrnehmung, die als Motivation Lernen und Verstehen und Zufriedenheit angibt, gegenüberstellt. Die aufgrund der schlechten Quellenlage schwierige Rekonstruktion des Leseverhaltens Rosa Luxemburgs ist beeindruckend. Ihr Verhältnis zur Literatur und Belletristik, zu den konkreten Büchern, zum Vorlesen wird präzise herausgearbeitet. In seiner Untersuchung über sie als Autorin betont Hexelschneider u. a. die prophetische Kraft ihrer kindlichen lyrischen Werke und schildert detailliert ihr Verhältnis zu Schriftstellern und Schriftstellerinnen und ihr widersprüchliches Verhalten in bezug auf das Rezensieren lyrischer Werke. Die im folgenden Unterkapitel „Sprachkenntnisse und Stil" aufgezeigten Begabungen Rosa Luxemburgs in Eigen- und Fremdwahrnehmung sind hochgradig interessant, wobei es der Linguistin verziehen werden möge, daß sie bestreiten muß, daß Polnisch die Muttersprache Rosa Luxemburgs sein kann, denn jede kodifizierte Nationalsprache ist die erste Fremdsprache, die ein Kind, welches in einem umgangssprachlichen Dialektkonglomerat aufwächst, zu lernen hat. Die in ihren Briefen immer wieder auftauchenden jiddischen Begriffe, die Hexelschneider ebenfalls anführt, geben meiner Meinung nach einen weiteren Hinweis auf ihre Muttersprache und vermögen den Widerspruch der eigenen und fremden Wahrnehmung dialektisch zu lösen und Identität zu (re)konstruieren.

Im folgenden Kapitel werden die Urteile Rosa Luxemburgs über die von ihr gelesenen Bücher dargestellt. Auch hier wird ihr Unverständnis für die Moderne und die Avantgarde, welches Hexelschneider schon bezüglich der Malerei zeigte, wieder deutlich. Ihrer Auseinandersetzung über das Verhältnis von Mensch und Arbeit, die Hexelschneider exemplarisch an ihren Urteilen über Zola und Tolstoi erwähnt, hätte meiner Meinung nach etwas mehr Beachtung geschenkt werden können. Sehr gelungen ist aber das folgende Unterkapitel, das ihr Verhältnis zu deutschen Schriftstellern darstellt und mit ihren Freundinnen und Kommilitoninnen sowie mit der Geschlechterfrage verwebt. Auf dem gleichen hohen Niveau befindet sich das letzte Kapitel des zweiten Teils, das ihrem Verhältnis zur polnischen Kultur – exemplarisch an Adam Mickiewicz und seinem Werk dargestellt – gewidmet ist. Dieses Verhältnis, welches Hexelschneider mit ihren Worten als „leidenschaftlich" kennzeichnet, wird von ihm sehr detailliert beschrieben. Er verweist u. a. auf ihre Wahl eines Pseudonyms, die Schnelligkeit, mit der sie an ihrem Festschriftartikel arbeitete, ihr nicht biographisches sondern historisches Herangehen an Mickiewicz und verbindet diese Phänomene äußerst gekonnt mit den Widersprüchen einer Internationalistin und bürgerlichen Marxistin. Jedoch treffen wir auch in diesem Kapitel auf die Annahme ihrer polnischen Muttersprache.

Den dritten Teil seiner Arbeit bildet eine Untersuchung ihres Verhältnis zu den Russen und Rußland. Jedoch näherte sie sich dem, wie Hexelschneider zeigt, lediglich über die Literatur und nicht über andere Künste an. Über den Umweg, ihre Einstellungen zu anderen Nationalliteraturen zu rekonstruieren, arbeitet er ihre Wahrnehmung der russischen Literatur heraus und widmet sich dieser dann in zunächst chronologischer Reihenfolge. Er zeigt ihre Defizite bzw. ihr Desinteresse für die russische Literatur vor dem 18. Jahrhundert und verbindet dies mit ihrer Einordnung dieser Epochen als „kulturlos". Größe erreicht die russische Literatur für sie, wie Hexelschneider zeigt, erst mit den Autoren und den Werken Alexander Puschkins und Michail Lermontows. Die im Kapitel „Die Sicht auf das 19. Jahrhundert" von Hexelschneider aufgezeigten Verbindungen zwischen Rosa Luxemburg, ihren Interessen an russischen Autoren und deren Werken und ihre Auseinandersetzung mit diesem Interesse anhand der Begriffe „Kindheit", „Backfisch" und „Adoleszenz" sind beeindruckend. Auch die Einordnung ihres Uspenski-Nekrologs und ihrer Einstellung zu den Volkstümlern als Weiterentwicklung und gleichzeitige Wiederholung der Mickiewicz-Festschrift gelingt Hexelschneider ohne Mühe.

Anhand von Lew Tolstoi, Fjodor Dostojewski und Maxim Gorki zeigt er abermals die Verbindungen zwischen Rosa Luxemburgs Liebe und Bewunderung für diese Männer und deren Werke und ihrer politischen Analyse auf. Auch zeigt er, daß für Rosa Luxemburg hier grade keine Nationalliteratur vorlag, sondern daß sie sich auf der Suche nach dem Allgemein-Menschlichen befand, während sie als analytische Marxistin von der historischen Notwendigkeit der zeitgenössischen Gesellschaft überzeugt war (S. 119), welche sie und auch die Schriftsteller in ihrer Isolation nicht zu ertragen scheinen. Das dritte Kapitel dieses Teils ist ihrer Beziehung zu Wladimir Korolenko gewidmet. Auch hier treffen wir den Begriff der Liebe, wenn die Beziehung von Rosa Luxemburg zu Korolenko und seinem Werk beschrieben wird. Außerdem arbeitet Hexelschneider deutlich das biographische Interesse Rosa Luxemburgs an Korolenko anhand seines Hauptwerks „Die Geschichte meines Zeitgenossen", seiner leicht verfremdeten Biographie, heraus. Geradezu tragisch erscheint vor diesem Hintergrund, daß Rosa Luxemburg lediglich den ersten Band, der bis zum Abschluß des Gymnasiums reicht, erleben konnte, denn wie Hexelschneider mit einem Zitat von Hetmann andeutet, scheint Korolenko für Rosa Luxemburg in manchem eine Spiegelung ihrer Selbst zu sein (S. 136).

Den vierten Teil schließlich bildet die Rekonstruktion ihres Übersetzungsprozesses des ersten Bandes der Korolenko-Biographie und der von ihr darüber verfaßten und erhalten gebliebenen Reflexionen. Hexelschneider entwirft ein komplexes Bild der Geschichte der Übersetzungstätigkeit im Gefängnis, welches aus den Schwierigkeiten des Übersetzungsprozesses, ihren Arbeiten für die Frauenzeitschrift „Die Gleichheit" und der Frage der Entlohnung ihrer Übersetzung bzw. den Schwierigkeiten, mit denen sie sich konfrontiert sah, als sie ihre Arbeitskraft verkaufen wollte bzw. mußte, bestand. Wie Hexelschneider detailliert darstellt, übersetzte sie erstmalig die Kapitel „Pansion" [Das Pensionat] und „Uljanickij i 'kuplennye mal'čiki'" [Herr Uljanizki und die ‚gekauften Knaben'], während sich gleichzeitig Personen aus ihrem Umfeld mit der Verlagsuche beschäftigten und schließlich in Paul Cassirer einen Verleger fanden. Die durch die Haft erschwerten Arbeitsbedingungen, ihre Eile und Unermüdlichkeit, das Leiden unter schlechter Qualität, ihre Schwierigkeiten mit dem Kapitel „Smert' otca" [Der Tod des Vaters], ihre Identifizierung mit ihrer Übersetzungsarbeit und ihr Charakterwandel werden von Hexelschneider sehr plastisch geschildert. Die Tragik, daß sie die Veröffentlichung nicht erleben konnte und den Lohn ihrer Arbeit nie erhalten hat, versteht gewiß nicht jeder.

Hexelschneider schließt dieser Geschichte zwei weitere Kapitel und einen fünften und sechsten Teil als Anhang an. Zunächst: „Die Übersetzerin und ihre Prinzipien – Eigene Beobachtungen". Hier wird der Begriff der Qualität einer bzw. dieser Übersetzung diskutiert. Auch hier nähert sich Hexelschneider durch das Nachzeichnen der an der Diskussion mit ihren Lektoren exemplarisch dargestellten Frage der adäquaten Übersetzung des Sprichwortes „tolkuj bol'noj pod lakarem" [Belehre, Kranker den Medikus (nicht)] (S. 172) dem gleichen dialektischen Problem und diskutiert ihre mehrsprachigen Qualitäten. Gleiches läßt sich auch bei den nachfolgenden Illustrationen verschiedener Versionen eines Abschnittes der Korolenko-Übersetzung feststellen. Das letzte Kapitel ist der Einleitung der Korolenko-Übersetzung gewidmet, welche Hexelschneider als ein sehr persönliches Dokument klassifiziert und dem er sich durch das Nachzeichnen literaturkritischer und politischer Diskussionen annähert.

Der fünfte Teil „Die Druck- und Rezeptionsgeschichte der Luxemburg-Übersetzung" beginnt mit der Geschichte des Aufeinandertreffens Rosa Luxemburgs mit Tilla Durieux und den rätselhaften Worten und Leseempfehlungen, die Rosa Luxemburg ihr auf den Weg gab, woran Hexelschneider die Publikationsgeschichte der Korolenko-Übersetzung anschließt. Im sechsten Teil, dem Anhang, widmet Hexelschneider sich der Frage, ob Rosa Luxemburg das „Lied von der roten Fahne" und andere ursprünglich jiddische Lieder der Arbeiterbewegung übersetzt haben könnte.

Kritisch anmerken – neben der Muttersprachenfrage – ließe sich lediglich, daß der Autor ihren biographischen Weg nicht weit genug zurück beschreitet. Dennoch: Ein ausgezeichnetes, spannendes und sehr lesenswertes Buch!

Jessica Scharnberg

Le milieu intellectuel de gauche en Allemagne, sa presse et se réseaux (1890–1960) = Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890–1960). Hrsg. von Michel GRUNEWALD in Zusammenarbeit mit Hans Manfred BOCK (= Convergences, Bd. 24). – Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2002. XII, 714 S.

Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et se réseaux (1890–1960) = Das konservative Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890–1960). Hrsg. von Michel GRUNEWALD und Uwe PUSCHNER in Zusammenarbeit mit Hans Manfred BOCK (= Convergences, Bd. 27). – Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2003. XII, 718 S.

Intellektuellengeschichte steckt in Deutschland noch immer in den Kinderschuhen. Um so größer ist das Verdienst der Herausgeber sowie der Kooperation zwischen dem Centre d'Étude des Périodiques de Langue Allemande der Universität Metz und dem Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel, internationale Kolloquien zu dieser Thematik initiiert zu haben, die zahlreiche neue Forschungsergebnisse präsentieren. Sie fanden vom 5. bis 7. Dezember 2001 zum linken und vom 4. bis 6. Dezember 2002 zum konservativen Intellektuellenmilieu in Metz statt.

Den theoretisch-methodischen Rahmen der Untersuchungen geben die Begriffe „sozialmoralisches Milieu" und „politische Teilkulturen" ab. Die Autoren beziehen sich dabei, explizit oder implizit, auf M. Rainer Lepsius, der 1966 vier Milieus im Deutschland der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert unterschied – das sozialistische, das katholische, das konservative und das bürgerlich-protestantische Milieu – und in deren Abkapselung gegeneinander wie in der komplexen Art der Konfliktaustragung eine der wichtigen Ursachen des Demokratiedefizits der deutschen Gesellschaft erkannte.[1] Ergänzt wird dieses sozialstrukturelle Milieukonzept durch den Begriff der „Teilkulturen", mit dem Detlef Lehnert und Klaus Megerle (1990) vor allem Inhalte der politischen Kultur der Weimarer Republik analysierten und mit dem die sozialmoralischen bzw. politisch-kulturellen Milieus weiter ausdifferenziert werden können.[2] Dieser begriffliche Rahmen erlaubt zunächst die Beschreibung der Makrostrukturen. Auf die Mikrostrukturen hingegen werden dann die Konzepte der historisch-soziologischen Intellektuellenforschung angewandt, wie sie in Frankreich in den letzten fünfzehn Jahren erprobt worden sind und mit denen intellektuelle Gruppenbildungen und Binnenstrukturen dargestellt werden können.[3] Als die zentralen Konzepte des Forschungsansatzes kennzeichnen Michel Grunewald und Hans Manfred Bock in der Einleitung des ersten Bandes „die intellektuelle Gruppenbildung (sociabilité), die Generationszugehörigkeit als Faktor soziokultureller Vergesellschaftung und der ‚itinéraire', d. h. die politisch-kulturelle Entwicklung der Mitglieder einer aus demselben Sozialisationskontext hervorgegangenen Gruppe oder Generation" (S. 29). Der Zusammenhang zur Presse und zu den Netzwerken liegt auf der Hand: „Seit dem Auftreten der modernen Sozialfigur des Intellektuellen Ende des 19. Jahrhunderts sind Periodika (vor allem Zeitschriften) die Ausgangs- oder Zielpunkte intellektueller Gruppenbildung und sie sind es bis zum Siegeszug der audiovisuellen Medien in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts geblieben" (S. 30). Damit wäre zugleich der historische Rahmen der Forschungen begründet und umrissen.

Der Band über das linke Intellektuellenmilieu umfaßt 27 Fallstudien zu Periodika, Personen und Gruppen und ist zeitlich in vier Phasen unterteilt. „Die Formierung des Milieus", 1890 bis 1914, enthält Beiträge über „Die Neue Zeit" (Alois Schumacher), Heinrich Braun und „Die Neue Gesellschaft" (Ingrid Voss), „Die Gleichheit" (Emmanuelle Wiss), Paul Göhre (Philippe Alexandre), „Das Blaubuch" (Ina Ulrike Paul), Otto Flake (Simone Orzechowski), Ludwig Quidde (Karl Holl), „Die Aktion" (Michel Durand) und Erich Mühsams „Kain" (Uwe Puschner). „Die Fragmentierung des Milieus", 1918 bis 1933, behandelt die Redakteure der „Roten Fahne" (Jan Foitzik), das Wirken Heinrich Manns (Chantal Simonin), Kurt Tucholsky und „Die Weltbühne" (Dieter Tiemann), die Stellung der „Literarischen Welt" (François Beilecke), „Die Glocke" (Jens Flemming), „Die Sozialistischen Monatshefte" (Katja Marmetschke), die „Neuen Blätter für den Sozialismus" (Axel Schildt), den Planismus Hendrik de Mans (Thomas Keller), die jungkonservative Zeitung „Gewissen" und die Kommunisten (Michel Grunewald) sowie „Die Friedenswarte" (Anne-Marie Saint-Gille). „Das Milieu in Gefahr", 1933 bis 1945, enthält Studien zur Ossietzky-Kampagne (Frithjof Trapp), zur Literaturzeitschrift „Das Wort" (Simone Barck) und zur Kampagne gegen die Kritiker der Moskauer Schauprozesse (Reinhard Müller). „Die Auflösung des Milieus?", 1945

bis 1960, schließlich beschäftigt sich mit der Neugründung der „Weltbühne" in der SBZ (Fritz Klein), mit der Gruppe 47 und der Zeitschrift „Der Ruf" (Jérome Vaillant), mit dem Kreis um „Geist und Tat" (Friedhelm Boll), mit dem „Forum" und Friedrich Torberg in Wien (Anne-Marie Corbin) sowie mit den Trägergruppen der „Sozialistischen Politik".

Der Band über das konservative Intellektuellenmilieu ist nicht chronologisch sondern thematisch nach Periodika, Teilgruppen und Personen gegliedert und enthält ebenfalls 27 Beiträge. Nach zwei einleitenden Aufsätzen über die konservativen deutschen Periodika und Netzwerke (Michel Grunewald) sowie die Kontinuitäten und Brüche des deutschen Konservatismus (Axel Schildt) folgt der erste Teil „Zeitungen und Zeitschriften". Hierzu gehören Teilstudien über die ultrarechte „Kreuzzeitung" 1881–1892 (Dagmar Bussiek), die Habsburgermonarchie im Spiegel der „Preußischen Jahrbücher" 1890–1914 (Jürgen Angelow), die Traditionen des Antisemitismus in der Zeitschrift „Das Zwanzigste Jahrhundert" (Frithjof Trapp), die „Konservative Monatsschrift" 1905 bis 1922 (Philippe Alexandre), den „Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist" (Rolf Parr), die „Süddeutschen Monatshefte" zwischen Krieg und Nationalsozialismus (Jens Flemming), die Zeitschrift „Deutsches Volkstum. Monatsschrift für das deutsche Geistesleben" 1917–1938 (Alexandra Gerstner), „Das jüdische Echo. Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten" 1913–1933 (Falk Wiesemann), die Zeitschriften „Der Schild" und „Jüdische Front" (Jürgen Michael Schulz) und den „Rheinischen Merkur" 1946–1950 (Guido Müller). Der zweite Abschnitt „Gruppen und Bewegungen" umfaßt Beiträge zu den „Bayreuther Blättern" 1878–1938 im Dienst völkisch-nationaler Wiedergeburt (Hildegard Chatellier), zum George-Kreis und seinen Medien (Walter Schmitz), zum „Kunstwart" und zum Dürerbund (Rüdiger vom Bruch), zum lebensreformerischen Organ „Der Vortrupp" 1912–1921 (Ulrich Linse), zur Zeitschrift „Die Tat" und dem Tat-Kreis (Gangolf Hübinger), zum radikalen Nationalismus am Beispiel der „Alldeutschen Blätter" (Rainer Hering), zu Strukturmerkmalen der völkischen Bewegung 1900–1945 (Uwe Puschner), zum Jungdeutschen Orden und dessen Schrifttum (Dieter Tiemann), zum „Ring" und sein Werben für den „Neuen Staat" 1928–1933 (Michel Grunewald), zu konservativen Milieus und zur „Europäischen Revue" 1925–1944 (Ina Ulrike Paul), zu paneuropäischen Netzwerken in der Weimarer Republik (Anne-Marie Saint-Gille), zu zwei NS-Zeitschriften „Nationalsozialistische Monatshefte" und „Volkstum und Heimat" (Bernd-A. Rusinek) sowie zum konservativen Milieu des Widerstands gegen Hitler (Gilbert Merlio). Im dritten Teil „Personen" finden wir Studien zum Roman „Die Grandidiers" von Julius Rodenberg (Michel Durand), zum Werk Heinrich von Treitschkes (Hans-Jürgen Lüsebrink) und zum Verhältnis Ernst Jüngers zu Frankreich (Thierry Sète).

Beide Bände vermögen zu überzeugen. Natürlich sind nicht alle Beiträge auf dem gleichen Niveau, manche referieren ihren Gegenstand, andere besitzen mehr analytische Tiefe. Das beeindruckende Angebot, man schaue nur in die umfangreichen Namensregister, verbietet eigentlich, nach Lücken zu suchen. Doch sicher sind den Herausgebern manche historischen Leerstellen bewußt. So kommt die Zeit nach 1945, im ersten Band noch mit fünf Beiträgen bedacht, in der Darstellung des konservativen Intellektuellenmilieus eindeutig zu kurz. Auch finden intellektuelle Gruppen und Personen der DDR nahezu keine Beachtung. Zwei weitere Kolloquien und somit auch Sammelbände, so die Herausgeber, sollen folgen: zum katholischen und zum bürgerlich-protestantischen Intellektuellenmileu. Schon die beiden ersten Bände liefern insgesamt durch ihre fundierten Analysen und die Fülle der ausgewerteten Materialien einen gewichtigen und eigenständigen Beitrag zur Historiographie und Soziologie der deutschen Intellektuellen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

1 *Vgl. M. Rainer Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: ders., Demokratie und Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1993, S. 25–50.*

2 *Vgl. Politische Teilkulturen zwischen Integration und Polarisierung. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik. Hrsg. von Detlef Lehnert und Klaus Megerle, Opladen 1990.*

3 *Vgl. L'histoire des intellectuels anjourd'hui. Hrsg. von Michel Leymarie und Jean-François Sirinelli, Paris 2003; Michel Winock, Das Jahrhundert der Intellektuellen, Konstanz 2003.*

Gerd Dietrich

WENZEL, Otto: **1923. Die gescheiterte „Deutsche Oktoberrevolution".** Mit einer Einleitung von Manfred Wilke (= Diktatur und Widerstand. Hrsg. von Manfred Wilke, Bd. 7). – Münster, Hamburg, Berlin und London: Lit Verlag 2003. VII, 374 S.

Es gibt Bücher, die haben das Pech, schon in dem Moment überholt zu sein, in dem sie in den Regalen der Buchhandlungen oder Universitätsbibliotheken eintreffen. Dies ist im Bereich der historischen Forschung etwa dann der Fall, wenn gleichzeitig mit einer Monographie und unabhängig von ihr ein Quellenband zum selben Thema auf den Markt kommt, der die maßgeblichen bisher unveröffentlichten Dokumente enthält, und wenn diese dem Autor des anderen Werkes zum weitaus größten Teil nicht vorgelegen haben.

Genau dies ist hier geschehen. Pünktlich zum 80. Jahrestag des Aufstandsversuchs der KPD vom Oktober 1923 erschien ein von Bernhard H. Bayerlein und anderen herausgegebener Band mit Dokumenten aus russischen Archiven, der endlich unmittelbar aus den (so lange unzugänglichen) Quellen die politischen Hintergründe der Revolutionsplanung und die Verfahrensweise bei der Aufstandsvorbereitung in Moskau und Berlin detailliert aufdeckt.[1] Jede weitere Forschung zu diesem Thema wird den dort veröffentlichten Quellen einen prominenten Stellenwert einräumen müssen. Allein daß der Autor des hier zu besprechenden Werkes dies nicht tat, senkt den Wert seiner Schrift erheblich. Man kann sich vor diesem Hintergrund nur grundsätzlich darüber wundern, daß im Jahr 2003 überhaupt ein Buch mit wissenschaftlichem Anspruch über den „Deutschen Oktober" veröffentlicht worden ist, dessen Autor keine Recherchen in Moskauer Archiven durchgeführt hat. Fast ausschließlich von dort nämlich, das war schon seit langem klar, waren neue Aspekte dieses keineswegs selten behandelten Themas zu erwarten.

Doch damit nicht genug. Bei dem hier vorgestellten Werk handelt es sich außerdem um die Überarbeitung einer Dissertation von 1955, die damals den wissenschaftspolitischen Ränken des Kalten Krieges zum Opfer gefallen war, und nicht als Buch veröffentlicht werden konnte. Wenzels Studie ist die Herkunft aus dieser Epoche deutlich anzumerken. Seine Darstellung ist insgesamt methodisch einer auf die Elitenperspektive reduzierten reinen Politikhistorie verpflichtet, die zu Anfang des dritten Jahrtausends ebenso verstaubt wirkt, wie die Gewohnheit des Autors, Anweisungen der Parteiführung an die unteren Parteiorganisationen mit der Wirklichkeit in diesen zu verwechseln. Die einzelnen Abschnitte dieses Werks befinden sich zum Teil ebenfalls nicht auf der Höhe unserer Zeit. So leistet der Autor beispielsweise im Rahmen seiner nur sehr kurzen Würdigung des Hamburger Aufstands der KPD vom 23. bis 26. Oktober 1923 (S. 248–256) – immerhin der einzige Fall einer Realisierung der umfangreichen Aufstandsplanung, an dem sich dementsprechend zahlreiche Aspekte eines solchen Unternehmens untersuchen ließen – leider nicht die von einer modernen Studie zu erwartende, durch den Einbezug vieler erst seit den Umbrüchen von 1989 und 1991 greifbarer Dokumente angereicherte Synthese der neueren Forschungsliteratur, die Wenzel offenbar auch nur in engen Grenzen rezipiert hat.

All dies vorausgesetzt besteht Wenzels Verdienst vor allem darin, zum ersten Mal seit Werner Angress' bahnbrechender Arbeit über die kommunistischen Aufstandsversuche in der Weimarer Republik 1921 und 1923, die 1963 im englischen Original erschienen ist,[2] ein Werk vorgelegt zu haben, das die zentralen Ereignisse und ihre Hintergründe ausführlich schildert.

Die Darstellung beginnt mit dem Hinweis auf die Bedeutung, die eine deutsche Revolution für die international politisch isolierten Bolschewiki gehabt hätte. Darauf folgt eine Beschreibung der Situation der KPD in den Monaten vor dem Revolutionsbeschluß in bezug auf taktische und strategische Diskussionen und den politischen Einfluß der Partei. Natürlich setzt jeder Autor seine eigenen Schwerpunkte – und der Rezensent hat wieder andere –, aber all dies hat man an anderer Stelle schon in präziserer Form gelesen.

Daraufhin entfaltet der Autor, sich streng an die Chronologie der Ereignisse haltend, die zunehmende soziale und politische Erregung bis hin zu den Streiks, die Reichskanzler Cuno am 12. August 1923 aus dem Amt entfernten. Wenige Tage später kamen führende Kreise der Russischen Kommunistischen Partei zu der Einsicht, daß die Verhältnisse in Deutschland „reif" für die Revolution waren. Wie daraus der Aufstandsbeschluß hervorging, und der Aufstand selbst politisch und technisch vorbereitet wurde, erfahren wir im fünften der insgesamt acht Abschnitte. Leider tendiert der Autor dazu, manche Entwicklungen etwas überzudramatisieren, was wohl nicht zuletzt auf eine zu wohlwollende Interpretation einer zum Teil äußerst optimistischen Berichterstattung in den Quellen zurückgeht. Die proletarischen

Hundertschaften mit ihren auch parteilosen und sozialdemokratischen Mitgliedern waren jedenfalls mitnichten die „Divisionen" und „Regimenter" einer künftigen kommunistischen Bürgerkriegsarmee (S. 211 f.).

Im Anschluß daran behandelt Wenzel viel zu knapp die Chemnitzer Betriebsräte-Konferenz vom 21. Oktober 1923, die – so das Kalkül von KPD-Chef Heinrich Brandler – angesichts des drohenden Reichswehreinmarsches in Sachsen den Generalstreik beschließen und damit den Auftakt zum Aufstand geben sollte, und den Hamburger Aufstand. Darauf folgt die Darstellung der parteiinternen Diskussion des Fehlschlags und seiner Folgen sowie der Rolle, die der ausgefallene Aufstand für die weitere Entwicklung an der Spitze der Russischen Kommunistischen Partei spielte. In diesem Zusammenhang berührt Wenzel zwar auch (gleichfalls zu kurz) die Folgen der staatlichen Repression gegen die ein Vierteljahr lang verbotene KPD. Von der allgemeinen Passivität der Mitgliedschaft, ja der teilweise in der Partei verbreiteten Panik hat er aber offenbar nichts mitbekommen. Das führt dazu, daß es Wenzel ebensowenig wie den Autoren der meisten älteren Studien gelingt, die immanenten Gründe für den Aufstieg der linken Parteiführung im April 1924 zu erkennen.

Alles in allem also ein wenig empfehlenswertes Buch. Der Rehabilitierung Otto Wenzels, dessen viel angefeindete damalige These über die sowjetischen Urheber des „Deutschen Oktobers" nun, fast fünfzig Jahre später, von den internen Dokumenten bestätigt wird, wäre vielleicht mit dem Abdruck der ursprünglichen Dissertation nicht zuletzt auch als Quelle zur Wissenschaftspolitik im Kalten Krieg besser gedient gewesen. Es bleibt zu hoffen, daß auf eine repräsentative und zeitgemäße Gesamtdarstellung des Geschehens unter Berücksichtigung *aller* erreichbarer Quellen nicht bis zum nächsten runden Jubiläum im Jahr 2013 zu warten ist.

1 *Deutscher Oktober 1923. Ein Revolutionsplan und sein Scheitern. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein, Leonid G. Babičenko, Fridrich I. Firsov und Aleksandr Ju. Vatlin, Berlin 2003.*

2 *Werner T. Angress, Stillborn Revolution. The Communist Bid for Power in Germany, 1921 to 1923, Princeton, N. J., 1963.*

Ulrich Eumann

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2005 (XXXI. évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2005 (Bd. 31)]. – Budapest: Magyar Lajos Alapitvány 2004. 484 S.

Mit dem Jahrgang 2005 erscheint das mit Unterstützung der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH) und anderer Institutionen von der Lajos-Magyar-Stiftung herausgegebene ungarische Jahrbuch zum 31. Mal. Es enthält Artikel, Berichte, Dokumente und Hintergrundinformationen zu historischen und aktuellen Ereignissen und Problemen der Arbeiterbewegung. Biographien, Konferenzberichte und Rezensionen runden den Band ab. Einige Beiträge internationaler Autoren werden außer in Ungarisch auch in der jeweiligen Originalfassung in deutscher, englischer, italienischer oder russischer Sprache veröffentlicht. Sie beschäftigen sich unter anderem mit der Italienischen Kommunistischen Partei zwischen 1927 und 1929 (Aldo Agosti), dem Aufstieg der politischen Rechten in Dänemark und anderswo („Wir sind die Sozialdemokratie des 21. Jahrhunderts", Peter Birke), dem neuen Parteiprogramm der PDS (Stefan Bollinger), der Frauenarbeit in Rußland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (D. A. Mironov), den Anstrengungen der polnischen Sozialdemokraten zur Überwindung ihrer Krise (Nikolaj Bucharin, Inessa Jazborovskaja) und den lokalen Wahlen in Großbritannien im Mai 2003 (Steve Parsons).

Die Texte der Jahrgänge 2004 und 2005 sind im Internet unter http://www.magyarlajos.fw.hu/ einzusehen.

Dagmar Goldbeck

VINKE, Hermann: **Cato Bontjes van Beek: „Ich habe nicht um mein Leben gebettelt". Ein Porträt.** – Zürich und Hamburg: Arche Verlag 2003. 222 S.

Hermann Vinke, früherer ARD-Korrespondent und langjähriger Hörfunkdirektor von Radio Bremen, hat nach seinem 1981 mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichneten „Das kurze Leben der Sophie Scholl" ein bewegendes Porträt über Cato Bontjes van Beek veröffentlicht. Am 5. August 1943 starb sie im Alter von 22 Jahren in Berlin-Plötzensee.

„Eigentlich bin ich kein politischer Mensch", schrieb sie in einem Kassiber an den 16jährigen Rainer Küchenmeister, der im Polizeipräsidium

am Alexanderplatz unter ihrer Zelle einsaß und dem sie nie begegnen sollte. Manfred Flügge schilderte in seinem 1996 erschienenen Buch „Meine Sehnsucht ist das Leben. Eine Geschichte aus dem deutschen Widerstand" ihre Freundschaft, ihren unterschiedlichen sozialen, politischen und kulturellen Hintergrund.

Aufgewachsen ist Cato Bontjes van Beek in Fischerhude, inmitten einer Heidelandschaft und in einer künstlerischen Familie, in der unter anderem die Maler Otto Modersohn und Heinrich Vogeler, der 1933 von den Nazis ermordete Philosoph Theodor Lessing und später der Wehrpflichtige Helmut Schmidt verkehrten. Ein Schulbesuch in Amsterdam und ein Au-pair-Jahr in England brachten neue Eindrücke. Schauspielerin, Globetrotterin, Keramikerin und Fliegerin möchte die Heranwachsende werden. Im NS-Fliegerkorps lernte sie das Segelfliegen, und in der Berliner Werkstatt ihres Vaters, Jan Bontjes van Beek, erhielt sie eine Ausbildung als Keramikerin. Gemeinsam mit ihrer Schwester steckte sie französischen Kriegsgefangenen Briefe und Lebensmittel zu. Ende 1941 lernte Cato bei ihrem Vater Libertas Schulze-Boysen und später deren Mann Harro, einen Luftwaffenoffizier, kennen. Sie traf auf aktive Gegner des NS-Regimes und unterstützte sie. Mit ihrem Freund Heinz Strehlow überarbeitete und schrieb sie eine achtseitige Flugschrift „Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk" auf Wachsmatrize. Kurze Zeit später verließ sie nach einem Streit den Widerstandskreis um Harro Schulze-Boysen und wurde im Herbst 1942 mit über 120 Frauen und Männer im Rahmen des Verfolgungskomplexes „Rote Kapelle" verhaftet. Das Reichskriegsgericht beschloß gegen sie wie auch weitere achtzehn Frauen das Todesurteil. Das Gnadengesuch lehnte Hitler am 21. Juli 1943 ab.

In den Abendstunden des 5. August 1943 wurde sie gemeinsam mit dreizehn weiteren Frauen und drei Männern hingerichtet – ein Tod, dem sie schon 1939 in einem Traum begegnet war. Der Pfarrer August Ohm, den sie um das Abendmahl gebeten hatte, hielt von ihr fest: „Aufrecht, tapfer, warmherzig, tief gläubig, wenn auch nicht im starrgläubigen Sinne. Tiefe Kultur. In den Kreis wohl doch mehr zufällig geraten, dann aber festgehalten. Munterte in den letzten Stunden die anderen auf und rief wie zum Stolz: ‚Wir haben doch gesiegt.'" Ihr toter Körper wurde ihren Angehörigen nicht ausgehändigt. Nichts sollte mehr an sie erinnern. Bis Ende der fünfziger Jahre verweigerte die bundesdeutsche Justiz die Anerkennung von Cato Bontjes van Beek als Widerstandskämpferin und der Mutter eine Entschädigung.

Hermann Vinkes Buch ist ein prägnant erzählter Tatsachenbericht über Selbstbehauptung in der Nazizeit. Auf der Grundlage gründlicher Recherchen schildert er in einer klaren Sprache ein sehr eigenes, unangepaßtes Leben. Aus Cato Bontjes van Beek wird keine Heldin, aber der Autor zeigt, wie eine junge Frau, politisch nicht organisiert und weltanschaulich nicht geschult, Gleichgültigkeit, Lügen und das Schweigen um die Naziverbrechen nicht mehr aushält. Sie sucht eigene Wege, mischt sich ein und handelt. Aus Widerspruch zu dem braunen Zeitgeist entwickelt sich ihr Widerstand. Als Freunde sie vor der großen Gefahr, in die sie sich begibt, warnen, antwortet sie: „Ihr Alten tut ja nichts. Ihr redet ja nur, dann müssen wir Jungen es eben tun."

Und es ist ein Buch über die Sehnsucht nach einem erfüllten Leben in einer bedrohten Zeit. Aus zahlreichen Briefen, Kassibern, Tagebuchaufzeichnungen, Interviews und Akten entsteht das Porträt einer ungewöhnlichen Frau mit einer großen Ausstrahlung: sensibel, belesen, zart, eigenwillig, mutig, weltoffen, verletzbar und suchend. Ein beeindruckendes, ein lesenswertes Buch besonders für Jugendliche, aber nicht nur für sie.

Hans Coppi

BÜTOW, Tobias, und Franka BINDERNAGEL: **Ein KZ in der Nachbarschaft. Das Magdeburger Außenlager der Brabag und der „Freundeskreis Himmler".** – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2003. 235 S.

Die Erforschung der KZ-Außenlager war schon immer ein Feld der umfangreichen grauen Literatur, der jedoch oftmals der Blick auf den Gesamtzusammenhang der Konzentrationslager und ihrer Rolle im NS-Staat fehlt. Dabei wären Fragen nach der Entstehung dieser Lager und deren Steuerung durch die SS einerseits, nach der Rolle der Industrie anderseits, aber auch nach der Verstrickung der regionalen Bevölkerung, Wirtschaft und Verwaltung in diese Lagerkomplexe ein Anliegen der Forschung. Der Grund für die Vernachlässigung der kleinen Lager in der Forschung liegt nicht zuletzt in der schwierigen Quellenlage: erschließen sich die Phasen der KZ-Geschichte insgesamt vor allem aus den Täterakten der meist überregionalen Archive, so liegen die Unterlagen

zu den Außenlagern weit verstreut in diversen lokalen Museen und Archiven bis hin zu Privatsammlungen, die Ortsfremden zudem nicht immer zugänglich sind. Will man darüber hinaus die Erinnerungen von Opfern und Zuschauern berücksichtigen, ist eine engagierte Recherche erforderlich.

In sechs Werken in Berga/Elster, Böhlen, Königstein, Schwarzheide, Tröglitz/Rehmsdorf und Magdeburg beschäftigte die Braunkohle-Benzin AG (Brabag) mit Sitz in Berlin im letzten Kriegsjahr ca. 13000 KZ-Häftlinge. Mit der Geschichte des Magdeburger Außenlagers haben Tobias Bütow und Franka Bindernagel einen Band vorgelegt, der Makro- und Mikroebene dieses Buchenwalder Außenkommandos gleichermaßen zu beleuchten versucht. Die Arbeit gliedert sich entsprechend in drei Teile: zum Unternehmen Brabag, zum KZ-Häftlingseinsatz bei der Firma und zum Lager selbst. Mit dem Anspruch, ihre Forschungsergebnisse gleichermaßen einem Fachpublikum wie interessierten Laien näherzubringen, haben sie sich eine schwierige Aufgabe gestellt.

Zunächst betrachten sie die Geschichte der Brabag. Eine kriegs- und wirtschaftshistorische Studie zur Treibstoffproduktion von Wolfgang Birkenfeld aus den sechziger Jahren widmete sich bereits der Brabag, klammert den Häftlingseinsatz bei der Firma jedoch mit Hilfe des euphemistischen Begriffs der Arbeitskräfteverlagerung aus, obwohl einer der Hauptakteure beim Häftlingseinsatz in der Chemieindustrie, Carl Krauch, dem Autor während der Erstellung des Manuskripts geholfen hatte. Die 1934 auf Initiative Schachts gegründete Aktiengesellschaft sollte Deutschland als Pflichtkartell der Braunkohleindustrie durch synthetische Benzinproduktion vor hohen Devisenkosten für Rohölimporte schützen und diente längerfristig den kriegsvorbereitenden Autarkiebestrebungen des NS-Staates. In der Anfangsphase staatlich dominiert, drängte die Brabag zusehends auf Expansion und produzierte in den Kriegsjahren einen erheblichen Anteil des deutschen Benzinbedarfs. Ihrem Vorstandssprecher Fritz Kranefuß, der zugleich Leiter des „Freundeskreises Himmler" war, ist in dem Buch ein eigener Exkurs gewidmet. Im Rahmen seiner steilen Karriere zur Zeit des Nationalsozialismus initiierte Kranefuß den Häftlingseinsatz bei der Brabag. Zudem stand er Himmler bei zahlreichen wirtschaftlichen Fragen beratend zur Seite, begleitete ihn auch auf verschiedenen Reisen. Kranefuß war als „Grenzgänger zwischen SS und Wirtschaft" – so die Autoren – stets auf „den beiderseitigen Vorteil für SS und Brabag" bedacht und verkörperte die „enge Interessenverflechtung von Politik und Wirtschaft".

Anders als die ältere Literatur kommen Bütow und Bindernagel zu dem Schluß, daß der „Freundeskreis Reichsführer SS" „ein wirtschaftspolitisch motiviertes Elite-Netzwerk war, das zur Kontaktaufnahme und -pflege zwischen seinen Mitgliedern diente". Reinhard Vogelsang hatte in seiner vor allem auf Nachkriegsaussagen der Mitglieder und auf den Akten des Reichsführers SS (RFSS) beruhenden Forschung von 1972 den Freundeskreis als „Finanzierungsclub für Himmlers private Wünsche" beziehungsweise als Kreis bezeichnet, der „im wesentlichen der Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes seines Leiters Kranefuß" gedient habe,[1] eine Einschätzung, die in der Literatur weitgehend übernommen wurde. Anhand einzelner Beispiele belegen die Autoren, daß die Teilnahme am Kreis sowohl den Firmen und ihren Vertretern wie der SS Vorteile bot, ohne dabei die vereinfachende These von einer Interessengleichheit bei Wirtschaft und SS zu verfechten. Durch persönliche Kontakte konnten gezielt Projekte, wie z. B. in Auschwitz, in beiderseitigem Interesse initiiert werden. Für eine eigenständige Forschungsarbeit zum „Freundeskreis Himmler" – wie der Titel des Buches vermuten ließe – sind die entsprechenden Abschnitte aber doch recht knapp gehalten. Um so mehr kann man auf Bütows Arbeit gespannt sein. Er arbeitet zur Zeit an einer Netzwerkanalyse des Freundeskreises.

Im zweiten Teil beleuchten Bütow und Bindernagel die Entscheidungsfindung von SS, Rüstungsministerium und Unternehmen im Hinblick auf einen Häftlingseinsatz bei der Brabag. Mit dem Beginn der alliierten Luftoffensive gegen die deutsche chemische Industrie im Mai 1944 war die gesamte deutsche Kriegführung gefährdet, da sämtliche Panzer, Flugzeuge und U-Boote auf die Treibstoffproduktion in den Hydrierwerken angewiesen waren. Mitte Juni 1944 war die Flugbenzinproduktion bereits auf ein Viertel gesunken. Der kurzerhand ins Leben gerufene „Stab Geilenberg" sollte zerstörte Werke wieder instand setzen und die Treibstoffwerke unter Tage verlagern helfen. Dafür war Edmund Geilenberg, ein führender Mitarbeiter aus Speers Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion (RmfRuK), mit zahlreichen Kompetenzen ausgestattet worden, die auch Priorität über andere Projekte hatten, selbst über die zuvor ins Leben gerufenen Sonderstäbe „Jägerstab" und „Kammler-Stab". Wie andere Treibstoffkonzerne mußte auch

die Brabag Häftlinge für den Wiederaufbau ihrer Industrieanlagen nicht erst beim Wirtschaftsverwaltungshauptamt (WVHA) beantragen. Der Sonderstab verkürzte und vereinfachte die Dienstwege zu einem Zeitpunkt, als Arbeitskräfte ein Mangel waren. Zugleich konnte sie sich die zuvor an die SS gezahlten Häftlingsentgelte über die Organisation Todt aus dem Reichshaushalt zurückerstatten lassen. Im Frühsommer und Herbst 1944 ließ die Aktiengesellschaft sechs KZ-Außenlager von Buchenwald errichten. Anhand der Firmenakten, der Bestände des Speer-Ministeriums und des RFSS rekonstruieren Bütow und Bindernagel den Entscheidungsprozeß und kommen für die Brabag-Leitung zu dem Schluß, daß ihr in diesem Zusammenhang „allein das Tempo und der Umfang der Gestellung" wichtig war. Der „Stab Geilenberg" half dabei.

Der Abschnitt über diesen Sonderstab des RmfRuK, über den bisher in der Literatur nur versprengte kürzere Forschungen vorliegen, stellt diesen knapp als „Kooperationsgremium der verschiedenen Akteure der Rüstungswirtschaft" dar. Anders als z. B. Jan Erik Schulte sehen die Autoren einen weniger starken Interessengegensatz zwischen Speer-Ministerium und SS. Sie widersprechen im Falle des Geilenberg-Stabes der These, daß „Pohls WVHA [...] von Auflösungstendenzen, Kontrollverlust und machtpolitischer Stagnation gekennzeichnet war und ihm ab Mitte 1944 die Verteilerfunktion von KZ-Häftlingen entglitt". Schulte hatte Pohls Hauptamt einen immer größeren Machtverlust gegenüber anderen Institutionen des Staates und der Industrie bescheinigt und Speer für Sommer 1944 zugebilligt, „dem WVHA [...] endgültig die Kontrolle über die Verteilung der Gefangenen" entwandt zu haben.[2]

Im dritten Teil untersuchen die Autoren die konkreten Umstände im Magdeburger Lager und seine Einbindung in den regionalen Kontext. Mit einem Transport vom 17. Juni 1944 waren vor allem Juden aus Auschwitz in das Lager Magdeburg-Rothensee gekommen, die man zuvor in Buchenwald nach den Anfangsbuchstaben des Namens – also nicht etwa nach beruflichen Qualifikationen – selektiert hatte. Anhand von Opferzeugnissen (Überlebendenberichte, Interviews, Briefe) und Täterakten (Buchenwalder Lagerstatistik und regionale Akten) rekonstruieren Bütow und Bindernagel die Haftbedingungen, den Alltag und die Arbeit in dem Lager, das als männliches „Juden-Lager" in der Buchenwalder Statistik geführt wurde und in das insgesamt 2172 Häftlinge – vor allem Juden aus Ungarn – deportiert wurden. Viele Häftlinge versuchten, aufgrund der schweren Bau- und Aufräumtätigkeit nach Buchenwald zurückzugelangen, um zu überleben. Unter den nichtjüdischen Funktionshäftlingen war die Sterberate ungleich niedriger. Da der Einsatz beim Bau der Bunkeranlagen von vornherein zeitlich begrenzt sein sollte, wurden entkräftete Häftlinge nicht ausgetauscht. Rund ein Viertel der Menschen starb im Lager selbst. Die Leichen wurden auf dem städtischen Friedhof in Magdeburg eingeäschert und an unbekanntem Ort bestattet. Weitere ca. 1000 Häftlinge wurden in das „Sterbelager" Bergen-Belsen oder nach Auschwitz zum Mord durch Gas weiterdeportiert.

Die Forschung von Bütow und Bindernagel hebt sich von den meisten Veröffentlichungen zu einzelnen Außenlagern deutlich ab: Die Autoren verorten das Lager im Kontext der einschlägigen geschichtswissenschaftlichen Literatur zum Nationalsozialismus und zum Lagerkomplex insgesamt und erzählen nicht positivistisch die Aussagen von Zeitzeugen nach oder versuchen, eine Grausamkeit an die nächste zu reihen, um so den Beweis zu führen, daß in Magdeburg Verbrechen begangen wurden. Sie vergleichen ihre umfangreichen Ergebnisse auch mit Studien zu anderen Außenlagern. Der Aufbau ihrer Lageranalyse orientiert sich an Wolfgang Sofsky und der These von der „Ordnung des Terrors"; die entsprechende Begrifflichkeit wird dem Leser an gegebener Stelle erläutert. Der Spagat zwischen geschichtswissenschaftlicher Fachliteratur und regionalhistorischem Aufklärungsbuch ist genau an solchen Stellen spürbar. Allgemeinere Erläuterungen und lagerspezifische Forschungsergebnisse wechseln sich ab. Auch wenn sich dieses Problem vermutlich nicht besser hätte lösen lassen, ist es dennoch schade, daß die Kritik an der bestehenden Fachliteratur meist nur versteckt geäußert wird, wenn die Autoren zum Beispiel in Fußnote 97 Heinz Boberach kritisieren, weil sein Artikel über Wehrmachtssoldaten als KZ-Personal diese zu Unrecht pauschal entlastet. Auch in Magdeburg waren sie zur Bewachung eingesetzt und haben sich dort „dem Terrorsystem des KZ [ebenso] entzogen wie angepaßt". Ihr Buch ist somit mehr als nur eine Regionalstudie zu einem KZ-Außenlager. Es verbindet die Ergebnisse einer merklich aufwendigen Recherche in regionalen und internationalen Archiven mit einer fundierten Einordnung des Außenlagers in den Kontext von Wirtschafts-, SS-, und Konzentrationslagergeschichte. So werden in dieser Darstellung sowohl die Schicksale

der Häftlinge als auch die verschiedenen Ebenen des Agierens der Täter sichtbar.

Neben die Täter und die Opfer tritt zuletzt auch die „Nachbarschaft", wie der Titel des Buches verspricht. Eindringlich belegen die Autoren durch Interviews, was die Menschen aus der Umgebung gewußt haben und in welchem Grade die Nachbarschaft in das Geschehen im Lager selbst involviert war. So berichtet ein ehemaliger Häftling von Hinrichtungsszenen im Lager, die man von den Dächern der umliegenden Wohnhäuser beobachtete. Diese waren „vollbesetzt von Zivilisten, die das interessiert hat". Ein ehemaliger Anwohner bestätigt das. Neben den Anwohnern Magdeburg-Rothensees, die täglich die Häftlinge durch ihre Straßen marschieren sahen oder zumindest sehen konnten, kamen auch Brabag-Mitarbeiter, Versorgungsbetriebe, Krankenhauspersonal, Friedhofspersonal sowie Anwohner im Zentrum Magdeburgs, wo gelegentlich Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen stattfanden, mit den Häftlingen in Berührung. Die Geschichte dieses Lagers stellt somit auch ein wichtiges Kapitel des Judenmordes inmitten der deutschen Bevölkerung dar, der eben nicht nur „im Osten" stattfand. Als das Bewachungspersonal knapper wurde, setzte die SS sogar Magdeburger im Lager ein. Ähnliche Studien wünscht man sich auch über die Präsenz der Hunderte von Außenlagern in anderen Städten und Dörfern in Deutschland.

Im Schlußwort skizzieren die Autoren die Vergeßlichkeit der Nachkriegsöffentlichkeit. Während der Zeit der DDR wurde das Lager wie die meisten Außenlager weitgehend ignoriert, das Gelände anderweitig genutzt. Das änderte sich auch nicht nach der „Wende". Mitte der neunziger Jahre ließ die Magdeburger Stadtverwaltung das letzte Gebäude des Lagers beseitigen, obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits eine Initiative zur Gründung einer Gedenkstätte bestand. Seit 2001 erinnert nun eine Skulptur an das Lager. Das Buch von Bütow und Bindernagel ist in der ersten Auflage bereits vergriffen und liegt in einer durchgesehenen zweiten Auflage vor.

1 *Reinhard Vogelsang: Der Freundeskreis Himmler, Göttingen 1972, hier S. 94 u. S. 78.*

2 *Vgl. Jan Erik Schulte: Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS. Oswald Pohl und das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt 1933–1945, Paderborn 2001, hier S. 402 f.*

Martin Schellenberg

HAURY, Thomas: **Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antizionismus in der frühen DDR.** – Hamburg: Hamburger Edition 2002. 527 S.

Antisemitismus von links war bis vor kurzem ein mehr oder weniger starkes Tabuthema, dem sich nun der Freiburger Soziologe Thomas Haury in seiner Dissertation an zeithistorischen Themenfeldern gewidmet hat. Zum besseren Verständnis dieses komplexen Feldes arbeitet Haury eingangs zunächst die Klassiker des modernen Antisemitismus im 19. Jahrhundert und das leninistische Weltbild auf. Dem folgt die Darstellung des Verhältnisses der beiden Arbeiterparteien, der SPD im Kaiserreich und der KPD in der Weimarer Republik, zum Antisemitismus sowie die Betrachtung des sekundären Antisemitismus nach und wegen Auschwitz in der Bundesrepublik.

Mittels des ideologietheoretischen Zugriffs und der heuristischen Methode werden die drei konstitutiven Elemente eines „strukturellen Antisemitismus" offengelegt: 1. Einteilung der Welt in Gut und Böse durch ein manichäisches Weltbild, 2. Personifizierung und Verschwörungstheorien über das Negative und 3. idenditäre Gemeinschaften/Kollektive gegen das Negative/Böse. Diese Strukturelemente sind auch in der leninistischen Ideologie zu finden, und sie bilden das Einfallstor für antisemitische Inhalte. Obwohl in Lenins Schriften keine antisemitischen Stereotype auftauchen, weist sein Weltbild aufgrund der drei Elemente strukturelle Affinitäten zu antisemitischen Denkmustern auf.

Es ist ein Verdienst Haurys, den konstitutiven Zusammenhang von Nationalismus und Antisemitismus, den die historische Nationalismus- und Antisemitismusforschung lange vernachlässigt hat, beim modernen Antisemitismus, der KPD in der Weimarer Republik und dem ostdeutschem Antizionismus zu beleuchten. Für Haury ist Nation eine antimoderne Gemeinschaftsutopie in einer verunsichernden Moderne, die sich über Naturalisierung und Ethnisierung stabilisiert. Juden sind wegen ihres jahrhundertelangen Minderheitenstatus in der Diaspora der ideale Feind der Nation, sie gelten im Innern als Verräter und Zersetzer alles Nationalen. Haury stellt an den Beispielen der forcierten Nationalisierung von KPD und SED die Manifestation eines linken Antisemitismus fest. Bereits bei der KPD von Weimar zeigte sich im Gegensatz von „werktätigen deutschen Volk" und „internationalen Kapitalkönigen" ein deutschnationaler Antikapitalismus.

Zur Mobilisierung von Wählern und Anhängern agierte die KPD im Kontext des gesellschaftlich durchgesetzten Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg und benutzte dabei auch antisemitische Stereotype wie „verjudetes Finanzkapital".

Der spannendste Teil des Buches ist dem Antisemitismus und Antizionismus der SED in der frühen DDR gewidmet. In einer gelungenen Mischung aus Ideologieanalyse und Empirie kann Haury nachweisen, wie das Zusammenwirken von spätstalinistischem Marxismus-Leninismus (mit den drei Grundstrukturen eschatologischer Manichäismus, Personifizierung und Verschwörungstheorie sowie idenditäres Partei- und Arbeiterkollektiv) mit einer deutsch-nationalen Legitimation des Parteienstaats und einem sekundären Antisemitismus im antisemitischen Antizionismus der SED gipfelte. Bereits die Antikosmopolitismus-Kampagne gegen die „Infiltration dekadenter westlicher Zivilisation", „wurzellosem Kosmopolitismus" und „amerikanischer Unkultur", war nationalistisch und antisemitisch stark aufgeladen. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang an den antisemitisch motivierten Säuberungswellen, die durch krude Ideologie und Politik die SED-Vorherrschaft legitimieren sollte. Exemplarisch steht dafür das Schicksal des Mitgliedes des ZK der SED Paul Merker, der früh die Einzigartigkeit des Holocaust betont und sich für eine „Wiedergutmachung" der DDR an den Juden eingesetzt hatte. Im Zuge der Stalinisierung der SED wurde die Restitution des „arisierten" Vermögens der Juden abgelehnt, unter Hinweis auf die untragbaren Kosten für die deutsche Arbeiterklasse und weil damit „jüdische Kapitalisten" entschädigt und kapitalistische Eigentumsverhältnisse restauriert würden. Der Höhepunkt der Parteikampagne gegen Merker und andere Parteifunktionäre in der DDR fand 1952/53 zeitgleich mit dem Prager Slansky-Prozeß statt. Die Angeklagten waren überwiegend Juden, die teilweise zum Tode verurteilt wurden. Die einsetzende Entstalinisierung seit Stalins Tod im März 1953 verhinderte zwar einen Schauprozeß gegen Merker, aber er blieb politisch kaltgestellt. Die Begleitmusik dieser Säuberungen waren im postnazistischen Ostdeutschland vertraute antisemitische Metaphern und Stereotype wie „Volksschädling", „Zersetzungsarbeit", „einschleichen" oder „weitverzweigte Netzwerke der Zionisten". Haury charakterisiert die spezifisch ostdeutsche Form des sekundären Antisemitismus folgendermaßen: „Die antizionistische Propaganda der DDR [...] führte die seit 1948 von der SED formulierte und schon damals mit antisemitischen Stereotypen verknüpfte Ablehnung der Wiedergutmachung wie auch die [...] Entlastung von der jüngeren deutschen Vergangenheit im Dienste nationaler Legitimierung durch Berufung auf das deutsche Volk fort, radikalisierte sie im Rahmen der von Moskau vorgegebenen antizionistischen Kampagne und trieb sie bis zur Täter-Opfer-Verkehrung voran. Damit weist der Antizionismus in der DDR auch eine spezifisch nationale Komponente auf, sowohl bezüglich seiner deutschen inhaltlichen Füllung – die Ablehnung der Wiedergutmachung – als auch seiner Argumentationslogik – der Täter-Opfer-Verkehrung – als auch seiner Antriebe – Deutschnationalismus und der damit verbundene Wunsch nach Entlastung von Schuld" (S. 454).

Haurys Fixierung auf den ideologietheoretischen Ansatz offenbart aber auch Schwächen. Interdisziplinäre Studien wie die Kritische Theorie des Antisemitismus, die Ideologiekritik mit individual- und sozialpsychologischen Ansätzen verbindet, sowie die Forschungsliteratur zum kulturellen Code des Antisemitismus, Stereotypeforschung und den latenten Erscheinungsformen werden in der Arbeit weitgehend ausgeblendet. Nach Haury ist Antisemitismus mehr als eine Ansammlung antisemitischer Stereotype. Von echten Antisemitismus könne erst gesprochen werden, wenn die Stereotype sich mit strukturellen Antisemitismus verbinden (vgl. S. 457). Hier berücksichtigt der Soziologe kaum die Befunde der historischen und kulturwissenschaftlichen Antisemitismusforschung über die *longue durée* antijüdischer Stereotype und Ressentiments und ihre Wirkungsmacht sowie kulturelle Identifizierungscodes. Warum antisemitische Stereotype keine autonome antijüdische Form oder ein Erscheinungsmuster des vielschichtigen, sehr flexiblen und tiefsitzenden Phänomens „Antisemitismus" sind, kann die Studie nicht überzeugend erklären. Wenn sich Antisemitismus erst in einem geschlossenen Weltbild wie dem modernen Antisemitismus oder im strukturellen Antisemitismus der leninistischen Ideologie manifestiert, bleibt die lange Geschichte der alltäglichen Judenfeindschaft von Aversion über tradierte Stereotype und soziale Segregation, an dem die Juden vielfach zu leiden hatten, belanglos. Gerade die ausgeprägten sozialen und alltäglichen Formen des Antisemitismus als Teil der Vorgeschichte der Shoa belegen, daß eine auf homogene Ideologien reduzierte Konstruktion von Antisemitismus, die etwas schematisch wirken, der komplexen historischen Realität in Deutschland nicht gerecht werden. Ungeachtet

dieser Einwände ist der interessanten Studie über den linken Antisemitismus eine breite wissenschaftliche und politische Rezeption zu wünschen, weil sie eine Bresche für unbequeme neue Erkenntnisse schlägt und damit Folgestudien zum Forschungsdesiderat „Antisemitismus von links" anregen kann.

Martin Ulmer

MICHELMANN, Jeannette: **Aktivisten der ersten Stunde. Die Antifa in der Sowjetischen Besatzungszone.** – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2002. 400 S.

Mit dem Kürzel Antifa werden noch immer die antifaschistischen Ausschüsse und Komitees benannt, die im Frühjahr 1945 in vielen Orten, Städten und größeren Industriebetrieben Deutschlands entstanden und für eine Neugestaltung von Politik und Wirtschaft auf antifaschistischer Grundlange einstanden. Lutz Niethammer und andere westdeutsche Kollegen hatten sich erstmals in den siebziger Jahren diesen Ausschüssen in den westlichen Besatzungszonen gewidmet und ihren politischen Aktionsradius auf der Grundlage lokaler Untersuchungen analysiert.[1] Jeannette Michelmann folgt nun diesem methodischen Ansatz und hat für das Gebiet der sowjetischen Besatzungszone das bislang unbeachtete Quellenmaterial gesichtet und zu einer Studie verdichtet, in der sie den vielerorts entstandenen überparteilichen Komitees und Ausschüssen ein eigenständiges Profil zuerkennt, das eben nicht von einer zentral gesteuerten kommunistischen Machtpolitik geprägt gewesen war. Mit dieser verdienstvollen Untersuchung wird endlich eine Forschungslücke für die Zeit zwischen dem Ende der unmittelbaren Kriegshandlungen im April 1945 und der Zulassung politischer Parteien im Juni und Juli 1945 geschlossen. Das ist eben gerade die Zeit, in der wichtige Weichenstellungen für die gesellschaftspolitische Entwicklung im Osten Deutschlands erfolgt sind und über die seit Jahrzehnten politisch und wissenschaftlich heftig gestritten wird.

Michelmann untersucht – faktisch als nachholende Ergänzung der „Arbeiterinitiative" Niethammers – den tatsächlichen Wirkungskreis der antifaschistischen Ausschüsse in jenen Städten der sowjetisch besetzten Zone, in denen diese Komitees das lokale Geschehen in den ersten Wochen nach dem Kriegsende weitgehend bestimmten. Kriterium für die Auswahl der Städte ist einerseits das Aktionsgebiet der drei KPD-Initiativgruppen um Anton Ackermann, Gustav Sobottka und Walter Ulbricht. Andererseits werden, stellvertretend für die zunächst von amerikanischen und/oder britischen Truppen besetzten Städte, Magdeburg und das sogenannte Niemandsland, das zwischen April und Juni 1945 von alliierten Truppen unbesetzt blieb, berücksichtigt. Michelmann definiert dabei die dominierenden Gemeinsamkeiten der spontan entstandenen Gruppen, zu denen sie deren Mitgliederstruktur, das politische Profil, das Tätigkeitsfeld sowie die regionale Begrenztheit zählt. Neben den überwiegenden Gemeinsamkeiten sieht Michelmann aber auch regionale Unterschiede im jeweiligen Selbstverständnis der Antifa-Gruppen. So gab es neben den Komitees, die bei der Tätigkeit zur Aufrechterhaltung der Versorgung der Bevölkerung und der Wiederaufnahme der Produktion eng mit den neu entstehenden Verwaltungsorganen zusammenarbeiteten, auch solche, die eigene Führungsansprüche anmeldeten und sich faktisch als oberste lokale Verwaltungsinstanz betrachteten. Solcherart Ambitionen unterband die sowjetische Besatzungsmacht durch die frühzeitige Auflösung derartiger Komitees.

Allgemein bekannt war bislang das problematische Verhältnis zwischen Antifa-Ausschüssen und den neu gebildeten oder im Entstehen begriffenen Stadtverwaltungen. Michelmann beschreibt die Hintergründe der Interessenkollision zwischen Antifa-Ausschüssen und den neuen Stadtverwaltungen, die in der bisherigen Literatur stets zu kurz gekommen sind. Hier lassen sich aufschlußreiche Aussagen finden, die das Bedürfnis einflußreicher Kommunisten zur Auflösung der Ausschüsse erklären. Es war eben nicht nur die Besatzungsmacht, sondern auch führende Funktionäre der KPD, die die Auflösung der Antifa anstrebten. Die Recherchen von Michelmann können die bisherige Annahme belegen, daß die offizielle Auflösung der antifaschistischen Komitees im Sommer 1945 im Interesse der übergeordneten Landesverwaltungen betrieben wurde, in denen zunehmend zurückgekehrte Exilkommunisten die politische Linie zu bestimmen begannen.

Die Auflösung der Antifa-Ausschüsse sieht Michelmann hingegen nicht als eine vergebene Chance in der Ausprägung von „Basisdemokratie".[2] Sie ordnet die Auflösung der Ausschüsse vielmehr in die von der sowjetischen Besatzungsmacht verfolgte „Integrationspolitik" ein, die sich zuerst auf die Mitarbeit der Deutschen in den

Verwaltungen, dann auf die kontrollierte Parteienzulassung erstreckte. Diesen „Integrationsangeboten" hätten die Ausschüsse im Wege gestanden, da sie nur einen äußerst begrenzten Personenkreis in das neue politische Leben einbezogen. Die Verwaltungen und die Parteien seien hingegen eine Form gewesen, in denen sich ein breiteres politisches Betätigungsfeld eröffnete. Fraglich ist indes, ob es sich bei den neugebildeten Verwaltungen tatsächlich um Foren handelte, die der deutschen Bevölkerung weitreichende politische Betätigungsmöglichkeiten boten. Die rigide Form der personalpolitischen Auslese, die sowohl die örtlichen sowjetischen Kommandanturen als auch die regionalen kommunistischen Parteibüros in den neugebildeten Verwaltungen betrieben, spricht wohl eher dagegen. Vielmehr erinnert die Art und Weise des Zustandekommens der Verwaltungen auf der unteren und mittleren Ebene an die traditionelle kommunistische „Kaderpolitik", die stets auf die Besetzung von Schlüsselpositionen fixiert war. So gesehen fällt es auch schwer, der These Michelmanns zu folgen, die Kommunisten hätten innerhalb der Antifas eine integrative Personalpolitik verfolgt.

Überraschend ist auch der Befund, daß es zwischen April und Juli/August 1945 eine einvernehmliche Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten in den Ausschüssen gegeben haben soll. Beiläufig wird zuweilen von Postengerangel geschrieben. Bisherige Untersuchungen über die betreffende Zeit verweisen ja gerade auf die umstrittenen Personalentscheidungen, die den zentralen Streitpunkt zwischen den verschiedenen politischen Lagern darstellten und auch immer wieder einen Anlaß zu Beschwerden an übergeordnete Leitungen boten. Diesen Umstand sollte man nicht zu sehr untergewichten, da eben gerade die „Kaderpolitik" einen Kernpunkt kommunistischer Strategie zur Machteroberung darstellte.

Im ganzen ist die Darstellung Michelmanns äußerst interessant, anregend und bietet eine ganze Reihe bislang unbekannter Details über die Absichten und Aktionsfelder der „Aktivisten der ersten Stunde". Die Wertungen über die Deutschlandpolitik der Sowjetunion und die Politik der KPD in der unmittelbaren Nachkriegszeit werden wohl diejenigen, die den sowjetischen und deutschen Kommunisten von vornherein eine totalitäre Strategie zur Eroberung der Macht unterstellen, nicht befriedigen. Das Verdienst von Michelmann besteht deshalb vor allem darin, die durchaus im Frühjahr 1945 im kommunistischen Lager vorhandenen Alternativen zu den Politikvorstellungen der zentralen KPD-Leitung in Berlin aufgezeigt zu haben.

1 *Vgl. Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland. Hrsg. von Lutz Niethammer, Ulrich Borsdorf und Peter Brandt, Wuppertal 1976.*

2 *Wie das zum Beispiel Günter Benser getan hat: Günter Benser, 1945–1989: Zwei Niederlagen von Basisdemokratie, in: Eberhard Fromm und Hans-Jürgen Mende, Vom Beitritt zur Vereinigung. Schwierigkeiten beim Umgang mit deutschdeutscher Geschichte, Berlin 1993, S. 34–45.*

Andreas Malycha

BRAUN, Matthias: **Die Literaturzeitschrift „Sinn und Form". Ein ungeliebtes Aushängeschild der SED-Kulturpolitik** (= Analysen und Dokumente. Wissenschaftliche Reihe der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Bd. 26). – Bremen: Edition Temmen 2004. 229 S.

Am Beispiel der Zeitschrift „Sinn und Form", die im Westen zu den besten Literaturblättern Europas gezählt wurde, während sie im Osten eher „unfreiwillige[s] Aushängeschild der SED-Kulturpolitik" (S. 152) war, spürt diese chronologisch angelegte Studie den Produktionsbedingungen der Literaturwissenschaft in der ostdeutschen „Literaturgesellschaft" nach. Im Unterschied zu anderen Autoren, die sich eingehender mit diesem Gegenstand befaßt haben, zu nennen wären hier Manfred Jäger, Sebastian Kleinschmidt, Werner Mittenzwei, Stephen Parker oder Uwe Schoor, interessiert Braun besonders, wie stark der Einfluß der Staatssicherheit auf die Zeitschrift war. Dieser Frage geht er auf der Basis einschlägiger MfS-Quellen nach. Zehn Dokumente aus den Jahren 1953 bis 1988 runden den Band ab (S. 159–217).

Die Gliederung orientiert sich an der Amtszeit der fünf Chefredakteure (ihre gesamtdeutsche Geschichte unter Sebastian Kleinschmidt seit 1991 wäre eine eigene Studie wert) sowie den relevanten kulturpolitischen Zäsuren der DDR: der Huchel-Ära 1949 bis 1962, dem Jahr 1963 mit dem Interims-Chefredakteur Bodo Uhse, der Girnus-Ära

1964 bis 1981, dem Zwischenspiel von 1982 mit IM „Dichter", Paul Wiens, an der Spitze sowie der Ära Max Walter Schulz' von 1983 bis 1990. Nachhaltiger prägen konnten die elitäre Zeitschrift mit ihrer künstlich verknappten, sich lediglich zwischen 2500 und 8000 Exemplaren bewegenden Auflage selbstredend nur die länger amtierenden Chefredakteure, also der parteilose Lyriker Peter Huchel (1903–1981), der Literaturwissenschaftler und Kulturpolitiker Wilhelm Girnus (1906–1985) sowie der Schriftsteller und Pädagoge Max Walter Schulz (1921–1991).

Einleitend rekapituliert Braun die Kunst und Literatur zugewiesene affirmative Rolle in der DDR, die bekanntlich den Prinzipien „sozialistischer Parteilichkeit" unterlagen. In Übereinstimmung mit dem „Mainstream" der MfS-Forschung heißt es, daß „Auftrag, Zielsetzung und angewandte Methoden bei der Bekämpfung des vermeintlichen Gefahrenpotentials im Kunst- und Literaturbetrieb" bis zuletzt „nahezu unverändert" geblieben seien, es aber Veränderungen in den Methoden gegeben habe: Überwogen in der Ulbricht-Ära noch grobe Formen der Repression, gab es in der Honecker-Ära eine Verschiebung zur leisen und verdeckten Repression (S. 12).

Braun analysiert jeweils, wie die Chefredakteure in ihre Position gelangten, wer sie aus welchen Gründen protegierte oder sabotierte, wer ihre Mitbewerber waren, und aus welchen Gründen diese nicht zum Zuge kommen konnten oder wollten. Daneben geht es um die Spezifika ihrer Amtsführung: Wie nutzten die Chefredakteure die kulturpolitischen Handlungsspielräume und woran entzündeten sich ihre Auseinandersetzungen mit dem Kulturapparat? Welche Ziele verfolgten sie mit „Sinn und Form" und in welchem kulturpolitischen Umfeld geschah dies? Wie konnte das MfS in der Zeitschrift Fuß fassen, wer waren seine Konfidenten, worüber berichteten diese, und schließlich: Wie stark war der Einfluß des MfS auf „Sinn und Form" im Verlauf von vier Jahrzehnten?

Ohne ihr Verhalten jeweils zu beurteilen oder gar zu verurteilen, hält Braun lediglich sehr sachlich fest, daß sich alle fünf Chefredakteure von vornherein in Selbstzensur übten, und im Einklang mit ihrer Parteiführung „im Bewusstsein des ‚Dafür-sein-Wollens' für eine neue und sozialistische Gesellschaft" arbeiteten (S. 155). Huchel und Girnus, eingeschränkt auch Schulz, werden dabei nicht nur als Repräsentanten unterschiedlicher kulturpolitischer Phasen gesehen, sondern auch als Verkörperung verschiedener „Bewußtseinslagen" in der literarischen Intelligenz. Huchel mit seinem starken Interesse an der nichtsozialistischen Moderne habe im Einklang mit der SED-Kulturpolitik der fünfziger Jahre eine gesamtdeutsche Literaturzeitschrift schaffen wollen. Girnus' Absicht dagegen sei „von Anfang an" gewesen, in Übereinstimmung mit der spätestens seit dem Mauerbau eingeleiteten Abgrenzungspolitik der DDR von der Bundesrepublik eine Zeitschrift zu gestalten, „in deren Zentrum neue Werke des sozialistischen Realismus gerückt werden sollten". Dazu habe er aber sich mit den jungen Literaten verbinden müssen, die statt des sozialistischen einen „offenen Realismus" bevorzugten. Auch habe Girnus zum Mißfallen von Parteiapparat und MfS die Zeitschrift zum Forum kontroverser Literaturdebatten gemacht, wodurch diese zu einer „differenzierteren literarischen und kulturpolitischen Meinungsbildung des stark eingeschränkten öffentlichen Diskurses" im Land erheblich beigetragen habe. Dem „Parteikader" Girnus bescheinigt Braun, sich während seiner langen Tätigkeit als Chefredakteur ästhetische Anschauungen angeeignet zu haben, die er als Politiker für „absolut unannehmbar hielt" (S. 26, S. 156). Für Mittenzwei handelte es sich bei der Redaktionsperiode von Girnus, nicht der von Huchel, aus solchen und anderen Gründen um die „große Zeit von *Sinn und Form*".[1] Unter Schulz wiederum konnte die Zeitschrift von der „chaotische[n] Kulturpolitik ohne strategisches Konzept" seit den achtziger Jahren profitieren.[2] Die damit einhergehende „taktische Neubewertung" von Kunst und Literatur habe zu einem gewissen Desinteresse der Parteiführung, nicht aber des MfS, an den Werken von Schriftstellern und Künstlern und damit zu erweiterten Handlungsspielräumen geführt. Daß dem an „ritualisierte Abstimmungsverfahren" gewöhnten Schulz ein straffes Anweisungsverhältnis lieber gewesen wäre, steht dabei auf einem anderen Blatt (S. 156, S. 127).

Die geheimdienstlichen Einwirkungsmöglichkeiten des MfS auf die Redaktion von „Sinn und Form" hält Braun, wenigstens nach heutigem Forschungsstand, für insgesamt recht begrenzt: „In der Regel wurden alle wichtigen Entscheidungen zu den in dieser Zeitschrift gedruckten Autoren mit dem ZK der SED abgesprochen, welches häufig aus staatspolitischen Erwägungen heraus die etwaigen Bedenken des MfS zurückstellte." Vor allem „punktuelle, zeitlich zumeist befristete operative Maßnahmen" sind nachweisbar (S. 156 f.). Verantwortlich hierfür sei die Gesamtstrategie des MfS, die bis weit in die fünfziger

Jahre im kulturellen Bereich kein nennenswertes Gefahrenpotential sah. Aus Sicht der Staatssicherheit galten kulturelle Einrichtungen als schwer kontrollierbar, die Gewinnung von Intellektuellen als geheime Mitarbeiter als äußerst schwierig. Daher habe „Sinn und Form", wie der Literaturbetrieb insgesamt, bis weit in die sechziger Jahre hinein „nicht zu den operativen Schwerpunkten" des MfS gehört (S. 40–42, S. 58). Noch in einer Mitteilung der Hauptabteilung (HA) V vom Mai 1959 hieß es: „In seiner Grundhaltung ist Huchel ein anständiger Mensch, jedoch mit vielen bürgerlichen Eigenschaften und Auffassungen behaftet." Wie spärlich die MfS-Informationen über ihn waren, zeigt auch, daß die Bezirksverwaltung Potsdam im August 1959 nicht wußte, ob Huchel überhaupt der Akademie angehörte. Zwar wurde er später von der HA XX wegen angeblicher ideologischer Zersetzungstätigkeit bearbeitet, doch sollen die überlieferten Akten kaum Anhaltspunkte für konkrete operative Maßnahmen aufweisen. Erst als er später verdächtigt wurde, mit seiner Familie die DDR verlassen zu wollen, löste das MfS gezielte geheimpolizeiliche Maßnahmen gegen ihn aus (S. 58).

Unter Wilhelm Girnus gelang der Staatssicherheit schließlich, was unter Huchel undenkbar gewesen wäre: die Herstellung eines direkten Zugangs zur Redaktion. Sowohl er als auch sein Stellvertreter Achim Zeissler, der 1984 als IM „Zeising" förmlich angeworben werden konnte, ließen sich im „Fall Bunge" bereitwilligst auf eine Kooperation mit dem MfS ein (vgl. „Der Fall Dr. Hans Joachim Bunge", S. 69–74, S. 128). In späteren Jahren soll Girnus, der immer stärker die Abschottung der Redaktion nach außen betrieben habe, seine freimütige Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit aber eingestellt haben (S. 100).

Die Ernennung von Paul Wiens Anfang der achtziger Jahre konnte als großer Erfolg des MfS herausgestellt werden: „Dass Wiens Chefredakteur wurde, ist das Ergebnis langfristiger operativer Kombination und [des] Einsatz[es] des IM ‚Günther' [d.i. der Sekretär der Sektion Dichtkunst und Sprachpflege Günther Rücker, d. V.]." Wiens starb allerdings zu früh, um der Staatssicherheit wirklich nützlich sein zu können. Verbürgt ist aber, daß er an die Redaktion gesandte Manuskripte unaufgefordert an seinen Führungsoffizier weitergab (S. 118 f.). Festzuhalten ist zudem, daß das MfS nach der Lancierung von IM „Dichter" (Wiens) als Chefredakteur und der förmlichen Einbindung des IM „Zeising" (Zeissler) in den achtziger Jahren keinen weiteren entscheidenden Einfluß mehr auf die Personalentwicklung der Redaktion nehmen konnte (S. 158).

Im letzten Jahrfünft der DDR erscheint die Staatssicherheit geradezu als Gralshüterin des „sozialistischen Realismus" gegenüber einem „kanonlosen" Literaturbetrieb (S. 132 f.).

Braun hat mit diesem gut lesbaren Band eine Forschungslücke geschlossen, indem er unaufgeregt und exemplarisch den Einfluß des ostdeutschen Geheimdienstes auf eine der wichtigsten Literaturzeitschriften der DDR analysiert hat. Dabei ist er zu sehr differenzierten Ergebnissen gekommen, die zugleich ein Diskussionsbeitrag zu den Möglichkeiten und vor allem Grenzen des Einflusses des MfS sind.

1 *Werner Mittenzwei, Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945–2000, Leipzig 2001, S. 225.*

2 *Manfred Jäger, Kultur und Politik in der DDR 1945–1990, Köln 1995, S. 187.*

Beate Ihme-Tuchel

Die Sicherheit. Zur Abwehrarbeit des MfS. Hrsg. von Reinhard GRIMMER, Werner IRMLER, Willi OPITZ und Wolfgang SCHWANITZ. Mit einem Plädoyer von Peter-Michael Diestel. 2 Bde. – Berlin: Edition Ost im Verlag Das Neue Berlin 2002. Bd. 1: 668 S., Bd. 2: 580 S.

Elf ehemalige Generäle und neun Oberste des MfS berichten fach- und sachkundig über Strukturen, Funktionen, Zielsetzungen und die Stellung des Geheimdienstes im Machtgefüge der DDR. Dazu greifen sie zum einen auf MfS-Akten, zum anderen auf Selbsterlebtes zurück. Mit betont nüchterner Sachlichkeit beschreiben die ehemals führenden Männer des MfS die Stellung und die Rolle der inoffiziellen Mitarbeiter innerhalb der MfS-Strukturen, beleuchten die verschiedenen Verantwortungs- und Aufgabenbereiche des Geheimdienstes und analysieren Hauptaufgaben und Methoden der Abwehrarbeit. Das Buch eröffnet einen beachtenswerten Einblick in die inneren Wirkmechanismen des selbsternannten „Schildes und Schwertes der Partei" und erlaubt aufgrund der enormen Materialfülle und dem Fehlen jeglicher subjektiver Komponente einen klaren Blick auf den Sachverhalt.

Christine Koch

Utopie und Terror. Josef Stalin und seine Zeit. Eine Publikation der Volkshochschule des Kantons Zürich. Hrsg. von Eva MAEDER und Christina LOHM. – Zürich: Chronos Verlag 2003. 204 S.

Den Anlaß für die Entstehung dieses Bandes bildete eine Vorlesungsreihe, die im Wintersemester 2002/03 von der Volkshochschule des Kantons Zürich organisiert wurde. Ziel dieser Reihe war es, einen „möglichst breiten Überblick über eine viel diskutierte Problematik zu vermitteln": den Stalinismus. Die Ansätze, die die Autorinnen und Autoren vertreten, reichen „von der Alltagsgeschichte bis zur politischen Biographie". Diese Breite soll „50 Jahre nach dem Tod Stalins [...] eine vorläufige Bilanz seiner Herrschaftszeit" ermöglichen. Dieser Anspruch wird allerdings insoweit relativiert, als „wichtige Themen wie Strafvollzug, Religion und nationale Problematik fehlen".

Im ersten Beitrag beschreibt Heiko Haumann (Basel) die „sozialistische Lebensweise der Zukunft" in der UdSSR zwischen 1929 und 1939 auf der Grundlage von „fünf Lebenssituationen" sowjetischer Menschen. Diese Betrachtungsweise, die sich auf die Auswertung sogenannter Ego-Dokumente stützt (Tagebücher, Briefe u. ä.), wird vom Autor mit „harten Fakten" aus seiner angestammten Disziplin, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, untermauert. Hierbei zeigt sich, daß der Verfasser seine Herkunft nicht verleugnen kann, wiederholt er doch gerade eine in dieser Disziplin nicht selten verbreitete, dadurch aber nicht unbedingt wahrer werdende These, die hier folgendermaßen formuliert wird: „[...] er [der Stalinismus] kam nicht von ungefähr und nicht über Nacht, doch die Politik vor und nach 1929 ist *wesentlich* voneinander unterschieden" (Hervorhebung R. Z.). Daß es Willkür, Gewalt, Terror und millionenfachen Mord auch vor 1929 gegeben hat, scheint Haumann nicht weiter zu beeindrucken. Der Mythos, daß mit der Entmachtung der angeblich „bauernfreundlichen" Strömung in der VKP (b) um Nikolaj Bucharin, der beschlossenen Kollektivierung und Industrialisierung und dem immer umfangreicher werdenden Terror, der dann in den „großen Terror" mündete, eine Wende eingeleitet wurde, die die Sowjetunion vom Weg zum Sozialismus wegführte – so könnte man zugespitzt formulieren –, wird auch hier subtil suggeriert: „Die Sowjetunion war mit dem Ziel angetreten, eine gerechte Gesellschaft freier Menschen zu schaffen – ‚eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist', wie es Marx und Engels in ihrem ‚Manifest der Kommunistischen Partei' 1848 ausgedrückt hatten. *Jetzt* [die Rede ist von 1938; Hervorhebung R. Z.] war sie zu einem verbrecherischen Terrorsystem geworden. [...] 1929 waren viele Menschen noch von Hoffnungen, von einer Aufbruchstimmung erfüllt gewesen. Der Durchbruch zu einem glücklicheren Leben und zu einer ‚sozialistischen Lebensweise' schien nahe zu sein. Zehn Jahre später war zwar die unruhige, unübersichtliche, krisengeschüttelte Zeit der Neuen Ökonomischen Politik abgelöst worden durch – oberflächlich gesehen – Ruhe und Ordnung, eine gewisse Sicherheit in der Grundversorgung, eine Erwartung steten ökonomischen Wachstums. Aber zugleich herrschte jetzt ein verbrecherisches System, wurde die Gesellschaft bestimmt durch Verunsicherung, Angst und unvorstellbares Leid in der Bevölkerung." Aus der Schweiz über eine gerechte Gesellschaft in der Sowjetunion zu phantasieren mag dort und anderswo schick und „fortschrittlich" sein. In der UdSSR, die in den zwanziger Jahren zu über 80 Prozent der Bevölkerung aus Bauern bestand und die keine Vorstellung von den Fieberträumen westlicher Intellektueller hatte, die großenteils weder lesen noch schreiben konnte und sich auch nicht im geringsten für derlei Dinge interessierte, spielten solche Ideen bestenfalls in einem ganz kleinen Zirkel westlich orientierter Intellektueller eine Rolle. Diese Art von Menschheitsbeglückung, die auf eine lange Historie zurückschauen kann, stellt Ideologien und Utopien schon seit jeher über die Realität und über das Leben anderer Menschen und geht freudetrunken über Berge von Leichen. Wichtig scheint ihnen besonders das „Glaubenmachen" zu sein, ein Phänomen, das die amerikanische Journalistin Anne Applebaum folgendermaßen umschrieben hat: „[...] rufen Stalins Verbrechen bei vielen Menschen nicht dieselbe instinktive Reaktion hervor wie die Hitlers. Ken Livingstone, ehemals Mitglied des britischen Unterhauses und heute Oberbürgermeister von London, hat [...] den Unterschied zu erklären versucht. Ja, die Nazis waren ‚böse', meinte er. Die Sowjetunion dagegen war ‚deformiert'. Diesen Eindruck scheinen viele Menschen zu haben, auch solche, die keine altmodischen Linken sind: In der Sowjetunion ist etwas schief gelaufen, aber sie war nicht von Grund auf schlecht wie das nationalsozialistische Deutschland. [...] Aber unser Blick war auch ideologisch verstellt. [...] Vielleicht lag das daran, dass die ideologischen Väter der westlichen Linken, Marx und Engels, in der Sowjetunion ebenfalls verehrt wurden. Auch die

Sprache war ähnlich [...] Die Sowjetunion scharf zu kritisieren hätte bedeutet zu verurteilen, was auch Linken im Westen einst lieb und teuer war."[1] Womit sich der Kreis schließt und wir wieder bei Heiko Haumann angelangt wären.

In den beiden anschließenden Beiträgen steht dann die Persönlichkeit Stalins im Zentrum der Betrachtungen. Daniel Weiss (Zürich) geht es darum, „die möglichen biografischen Wurzeln des stalinistischen Terrors wie auch des um Stalin betriebenen Personenkultes zu benennen". Für den stalinistischen Terror identifiziert er drei Quellen, die immer wieder zur Erklärung der Massenmorde ins Feld geführt worden sind: a) Stalins verbrecherischer Charakter sei einer Paranoia bzw. einer paranoiden Psychose geschuldet; b) Stalin sei aufgrund eines ausgeprägten sozialen Infantilismus bindungsunfähig gewesen; c) bei Stalin habe es sich um einen klinischen Fall von nichtsexuellem Sadismus gehandelt. Was den Personenkult anbelangt, so sei dieser vor allem den vielen Defiziten Stalins geschuldet, deren er sich größtenteils selbst bewußt gewesen sei (Minderwertigkeitskomplex), weshalb er nach außen als jemand habe erscheinen wollen, der allen in allem überlegen gewesen sei. Hier sei auch eine wesentliche Ursache für die Ermordung insbesondere der „alten Bol'ševiki" auch nach deren Entmachtung zu sehen, da sie ihn ständig an seine Unterlegenheit erinnert hätten. Hinzu käme, daß im Zuge der großangelegten Geschichtsklitterung, die für den Stalinkult essentiell notwendig gewesen sei, Weggefährten hätten beseitigt werden müssen, die anderes hätten bezeugen können. Allerdings macht Weiss auch klar, daß man seiner Ansicht nach in den charakterlichen Deformationen Stalins „mit Sicherheit nicht den alleinigen Schlüssel für das Verständnis der ganzen Monstrosität dieser Epoche der Sowjetgeschichte liefern kann".

Ebenfalls mit Stalin als Person setzt sich Heinz-Dietrich Löwe (Heidelberg) auseinander. Er bettet ihn in seine Umgebung ein und versucht, ihn als Produkt seines Milieus, seiner bolschewistischen politischen Heimat zu verstehen, die sich gegen alles Fremde, Ausländische und Intellektuelle abgrenzte. Stalin lernte in diesem Umfeld immer besser auf der Klaviatur der Macht zu spielen und trat als gelehriger Schüler Lenins, dem es auch in erster Linie um die Macht ging, immer mehr in den Vordergrund, vertrat er doch wie kein zweiter die reale soziale Machtbasis der Partei. Die „einfachen" Parteimitglieder sahen einen von ihresgleichen in ihm. Und in der Tat – er war, auch wenn sie sich selbst natürlich anders wahrnahmen, wie sie: brutal, gewalttätig, rückständig, primitiv und ungebildet. Stalin sei es nicht um die Bewältigung der ökonomischen, sozialen und politischen Probleme gegangen, vor denen die UdSSR stand, sondern um die permanente Organisierung von Unruhe und Konflikten, um die daraus resultierenden Spannungen zugunsten des Ausbaus seiner persönlichen Macht zu nutzen, was ihm ja auch gelang. Aufgrund dieser kühlen und erfolgreichen Machteroberungsstrategie geht Löwe auch nicht davon aus, daß man Stalin als „pathologisch noch als neurotisch misstrauisch charakterisieren" könne, da „solche Menschen [...] normalerweise ihre Effektivität und Handlungsfähigkeit im alltäglichen Leben" verlören. Vielmehr sieht er in ihm einen Schauspieler, der „den Terror mit derselben kühlen Rationalität geplant [hat], die er nach außen zur Schau trug. Er fühlte Widerstand, bevor er sich wirklich artikulierte, und nahm auf ihn Rücksicht. Er konnte warten, bis der Augenblick reif und seine Gegner entmachtet waren. Was ihm ermöglichte zu handeln, wie er handelte, waren seine absolute Amoralität, die völlige Gleichgültigkeit menschlichen Opfern gegenüber und das Bewusstsein, eine historische Mission zu erfüllen [...]." Vorausgesetzt, diese Analyse stimmt, kann Stalin, der angeblich genauso kühl handelte wie er nach außen wirkte, in dem also das Innenleben der Außendarstellung entsprach, zu Recht dann noch als Schauspieler bezeichnet werden?

Die Mitherausgeberin Eva Maeder (Zürich) steuert dann den wohl schwächsten Beitrag des Bandes bei, der sich mit der Kollektivierung und dem Kolchossystem befaßt. Im ersten von zwei Abschnitten stellt sie die Ziele, den Verlauf und die Resultate der Kollektivierung dar, um dann anschließend die Strukturen des Kolchossystems und die Lebensbedingungen der Dorfbewohner zu beschreiben. Dabei stützt sie sich „auf die in jüngster Zeit zahlreich erschienenen Publikationen zum sowjetisch(-russischen) Dorf der 1930er Jahre, auf Briefe und Tagebücher von Bauern, Geheimdienstberichte sowie auf Gespräche [...] mit älteren Männern und Frauen in einem sibirischen Dorf". Aber unabhängig davon, worauf sich die Autorin stützen mag, eines steht für sie von vornherein fest: „Das Ausmaß der damaligen Veränderungen wird erst vor dem Hintergrund des Dorfalltags der 1920er-Jahre deutlich. Was den Bauern im Rückblick als heile Welt erscheint, bildete in den Augen der Regierung einen Hort der Rückständigkeit." Hätte sie wirklich neuere Studien zum sowjetischen Dorf unter Einschluß auch der

zwanziger Jahre gelesen und verarbeitet, wie etwa die Arbeiten von Markus Wehner oder von Viktor Danilov, wäre eine solche idyllisierende Aussage – die sich übrigens hinsichtlich der zwanziger Jahre wie ein roter Faden durch das Buch zieht – über die sowjetische Bauern- und Landwirtschaftspolitik, die Millionen von Menschenleben forderte, wohl kaum denkbar. Die kursorische, um nicht zu sagen: oberflächliche Darstellung der Kollektivierung der Landwirtschaft ist zudem nicht frei von unkritischen Begriffsübernahmen. So verwendet die Verfasserin beispielsweise den ideologischen Kampfbegriff „Kulak", den die Bol'ševiki für den Feind schlechthin hielten und der angeblich ein reicher Bauer war, ohne jede Distanzierung und Problematisierung. An anderer Stelle wird deutlich, daß der Stellenwert bestimmter Ereignisse und Manöver für den Verlauf der Kollektivierungskampagne nicht ihrer Bedeutung gemäß erfaßt werden: „Am 2. März veröffentlichte Stalin in der ‚Prawda' einen Artikel, in dem er den Verantwortlichen vor Ort Übereifer und Exzesse vorwarf. Die Bauern sahen in dieser Kritik ein Signal zur Kolchosauflösung und reichten ihre Austrittserklärung ein." Der Artikel, der nicht für „die Bauern" geschrieben wurde, auf den hier Bezug genommen wird – „Vor Erfolgen von Schwindel befallen. Zu den Fragen der kollektivwirtschaftlichen Bewegung"[2] –, stellt ein für Stalins Verhalten charakteristisches Beispiel dar. Nachdem er selbst die Jagd auf die „Kulaken" eröffnet[3] und die forcierte Kollektivierung befohlen und damit der Unzufriedenheit sowohl vieler Parteifunktionäre als auch der Masse der Bauern einen Sündenbock präsentiert hatte, leitete er – aufgrund der eingetretenen Destabilisierung in der Landwirtschaft – eine erneute kurzfristige Wende ein, die den angeblich „übereifrigen" Parteifunktionären vor Ort die Schuld für Chaos und Willkür anlastete, um dann – nachdem die Ernte im Spätsommer eingebracht war – seine Kampagne noch brutaler und erbarmungsloser fortzusetzen. Über diese Zusammenhänge erfährt man hier allerdings nur wenig.

Mit dem Alltagsleben in den sowjetischen Städten setzt sich im anschließenden Beitrag Carmen Scheide (Basel) auseinander. Auch hier wird auf der Basis von Tagebüchern argumentiert. Dabei handelt es sich zum einen um dasjenige der Galina Stange, einer Aktivistin der von 1936 bis 1941 existenten „Hausfrauenbewegung", deren Ziel darin bestand, „Ehefrauen vom technischen Personal, der Intelligenzija oder Angestellten für öffentliche Belange zu mobilisieren". Die zentralen Themen des zwischen 1932 und 1938 geführten Tagebuches kreisen um die allgemeine Wohnungsnot, die Frauenemanzipation und den permanenten Mangel an Konsumgütern. Das andere Tagebuch, auf das in diesem Buch wiederholt zurückgegriffen wird (Haumann, Maeder, Scheide), ist das von Stepan Podlubny[4] geführte. Die Autorin bezieht sich hier vor allem auf die Passagen, in denen es um dessen Verhältnis zur Macht und zum Terror geht, dessen Opfer sowohl er als auch seine Mutter wurden, und rekonstruiert die Risse und die Kontinuitäten im Bewußtsein eines „neuen Menschen" des Stalinismus, soweit sich derlei aus einem Tagebuch destillieren läßt.

Brigitte Studer (Bern) analysiert in ihrem Beitrag ein Herzstück stalinistischer „Kultur": die „Zivilisation des Selbstberichts". Dabei geht es um die Erstellung von Lebensläufen, deren die kommunistische Kontrollogik zu verschiedenen Zeiten aus unterschiedlichen Gründen bedurfte. Immer wieder – je nachdem, wer gerade der Hauptfeind war bzw. wem etwas angehängt werden sollte – waren die Mitglieder der verschiedenen kommunistischen Parteien gezwungen, ihren Lebenslauf und andere biographische Angaben so umzuschreiben, wie es verlangt wurde oder zumindest wie sie es sich vorstellten. Diese „Zivilisation des Berichts" (Nicolas Werth), setze sich aus den Elementen der biographischen Kontrollogik, der „Überführung" (von einer kommunistischen Partei in die russische/sowjetische KP), aus der „bolschewistischen Wachsamkeit" und entsprechenden Instrumenten der Selbst- und Fremdkontrolle, aus unterschiedlichen Kulturen gespeisten Selbstthematisierungspraktiken sowie aus einem Mix von Selbst- und Fremdzuschreibungen zusammen und sei tief im Bewußtsein und kommunistischen Selbstverständnis verankert gewesen. Dies war das Fundament, auf dem die totale Kontrolle von Individuum und Gesellschaft, wie sie in der Sowjetunion bestand, nahtlos und ohne größeren Widerstand hervorzurufen, hat aufbauen können. Die These, die die Autorin allerdings entwickelt, daß es in der Selbstdarstellung der kommunistischen Parteimitglieder einen Zusammenhang gegeben habe zwischen der politischen und charakterlichen Festigung sowie der Beherrschung der Regeln der Parteidisziplin und der richtigen Handhabung ihrer Praktiken einerseits, und einem möglichen sozialen Aufstieg oder der Verhaftung/Ermordung andererseits, vermag nicht zu überzeugen. Demnach hätten vor allem die intelligenteren und geschickteren Parteimitglieder dem Terror entgehen können und müssen, was nicht der Fall war. Zu hinterfragen wäre auch

die These, daß sich der Stalinismus „mit seiner biografischen Erfassungs- und Kontrolllogik [...] freilich nicht grundsätzlich von jeder anderen modernen Staatsmacht (unterschied), deren bürokratische Verwaltung die persönlichen Daten und Meinungen ihrer Bürgerinnen und Bürger registriert und archiviert".

Die Lage der „Literatur als Objekt strikter politischer Regulierung" behandelt Ulrich Schmid (Bern). Er stellt die Bedeutung des ersten Schriftstellerkongresses 1934 und das von Andrej Ždanov entwickelte „ästhetische" Programm des „sozialistischen Realismus" heraus, das zur verbindlichen Richtlinie wurde. Damit war aus stalinistischer Sicht alles Notwendige gesagt, und infolgedessen fand auch zu Lebzeiten des Diktators kein weiterer Kongreß statt. Erst 1954 wurde der zweite Schriftstellerkongreß durchgeführt, obwohl die Statuten des Schriftstellerverbandes alle zwei Jahre einen solchen vorsahen. Unabhängig davon, für wie linientreu manche Schriftsteller galten oder welche Funktionen sie bekleideten, mußten ihre Werke vor der Veröffentlichung (es gab für Belletristik nur noch einen einzigen Staatsverlag) von der Zensur – der Hauptverwaltung für Literatur (Glavlit) – genehmigt – und das bedeutete häufig: umgeschrieben – werden und wurden nach ihrer gefälligen „Veröffentlichung von der Literaturkritik penibel auf ideologische Mängel untersucht". Im übrigen machte die Sowjetisierung der Literatur auch vor den „Klassikern" (Puškin, Gogol', Dostoevskij, Tol'stoj) nicht halt, deren Werke so uminterpretiert wurden, daß sie zwar in das offizielle Weltbild paßten, mit ihren eigentlichen Aussagen und Zielen aber nicht mehr assoziiert werden konnten. An mancher Stelle sind die Ausführungen des Autors, besonders zu diesem Aspekt, etwas zu voraussetzungsvoll. Beispielsweise weist er darauf hin, daß der Verlag die Erzählung „Der Mantel" von Nikolaj Gogol' „ohne den phantastischen Schluss abdruckte", ohne auch nur mit einem Wort darauf einzugehen, worin dieser besteht und worin hier das Problem für die sowjetische Zensurbestand.

Ein weiteres Herrschaftsinstrument innerhalb des Schriftstellerverbandes stellte die mit klar unterscheidbaren Privilegien verbundene Hierarchisierung dar. Als ein besonders finsteres „Kapitel der russischen Literaturgeschichte muss die ideologische Verbrämung der Straflager durch sowjetische Dienstschriftsteller gelten", hebt der Verfasser mit Recht hervor. Hier tat sich „Maxim Gorki, die Galionsfigur des stalinistischen Literaturbetriebs", hervor, der „sich mit seinen Lagerdarstellungen einen höchst zweifelhaften Ruhm" erwarb. Wenngleich an Gorkijs und anderer Schriftsteller Lobeshymnen auf Terror, Lager und Zwangsarbeit nichts zu beschönigen ist, so wird der Druck, den das Terrorregime natürlich auch auf die Schriftsteller ausübte und dem sie auch zahlreich zum Opfer fielen, doch zu stark vernachlässigt. Und in bezug auf Gorkij stellt der Verfasser eine wesentliche Frage nicht: Warum – vorausgesetzt, an den sich bis heute haltenden Gerüchten ist etwas Wahres dran – ließ Stalin den „sowjetischen Dienstschriftsteller" ermorden?

Mit einem heiklen und immer wieder kontrovers diskutierten Thema beschäftigen sich die Ausführungen von Dietrich Beyrau (Tübingen). Er unternimmt den Versuch, die „ungleichen Brüder, die Systeme Hitlers und Stalins", zu vergleichen. Dabei konzentriert er sich auf drei Aspekte. Zuerst interessieren ihn die „Merkmale und Konsequenzen der ‚deutschen' und der bolschewistischen Revolution", dann „die utopischen Ziele und Heilserwartungen in beiden Systemen und die daraus resultierende Feindmarkierung" und schließlich „das neomerkantile Denken und seine Folgen für die Innen- und die Aussenpolitik". Im ersten Punkt einen entscheidenden Unterschied darin sehend, daß die Naziherrschaft bis zum Sieg über Frankreich 1940 auf ständig steigende Zustimmung im Lande hat bauen können und somit aktive Unterstützung gefunden habe, während der Stalinismus einen Krieg gegen die eigene Gesellschaft darstellte, finden sich in den beiden anderen Gesichtspunkten große Übereinstimmungen. Merkantile Konzepte bildeten „wichtige Komponenten von Politik und Ökonomie, eingekleidet einerseits in einen rassistischen Sozialdarwinismus, andererseits in eine sozialistische Vision", die ihrerseits „einer Feindmarkierung" bedurften, „die auf der einen Seite nach rassistischen Kriterien, auf der anderen Seite nach solchen ontologischer Klassenmerkmale verfuhr, denen seit den 1930er-Jahren die Kategorie ‚feindliche' Ethnie zugeordnet werden kann". Ob die veröffentlichten „theoretischen" und „philosophischen" sowjetischen Publikationen der dreißiger und vierziger Jahre in Verbindung mit einer „sozialistischen Vision" zu bringen wären, soll hier nicht weiter erörtert werden. Problematisch ist jedoch, daß die Feindmarkierung im sowjetischen Falle als ontologisch eingestuft wird. Wäre sie zutreffend, hätte die massenhafte Verhaftung und Ermordung von Arbeitern und Bauern, die der ontologischen Feindmarkierung per se im Arbeiter- und Bauernstaat Sowjetunion nicht entsprechen

konnten, nicht vonstatten gehen dürfen. Es zeigt sich einmal mehr: den Stalinismus rationaler darzustellen, als er tatsächlich war, ist zum Scheitern verurteilt.

Der Zweite Weltkrieg und die anschließende Einverleibung Osteuropas in das Imperium Stalins ist das Thema von Carsten Goehrke (Zürich). Er unterteilt seinen Beitrag in fünf Fragen: a) Wie hat die Sowjetunion in der Zeit „zwischen den beiden Weltkriegen ihre aussenpolitischen Interessen definiert und mit welchen Mitteln" hat sie diese wahrgenommen? Die Definition der „kapitalistischen Einkreisung" wurde allgemein geteilt, und die Mittel, deren man sich bediente, um diese zu durchbrechen, waren die Diplomatie (Rapallovertrag, Briand-Kellogg-Pakt, Völkerbundbeitritt) und die in der Komintern vereinten kommunistischen Parteien. Mit dem Hitler-Stalin-Pakt wurde letztere Waffe, mit der innenpolitisch in wichtigen Feindstaaten Druck auf die Regierungen ausgeübt werden konnte, aber einigermaßen stumpf. Daß „die Komintern von einer weltrevolutionären Plattform aller kommunistischen Parteien unter Führung der KPdSU [diesen Namen nahm die VKP(b) erst 1952 an] zu einem willfährigen Erfüllungsgehilfen sowjetischer staatlicher Sicherheitsinteressen herabgesunken war", wurde nun für alle offensichtlich und ließ sich nicht mehr verheimlichen. Daß die Komintern sich davon nicht mehr erholt habe und offiziell 1943 *deshalb* aufgelöst wurde, ist, sowohl was den Grund als auch was die tatsächliche Auflösung betrifft, mittlerweile als widerlegt zu betrachten. b) Welche Rolle hat die Sowjetunion für die Entstehung des Zweiten Weltkrieges gespielt? Stalins Umgang mit geschlossenen Verträgen, die aus tagespolitischen Nützlichkeitserwägungen heraus gebrochen wurden, um neue, strategisch vollkommen anders ausgerichtete zu schließen (Hitler-Stalin-Pakt), machte ihn zum „Geburtshelfer des Zweiten Weltkriegs". c) Welchen Nutzen zog die UdSSR aus dem Verlauf des Krieges, und wie groß war der Handlungsspielraum der Alliierten, den Machtzuwachs der Sowjetunion zu begrenzen? Trotz der militärischen Unzulänglichkeiten Stalins und seiner Umgebung, die Millionen von sowjetischen Soldaten ihr Leben gekostet haben, ging die UdSSR als der große Sieger aus dem Krieg hervor. Die Frage, ob die Möglichkeit bestanden habe, dieser Entwicklung einen Riegel vorzuschieben, wird negativ beantwortet: „Eine solche Alternative hätte nur bestanden, wenn auf westlicher Seite ein dem sowjetischen ähnliches Regime mit vergleichbar menschenverachtenden Methoden eine Invasion Frankreichs zu einem Zeitpunkt eingeleitet hätte, der es erlaubt hätte, in einem Wettlauf zumindest große Teile Ostmitteleuropas noch vor der Roten Armee zu besetzen. Eine derartige Alternative hätte aber einen hohen Blutzoll gefordert und schied daher für demokratisch gewählte Staatsführungen aus." d) Welches Konzept verfolgte die Sowjetunion bei der Unterwerfung Osteuropas? Wenngleich, rückblickend betrachtet, die Stalinisierung Osteuropas einem klaren Konzept gefolgt zu sein scheint, war die reale „Entwicklung jedoch sehr viel komplexer gestaltet". Politisch hieß dies „Volksdemokratie", also formal eine Mehrparteienherrschaft mit Beteiligung „fortschrittlicher", nichtkommunistischer Parteien, in der alle wichtigen Machtpositionen von Kommunisten besetzt waren. Wirtschaftlich bedeutete dies eine Orientierung an der „Neuen Ökonomischen Politik" der zwanziger Jahre: Verstaatlichung von „Industrie, Banken und Aussenhandel", Enteignung von Großgrundbesitzern, Verteilung ihrer „Güter an Landarbeiter und Kleinbauern zu privater Bewirtschaftung". „Handwerk, Kleingewerbe und Kleinhandel blieben ebenfalls in privater Hand." Zur Gewinnung von Unterstützung in der Innenpolitik tolerierte Moskau schließlich, daß die jeweiligen kommunistischen Parteien die nationalen Interessen ihres Landes auch gegen die Ziele der sowjetischen Politik zum Ausdruck bringen durften. Diese „Nationalkommunisten, die sich nicht unbedingt als prinzipienlose Handlanger der Sowjetunion verstanden", waren dann auch diejenigen, die entweder mit Moskau brachen oder nach „erfolgreicher" Stalinisierung in Schauprozessen angeklagt wurden und im Gefängnis verschwanden oder an die Wand gestellt wurden. e) Wann, wie und warum fiel die Antihitlerkoalition auseinander und begann der Kalte Krieg? Den entscheidenden Wandel sieht der Autor im Jahre 1947. Auslöser sei zunächst die „Truman-Doktrin" gewesen, die „in ihrer Freiheit bedrohten freien Völkern" aktive Unterstützung versprach. In Verbindung mit dem „Marshallplan", den auch zahlreiche von der Sowjetunion beherrschte Staaten in Anspruch zu nehmen nicht abgeneigt waren, und der „Containment-Strategie" der amerikanischen Regierung, die die „Expansionsbestrebungen der Sowjetunion" einzudämmen beabsichtigte, sah sich Stalin veranlaßt, einen radikalen außenpolitischen Kurswechsel vorzunehmen. Der Kalte Krieg in einer machtpolitisch bipolaren Welt war Realität geworden, das Kommunistische Informationsbüro (Kominform) wurde gegründet und

die Sowjetisierung Osteuropas beschleunigt vorangetrieben. Befremdlich jedoch ist die Einstellung des Autors (der sich zudem als Experte für Milchmädchenrechnungen outet) zu dieser Entwicklung, die „Westeuropa eine Phase lang anhaltender innerer und äusserer Stabilität" gebracht habe. Daß diese scheinbare Stabilität zu Lasten der Menschen in Osteuropa und der Sowjetunion ging und daß die Natur gnadenlos ausgebeutet und in einem Ausmaß zerstört wurde, unter dem wir, global gesehen, bis heute leiden und noch lange leiden werden (Stichworte: Černobyl', Atom-U-Boote auf dem Grund verschiedener Meere, verstrahlte und verwüstete Landschaften in der ganzen ehemaligen Sowjetunion, eine bis heute niedrige Lebenserwartung usw.), daß wir alle dafür noch sehr lange und sehr teuer bezahlen werden müssen, scheint nicht weiter zu interessieren. Wichtiger scheint zu sein, daß das alte Feindbild USA wieder „stimmt", das hier in gewohnter Plattheit beschworen wird: „Ist es nicht völlig absurd, daß man heute, wo nur noch eine einzige Hypermacht übrig geblieben ist, die in verblendeter Hybris den Globus ausschließlich nach ihrem Gusto traktieren möchte und uns durch eine gewissenlose und kurzsichtige Kriegspolitik in eine ungewisse Zukunft treiben könnte, daß man heute fast wieder versucht ist, sich zu den ‚goldenen Zeiten' des Kalten Krieges zurückzusehnen?"

Zum Abschluß des Bandes beschäftigt sich Stefan Plaggenborg (Marburg) mit Stalins Erbe. Vor allem steche dabei eines ins Auge: Auch nachdem die intensive Forschung über Stalin und den Stalinismus dazu geführt habe, daß „die professionellen Historiker heute einer Meinung über Stalin" seien, habe sich an der „dualen Wertschätzung bis heute nichts geändert": „Für das Stalinbild nach 1953 ist einerseits die Verehrung durch einen Teil der Bevölkerung, andererseits die völlige Ablehnung und Verdammung durch einen anderen Teil charakteristisch." Und was den Stalinismus als System angeht, so vermutet der Verfasser, „dass der strukturbildende Stalinismus grundlegend nicht reformierbar war". Die beiden Reformversuche, die es zuerst unter Chruščev und dann unter Gorbačev gegeben habe, seien beide gescheitert. „Der erste Versuch endete in unsystematischen und planlosen Verhältnissen, schliesslich mit dem Sturz Chruschtschows im Oktober 1964; der zweite Versuch führte zum Untergang des gesamten Systems." Das „Durchwursteln" unter Brežnev war zwar in gewisser Weise erfolgreicher, konnte aber nicht zum Dauerzustand werden und kam Anfang der achtziger Jahre an seine Grenzen. Vermutlich hätte auch die andere damals bestehende Option, die Rückkehr zum „Kasernenhofsozialismus" der Stalinzeit, das System implodieren lassen. Das Erbe des Stalinismus wog zu schwer, um mit Reformen überwunden werden zu können. Da das System als solches nicht in Frage gestellt wurde, kamen nur eine andere Zusammensetzung bzw. Gewichtung der Systemelemente (mehr Konsum, weniger Repression) in Frage, ohne daß die einzelnen Elemente, aus denen sich das stalinistische System zusammensetzte, sich veränderten. Den „last exit", den Gorbačev und seine Anhänger gehen wollten, die Rückkehr zu Lenin, zum „wahren Sozialismus", dieser Ausweg war „Ende der 1980er-Jahre [...] versperrt". Er hätte auch zu den gleichen strukturlogischen Problemen führen müssen, hat sich doch die reale sowjetische Geschichte aus diesen Quellen gespeist, die der bolschewistischen „Kultur" gemäß über kurz oder lang wieder genauso gewaltförmig aufgelöst hätten werden müssen, wie es real geschehen ist. Überwunden ist die historische Last, die sich mit dem Namen Stalins verbindet, keinesfalls. Was seine russischen Erben daraus machen werden, ist eine nach wie vor spannende Frage der Gegenwart und besonders der Zukunft, hat eine wirkliche, systematische und folgenreiche Hinterfragung des Stalinismus in Rußland doch bis heute auf sich warten lassen.

Festzuhalten bleibt, was den Anspruch anbelangt, a) eine gut lesbare, b) möglichst breit angelegte, c) vorläufige Bilanz der Herrschaftszeit Stalins zu geben, daß das erste Ziel erreicht und das zweite schon durch die Aussonderung wichtiger Themen selbst relativiert wurde. Hinsichtlich des dritten Zieles ist festzustellen, daß – wenn damit quasi eine „Leistungsschau" der deutschsprachigen Stalinismusforschung beabsichtigt gewesen sein sollte – eine Konkurrenzfähigkeit mit dem englischsprachigen Raum nach wie vor nicht in Sicht ist. Angesichts der massiven Kürzungen, die es in diesem Bereich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus gegeben hat, ist eine Besserung der Situation, wie dieses Buch zeigt, offensichtlich nicht zu erwarten.

1 *Anne Applebaum, Der Gulag, Berlin 2003, S. 14f.*

2 *I. V. Stalin, Golovokruženie ot uspechov. K voprosam kolchosnogo dviženie, in: Sočinenija, tom 12, Moskau 1952, S. 184–190 (auf deutsch in: J. Stalin, Fragen des Leninismus, Berlin 1951, S. 363–369).*

3 *Vgl. seinen Artikel: K voprosu o politike likvidacii kulačestva, kak klassa, in: ebd., S. 178–183*

(auf deutsch in: J. Stalin, Fragen des Leninismus, S. 358–362).

4 *Tagebuch aus Moskau 1931–1939. Hrsg. von Jochen Hellbeck, München 1996.*

Ralf Zwengel

ADIBEKOV, Grant M.: **Das Kominform und Stalins Neuordnung Europas** (= Zeitgeschichte – Kommunismus – Stalinismus. Materialien und Forschungen. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein und Jürgen Mothes in Verbindung mit Olaf Kirchner, Bd. 1). Aus dem Russischen von Beatrix Höhne. Mit einem Vorwort von Jan Foitzik. – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Peter Lang Verlag 2002. 342 S.

Am Anfang der Lektüre des Textes von Grant Adibekov, des ehemaligen, Anfang 2002 überraschend verstorbenen, wissenschaftlichen Leiters am Russischen Staatsarchiv für soziale und politische Forschung (RGASPI), gewinnt man unwillkürlich den Eindruck: Die Sowjetunion lebt! Trocken, langweilig, spröde und scheinbar substanzlos wie ehedem sowjetische Geschichtsbücher beginnt sie als eine recht zähflüssige Angelegenheit. Nach nur wenigen Seiten wird der Leser jedoch regelrecht in den Bann geschlagen und – völlig unerwartet – Teilhaber einer mit Biß und Sarkasmus vorgetragenen Demontage kommunistischer Mythologien. Ziel der Attacken Adibekovs ist das kommunistische Informationsbüro, kurz: Kominform, und darüber hinaus dessen Gründungsmythos eines freiwilligen, gleichberechtigten Zusammenschlusses der kommunistischen Parteien Osteuropas sowie Italiens und Frankreichs im Dienste des „fortschrittlichen" Teils der Menschheit.

Die jetzt vorgelegte deutsche Ausgabe, der das bereits 1994 erschiene russische Original[1] zugrunde liegt, ergänzt und kommentiert – auf der Basis bekannten und unbekannten Archivmaterials – die im Zusammenhang mit den drei Kominform-Konferenzen (1947, 1948 und 1949) entstandenen Dokumente,[2] Notizen und Korrespondenzen, erhellt deren Hintergründe, klärt Widersprüche und einige bislang bestehende Unklarheiten auf.

Die erste umfassende Kominformgeschichte, als die Adibekovs Buch gelten kann, schildert in großer Detailgenauigkeit die Institutionen, die nach der formalen Kominternauflösung 1943 unter anderem Namen weiterarbeiteten, die Entscheidungsprozesse und die Methoden der politischen Gleichschaltung im sowjetischen Macht- und Einflußbereich. Insbesondere arbeitet der Verfasser heraus, daß die bisher herrschende Meinung in der Forschung, wonach die Kominform als Reaktion auf den Marshall-Plan und die damit verbundenen weltmachtpolitischen Ambitionen der USA gegründet wurde, in dieser Eindeutigkeit nicht zutreffend ist. Vielmehr kann Adibekov belegen, daß bei Stalin schon unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges Pläne vorhanden waren, eine „neue" internationale kommunistische Organisation zu schaffen. In diesem Zusammenhang kam auch die gegen den Westen gerichtete „Zwei-Lager-Theorie" wieder zum Vorschein und nicht – wie bisher angenommen – mit dem Referat Ždanovs auf der geheimen ersten Kominform-Tagung im September 1947, die im polnischen Szklarska Poręba (ehemals: Schreiberhau) stattfand. Allerdings, darauf weist Jan Foitzik in seinem, den Adibekov-Text historisch kontextualisierenden Vorwort hin, werden mit dieser antiwestlichen Rhetorik seit dem 19. Jahrhundert in Rußland gängige stereotype ideologische Muster der Slawophilen wiederholt, die auch heute noch viele Anhänger nicht nur in Rußland finden.

Das zentrale Thema der Arbeit Adibekovs ist die Betonung und Bewußtmachung der Kontinuität von der Komintern zum Kominform im Hinblick auf Institutionen, Politik und Methoden. Dabei sind besonders zwei Dinge von Interesse: Zum einen wird gerade durch das Bemühen Stalins, mit der Kominform ein den neu eroberten osteuropäischen Herrschaftsraum organisierendes und vereinheitlichendes Zentrum zu schaffen, deutlich, daß erhebliche Meinungsunterschiede zwischen den beteiligten kommunistischen Parteien in wesentlichen Fragen ihrer politischen Strategie und Taktik bestanden und somit „neu die interne Interdependenz der Unterdrückungsmechanismen innerhalb des Systems der kommunistischen Herrschaft" problematisieren (S. 14). Daraus jedoch, wie Jan Foitzik „pluralistische Prozesse innerhalb einzelner kommunistischer Parteien" (ebd.) abzuleiten, dürfte wohl eine Überinterpretation bedeuten.

Zum anderen wird von Adibekov in unmißverständlicher Klarheit herausgearbeitet, was Kommunismus in der täglichen Praxis seiner führenden Repräsentanten bedeutet(e): Lügen, Fälschungen, Manipulationen, Intrigen, Denunziationen, Liebedienerei, Drohungen und Verfolgungen. Insbesondere im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der offiziellen Kominform-Dokumente,

aber auch der Vorträge der Teilnehmer kann Adibekov belegen, daß praktisch alles, von A bis Z, von Stalin persönlich redigiert wurde. Mit Hilfe der Abgleichung der veröffentlichten Dokumente mit den Notizen von Beteiligten zeigt der Verfasser, daß das ganze „Kominform-Projekt" im Grunde eine Erfindung Stalins in kafkaeskem Ausmaß gewesen ist: Alles erschien so, wie der *vožd'* Stalin es haben wollte. Was wirklich vorgetragen und diskutiert wurde, spielte keine Rolle.

Die Frage, was in Menschen vorgeht, die diese Praxis als „historischen Fortschritt der Menschheit" und in anderen hehren Worten und Ideologien anzupreisen pfleg(t)en, kann Adibekov, wie viele andere Historiker auch, letztlich nicht beantworten und ist vermutlich eher im Gebiet der klinischen Psychologie zu suchen. Dennoch könnten Einblicke in die nach wie vor geheim gehaltenen Nachlässe Stalins oder Michail Suslovs, auf deren explizite Öffnung Adibekov in seinem Vorwort an den deutschen Leser hoffte, zur Klärung vieler offener Fragen nicht nur im Hinblick auf das Kominform beitragen. Leider stehen die neosowjetischen Verhältnisse im heutigen Rußland der Erfüllung dieser Hoffnung auf absehbare Zeit entgegen.

1 *Adibekov, Grant M.: Kominform i poslevoennaja Evropa 1947–1956, Moskau 1994.*
2 *Die Protokolle der Konferenzen liegen in englischer Sprache vor: The Cominform. Minutes of the three conferences 1947/1948/1949. Hrsg. von Giuliani Procacci, Mailand 1994.*

Ralf Zwengel

Gleichschaltung unter Stalin? Die Entwicklung der Parteien im östlichen Europa 1944–1949. Hrsg. von Stefan CREUZBERGER und Manfred GÖRTEMAKER. – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2002. 468 S.

Schon seit einigen Jahren ist in der Forschung unumstritten, daß der zeitgenössische Terminus „Sowjetisierung" die Nachkriegsentwicklungen im sowjetisch beherrschten Teil Europas zu stark pauschalisiert und zu wenig die unterschiedlichen Entwicklungen in den einzelnen Ländern reflektiert. „Sowjetisierung" steht dabei als systemspezifische Begriffsvariante für den Terminus „Gleichschaltung", zumal diesem generell eine NS-Konnotation implizit ist. Ein weiterer Nachteil des Begriffs „Sowjetisierung" besteht darin, daß er eine Zielgerichtetheit und Planmäßigkeit im Handeln und Vorgehen unterstellt, die realhistorisch keine Entsprechung findet. Vor allem im Vergleich zwischen „Sowjetisierung" und „Amerikanisierung" ist aber deutlich geworden, daß dieser Begriff durchaus eine heuristische und hermeneutische Relevanz beanspruchen kann, so daß nicht vorschnell und allein aus geschichtspolitischen Gründen auf ihn verzichtet werden sollte.[1] Die Studien von John Connelly über die Hochschulen in drei kommunistischen Staaten ergaben überdies,[2] daß zwar die Entwicklungen in den verschiedenen Ländern sehr unterschiedlich verliefen und auch voneinander stark abweichende Ergebnisse hervorbrachten; zugleich aber waren durchaus Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten festzustellen, die einen generellen Kommunisierungsprozeß vermuten lassen. Dieser Prozeß wiederum war sowohl von nationalen Kräften als auch von Okkupanten befördert worden, so daß der andere Begriff „Sowjetisierung" als ein historisierender und nicht geschichtspolitischer Terminus durchaus einen erkenntnistheoretischen Wert behält. Ganz generell ist ohnehin herausgearbeitet worden, daß die Entwicklungen in vergleichbaren Gesellschaftssektoren unter ähnlichen gesellschaftlichen Umständen noch lange keine Parallelitäten aufweisen müssen, sondern zumeist viel stärker nationale „Sonderwege" zu Buche schlagen.[3]

Die beiden Potsdamer Historiker Stefan Creuzberger und Manfred Görtemaker haben sich bei der Konzipierung ihres aufschlußreichen, materialgesättigten und vor allem mit kluger Hand durchkomponierten Studienbandes von solchen prinzipiellen Einsichten und Überlegungen leiten lassen. Neben zwei generellen Aufsätzen über die sowjetische Deutschland- und Osteuropapolitik 1943 bis 1949 von Gerhard Wettig und Donal O'Sullivan, in denen Wettig eher die These der generellen Sowjetisierungsabsicht Stalins und O'Sullivan eher die These eines fehlenden Gesamtplans vertritt und dabei betont, neben Stalin seien stärker als bislang andere herrschaftsausübende Kräfte aus der Sowjetunion in den Blick zu nehmen, und einem gelungenen Syntheseversuch aller abgedruckten Studien durch die beiden Herausgeber kommen zehn länderspezifische Aufsätze von zumeist jüngeren Historikern zum Abdruck. Es werden Polen, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien, die SBZ, die Tschechoslowakei, Ungarn, Österreich und Finnland behandelt.

Wie der Titel des Studienbandes verdeutlicht, geht es um die Transformation der Parteien in diesen Staaten, wobei die kommunistischen Parteien als Beispiel für die Revolutionierung der Gesellschaften stehen. Daß dies nicht immer voll überzeugen kann, liegt vor allem an der unterschiedlichen Materialdichte, die den Beiträgen zugrunde liegt. Ohne die Beiträge einzeln würdigen zu können, seien einige generelle Thesen herausgehoben. Insgesamt belegt der Band, daß keine flächendeckende Sowjetisierung Osteuropas nach 1944/45 stattfand und schon gar keine mechanische Übertragung innersowjetischer Verhältnisse. Ebenso ergeben die Studien, daß in der historischen Analyse die oftmals zu beobachtende Fixierung auf Stalin eher erkenntnisblockierend ist, da die vielen anderen handelnden sowjetischen Kräfte, die zuweilen auch institutionsegoistisch gegeneinander agierten, durchaus im Konzert der Herrschaftsgestaltung mitzuspielen wußten. Es zeigt sich auch, daß die Moskauer Politik zwischen langfristigen Strategien lavierte, die vor allem geopolitisch grundiert waren, und Ad-hoc-Maßnahmen, die nicht selten widersprüchlich und chaotisch anmuteten. Ebenso veranschaulichen die Studien in ihrer Gesamtheit, daß die Rede vom „Ostblock" politisch zwar nachvollziehbar ist, aber zugleich die implizierte Gleichförmigkeit, die „Block" suggeriert, in der historischen Realität so keine Entsprechung fand – weder vor noch nach 1950.

Der Studienband liefert grundlegendes Material und bedenkenswerte Thesen für die weiteren Debatten um den Aufstieg und Fall des europäischen Kommunismus. Dabei verweist das Buch auch auf weitergehende Perspektiven. Es ist nämlich hervorzuheben, daß Görtemaker und Creuzberger zwei Aufsätze in den Band aufnahmen, die Sonderfälle behandeln: Österreich und Finnland. Beide Länder hatten für die Sowjetunion nur untergeordnete geopolitische Bedeutungen und sind auch nicht dauerhaft besetzt worden. Gleichwohl war es richtig und notwendig, den Einfluß Moskaus auf die kommunistischen Parteien in diesem Kontext zu untersuchen. Die Herausgeber hätten aber sogar noch einen Schritt weitergehen und zwei weitere Länder mit mächtigen kommunistischen Parteien in die Untersuchung einbeziehen können. Auch wenn Italien und Frankreich zu keinem Zeitpunkt von der Sowjetunion besetzt waren, so wären Analysen über die „Gleichschaltung" der KPI und der KPF dem Gesamtanliegen des Bandes durchaus förderlich gewesen.[4] Aber da das gesamte Forschungsfeld insgesamt noch aufgrund der Aktenzugänge ein junges ist, verweist dieser Befund auf zukünftige Aufgaben einer stärkeren gesamteuropäischen Verzahnung, die tatsächlich die früheren Blockgrenzen überwindet. Denn gerade das Beispiel der kommunistischen Parteien, aber eben nicht nur das, zeigt, wie sehr auch der Kommunismus ein Teil der gesamteuropäischen Vergangenheit ist. Für solche Forschungsansätze liegen mittlerweile eine ganze Reihe interessanter theoretischer und empirischer Arbeiten vor. Der Studienband von Stefan Creuzberger und Manfred Görtemaker gehört nun dazu.

1 *Vgl. Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970. Hrsg. von Konrad H. Jarausch und Hannes Siegrist, Frankfurt a. M. und New York 1997.*

2 *Vgl. John Connelly, Captive University. The Sovietization of East German, Czech, and Polish Higher Education, 1945–1956. Chapel Hill und London 2000.*

3 *Vgl. dazu: Zwischen Autonomie und Anpassung. Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von John Connelly und Michael Grüttner, Paderborn, München, Wien und Zürich 2003.*

4 *Vgl. dazu aber als Einstieg: Der Kommunismus in Westeuropa. Hrsg. von Patrick Moreau u. a., Landsberg am Lech 1998; siehe außerdem: Das Schwarzbuch des Kommunismus 2. Das schwere Erbe der Ideologie. München und Zürich 2004 (Stéphane Courtois berichtet aus Europa, wie „das" Schwarzbuch aufgenommen wurde, außerdem kommen weitere Länderberichte zum Abdruck, darunter auch Griechenland und Italien).*

Ilko-Sascha Kowalczuk

EKENGREN, Ann-Marie, und Henrik OSCARSSON: **Det Röda Hotet. De militära och polisiära säkerhetstjänsternas hotbilder i samband med övervakning av svenska medborgare 1945–1960** [Die Rote Gefahr. Die Feindbilder der militärischen und zivilen Sicherheitsdienste und die Überwachung schwedischer Bürger 1945–1960]. – Lund: Nordic Academic Press 2002. 231 S.

Die hier anzuzeigende Untersuchung ist Teilergebnis eines Forschungsprogramms zur Geschichte des schwedischen militärischen Nachrichten- und Sicherheitsdienstes vom Ende der 1920er Jahre bis zum Anfang der 1980er Jahre

(„MUST-Programm"). Das vom schwedischen Staat im Dezember 1997 in Auftrag gegebene und auf fünf Jahre finanzierte Programm umfaßt Forschungen zum organisatorischen Aufbau, den Rechtsgrundlagen und zur Arbeitsweise des Dienstes sowie zu dessen Bedrohungsängsten und Wirklichkeitswahrnehmungen. Schließlich geht es auch um die Überwachten selbst, welche Gruppen in welchem Umfang, zu welchen Zeiten und auf welcher gesetzlicher Grundlage registriert und überwacht worden sind. Drei Forschergruppen konstituierten sich: „Der schwedische Überwachungsstaat", aus der die vorliegende Studie hervorgegangen ist, sowie „Grenzen der Toleranz" und „Schwedischer Sicherheitsschutz".

„Die Rote Gefahr" behandelt für die erste Phase des Kalten Krieges das Spannungsverhältnis zwischen den Anforderungen an die Sicherheit Schwedens bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Demokratie. Konkret geht es um Bedrohungswahrnehmungen und Feinbilder als Erklärung für das tatsächliche Handeln der Akteure. Die Forschung paßt sich damit ein in die gegenwärtig in Schweden favorisierte Mentalitätsgeschichte, die mit Hilfe der Mentalität die Gesellschaftsgeschichte für eine bestimmte Epoche oder Gesellschaft vertieft untersuchen will.

Für die Zeit am Beginn des Kalten Krieges werden die Bedrohungswahrnehmungen und Wirklichkeitsauffassungen bei zentralen Personen bzw. Institutionen erfaßt, denen beim Abwägen zwischen Sicherheit und Demokratie eine entscheidende Rolle zufiel. Im Mittelpunkt der Studie stehen Militärs und Beamte der Sicherheitspolizei; sie erfaßt aber auch einflußreiche Zeitungsredakteure und Politiker. Ob deren Wahrnehmungen korrekt waren, interessiert die Autoren, beide Politikwissenschaftler, dabei kaum.

Die Überwachung wird in einen historischen und politischen Kontext gestellt. Eine zentrale These ist, daß sich ungeachtet der realen Bedrohungen bei den Überwachungsinstitutionen eine ständige Furcht vor einer kommunistischen Bedrohung etabliert habe und daß das spezielle Milieu des polizeilichen und militärischen Sicherheitsdienstes, das sich aus verschiedenen Gründen von der übrigen Welt abgeschlossen halte, dazu führe, daß Bedrohungsszenarien länger im Bewußtsein dieser Gruppen fortleben, als es in Wirklichkeit der Fall sei. Die Bedrohungsbilder werden also ausschließlich als Bilder aufgefaßt, wie sie bei den Akteuren bestanden. Die Autoren gehen davon aus, daß die Bedrohungsbilder bei den Überwachern, die täglich mit der Problematik konfrontiert werden, am stabilsten sind. Auch hier wird die mögliche Realität dieser Bilder bewußt nicht diskutiert. Eine allerdings nicht weiter diskutierte These der Autoren ist, daß Sicherheitsdienste allgemein ein Interesse daran haben, die Bedrohungen zu übertreiben, um ihr Budget zu sichern (S. 35). Eine Übertreibung vermuten sie auch bei den Massenmedien, die nur an Dramatik interessiert sind, die sich verkauft. Die umfangreichen Ausführungen zur Theorie von Bedrohungswahrnehmungen und Feindbildern in den ersten Kapiteln finden in der weiteren Untersuchung keine adäquate Fortsetzung.

Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt beim Akt der Überwachung. Auch hierbei spielt die tatsächliche Tätigkeit der Sicherheitspolizei kaum eine Rolle. Das wird auch mit Problemen beim Archivzugang erklärt. Während bei der Sicherheitspolizei sogar die Findbücher geheim blieben, gestalteten sich die Arbeitsbedingungen beim militärischen Sicherheitsdienst letztlich doch zufriedenstellend. Das daraus folgende Ungleichgewicht spiegelt sich in der Untersuchung wider.

Nach drei Kapiteln theoretischer Vorbemerkungen gibt das vierte einen historischen Rückblick auf die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Dabei wird ausschließlich die militärische Personenkontrolle betrachtet und nur ein kurzer Blick auf den damals neugebildeten Allgemeinen Sicherheitsdienst der Polizei geworfen. Das umfangreiche Material einer am Kriegsende gebildeten parlamentarischen Untersuchungskommission, die sich ausführlich mit der Arbeit der Sicherheitspolizei befaßte, irreführend sprechen die Autoren von mehreren Kommissionen (S. 60), wurde nicht eingesehen. Es folgen drei empirische Kapitel, die die Geschichte der Überwachung in einen Kontext zu setzen versuchen. Dem schließen sich Abschnitte an, die nach der Art der Bedrohung aus Sicht der Akteure und nach den organisatorischen Veränderungen bei den Überwachern aufgegliedert sind.

Die umfangreichen Zitate erlauben letztlich nicht nur einen Einblick in Wahrnehmungen der Akteure, sondern geben zumindest auch Hinweise auf deren Realitätsgehalt. Die Autoren kommentieren sehr zurückhaltend und beziehen noch seltener Stellung. Eine Ausnahme ist ihr Kommentar zu einer Einschätzung der Militärs vom Juli 1945, daß Schweden als Grenzland zwischen Ost und West weiter für die Spionage fremder Mächte interessant bleiben werde, was sie als „düstere Weissagung für die Zukunft" („dystra framtidsprofetia", S. 69) abtun. An anderer Stelle konstatieren sie, daß die Sicherheitspolizei ihre

Vermutung, daß die Schwedische Kommunistische Partei von der Sowjetunion finanziert werde, nicht beweisen konnte, erwähnen aber immerhin neuere Forschungen, die ebendies belegen.

In den Nachkriegsdebatten um die vollständige Abwicklung der Sicherheitspolizei, wie sie kurzzeitig auch geschah, galt der als noch virulent bezeichnete Nazismus als Argument der Befürworter einer Sicherheitspolizei. Mit dem offenen Ausbruch des Kalten Krieges 1948 war der neue Feind dann im Osten ausgemacht, und der „Überwachungsstaat" Schweden wurde entsprechend ausgebaut. Das Personal war das alte, mit ihm verblieben auch die alten Muster der Bedrohungswahrnehmung. Praktisch bildeten die Register der Sicherheitspolizei aus dem Krieg die Grundlage für die erneute Registrierung von Kommunisten oder als solche Verdächtigten. Dabei war man sich unter den Verantwortlichen durchaus nicht einig, ob man die politischen Überzeugungen schwedischer Bürger untersuchen dürfe. Im Gegensatz zu den Militärs bezeichnete der Chef der Staatspolizei Georg Thulin diese Aufgabe als für die Polizeiarbeit schädlich (S. 79). Er konnte sich nicht durchsetzen. Die Überwachung, die im Zweiten Weltkrieg noch eher provisorisch eingeführt und mit dem Kriegsende kurzzeitig eingestellt worden war, erfuhr einen gewaltigen Ausbau. Die Bedrohungsbilder aus dem Krieg, die sich bei den polizeilichen und militärischen Sicherheitsdiensten herausgebildet hatten, blieben im Kalten Krieg bestimmend. Seit Anfang der fünfziger Jahre herrschte bei den Überwachern ein permanenter Kriegszustand. Die Bedrohungsszenarien, die in gleicher Weise bei den verantwortlichen Politikern, den Medien und in der Wirtschaft dominierten, wiesen eine hohe Kontinuität auf. Buchstäblich jeder Kommunist galt als Werkzeug Moskaus. Dabei nährten sich diese Auffassungen sowohl von außenpolitischen Ereignissen wie dem Koreakrieg als auch von in den Medien hochgespielten inländischen Spionagefällen. Inwieweit die antikommunistischen Kampagnen von den USA inspiriert waren, konnten die Autoren nicht feststellen. Doch fanden sie in den Archiven viele britische, französische und amerikanische Berichte über die internationale kommunistische Bedrohung. Nach einer umfassenden „Aufklärungskampagne" über die „rote Gefahr" zu Beginn der fünfziger Jahre konnten die Überwacher ihren Apparat weiter ausbauen, die Telefonkontrolle weiter verstärken, u. a. in Stockholm und Göteborg durch ein permanentes Telefonkontrollsystem. Die rechtsstaatliche Kontrolle der Dienste führte praktisch ein Schattendasein. Mit dem Rückgang des tatsächlichen Einflusses der kommunistischen Partei konzentrierten sich die Überwacher auf verschiedene Organisationen, darunter nicht nur die Freundschaftsgesellschaften mit den sozialistischen Ländern, sondern auch Friedens- und Antikernwaffengruppen jeder Couleur, die als kommunistische Frontorganisationen qualifiziert wurden.

„Die Rote Gefahr" stellt das idyllische Schweden der fünfziger Jahre, das wir vor allem mit materiellem Wohlstand verbinden, in ein neues Licht. Die Angst vor einer militärischen Invasion durch den Osten, vor einer inneren Bedrohung durch Spionage und Sabotage sowie einer fünften Kolonne aus Kommunisten und Nazis war allgegenwärtig und hatte für den einzelnen Folgen, nicht zuletzt für die Berufswahl und den Arbeitsplatz.

Die zentrale Frage, wie der Rechtsstaat das Dilemma zwischen der Bewahrung der nationalen Sicherheit und der rechtsstaatlichen Prinzipien hinsichtlich der persönlichen Freiheitsrechte bewältigt, ist angesichts tatsächlicher und angenommener Bedrohung durch eine neue Form des Terrorismus höchst aktuell. Wenn ein Staat zwischen Sicherheit und Demokratie abzuwägen hat, empfehlen die Autoren unter Hinweis auf die Ergebnisse ihrer Studie, die Sicherheitsorganisationen zu öffnen und eine Verfestigung ihrer inneren Strukturen zu verhindern. Dies könne durch regelmäßige Personalerneuerung, eine kontinuierliche Diskussion und Aktualisierung der Bedrohungen sowie einen ständigen Dialog zwischen den Diensten und dem Parlament geschehen. Recht und Freiheit des einzelnen seien in jedem Fall zu wahren und nur in Ausnahmesituationen und zeitlich begrenzt einzuschränken.

Die Arbeit ist eine materialreiche und wertvolle Studie, deren Stärke in der politikwissenschaftlichen Analyse liegt, die als historische Arbeit jedoch einige Schwächen aufweist. Leider wurde auf ein Register verzichtet.

Michael F. Scholz

LERCH, Fredi: **Müllers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre** (= WoZ im Rotpunktverlag). – Zürich: Rotpunktverlag 2001. 803 S.

Schon vor knapp drei Jahren erschien der zweite Band einer Geschichte der schweizerischen Subkultur der fünfziger und sechziger Jahre, die anderen Versuchen ähnliche Bewegungen anderswo in Europa in analytischer Schärfe und einfühlsamer Beschreibung haushoch überlegen ist. Am Beispiel der bernischen Variante dieser Subkultur gelingt dem langjährigen Redakteur der schweizerischen „Wochenzeitung" Fredi Lerch der große Wurf.

Zahllose Studien vermitteln seit Jahr und Tag die kulturelle aber auch die kultur- und allgemeinpolitische Bedeutung der US-amerikanischen Beat-Poeten und Schriftsteller, die in den späten vierziger Jahren eine gewisse Nischenbedeutung erlangten, im Laufe der fünfziger Jahre zumindest national bekannt wurden, um dann schließlich in den sechziger Jahren in all ihrer schillernden Vielfalt Masseneinfluß auf eine neue, junge Generation studentischer Aktivisten auszuüben. Jack Kerouac, Allen Ginsberg und William S. Burroughs sind bundesdeutschen Lesern meist bekannter als dementsprechende europäische Vertreter dieses Genres. Selbst deutschsprachigen Autoren ergeht es hierbei kaum besser, zumindest beim bundesdeutschen Publikum. Wer hat jemals von den Größen der bernischen Subkultur, wie Sergius Golowin, Kurt Marti oder René E. Müller, gehört, geschweige denn etwas von ihnen gelesen?

Und doch vermochte es diese Generation von Literaten und Literaturwissenschaftlern, die sich im Laufe der fünfziger Jahre in bernischen Kellertheatern zusammentaten, um ihren Privatinteressen zu frönen, die verstockt-konservativen bernischen Verhältnisse zum Tanzen zu bringen. Im ständigen, oft kreativen, aber manchmal auch destruktiven Kontakt zu ihren geistigen Übervätern, wie Max Frisch oder Friedrich Dürrenmatt, stehend, benutzten diese meist jungen Vertreter neuer Poesie und Literatur ihre mühsam selbstfinanzierten Freiräume „zur Erprobung nichtkonformer Selbständigkeit" (S. 55). In den fünfziger Jahren meist nonkonform, aber weithin unpolitisch, widmeten sie ihre Bemühungen der Erforschung von Phänomenen die, damals zumindest, weit abseits des literarischen wie akademischen Mainstreams lagen, wie z. B. Märchen, Mythen und Sagen, halbvergessene ethnische Minderheiten oder die sogenannte Schundliteratur.

Wäre dies alles gewesen, was die Betreiber des „Kerzenkreises" oder der „Junkere 37" vollbracht hätten, wäre schon dies bemerkenswert genug, und eine Aufarbeitung hätte sich gelohnt. Denn diesen informellen Diskussionszirkeln und Debattierklubs „gemeinsam ist der Impuls, aus der Zeitmaschine der herrschenden Verhältnisse in verschiedene Richtungen ins Ungesicherte auszubrechen" (S. 45). Doch bald begannen dieselben Literaten, die sich auf der Suche nach postmaterialistischer Naturverbundenheit in den fünfziger Jahren nicht scheuten, sich mit konservativen Revolutionären à la Armin Mohler an einen Tisch zu setzen, auf sich abzeichnende soziale und kulturelle Veränderungen – zuerst wahrscheinlich eher unbewußt, später aber immer konkreter und militanter – zu reagieren.

Mundartdichtung begann als antifaschistischer politischer Akt gefeiert und praktiziert zu werden. Man begann sich auch politisch zu engagieren, wie z. B. in den Auseinandersetzungen um das bernische Asozialengesetz. „Mit der eigenen Schriftstellerei statt staatstragend gesellschaftskritisch wirken zu wollen, wird [in den frühen sechziger Jahren] in der jungen Generation für viele zur Leitidee" (S. 130). Bürgerliche Kommentatoren (und nicht zuletzt die Geheimdienste) begannen nun, diese Zirkel zu beobachten und zu begutachten, wie Nationalrat Walther Hofer, der diese bernische Subkultur folgenderweise skizzierte: „Sie ist [...] bösartig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich, unbelastet von Sachkenntnis, die vielmehr ersetzt wird durch Frivolität und Unverfrorenheit und nur darauf aus ist, alles und jedes in den Dreck zu ziehen, jegliche Autorität zu untergraben und damit den Beifall einer oberflächlichen Leserschaft zu erringen" (S. 299). Auch unter dem nachhaltigen Eindruck solcher obrigkeitlicher Frontalattacken begann ein rascher Paradigmenwechsel dieser nonkonformen Literaten: „Im Licht der nonkonformistischen Gesellschaftskritik" begannen sie „ihre früheren kulturellen Taten" (S. 320) neu- und umzuinterpretieren.

Sprachlich ausgefeilt und voller brillanter Kurzbeschreibungen zahlloser wichtiger Einzelmomente vermittelt Fredi Lerch diesen langsamen, aber stetigen, letztlich unaufhaltsamen Umschwung von der Ausrichtung auf implizite Kulturkritik in Richtung offene Politisierung. Aus Mythensammlern und Märchenerzählern wurden Anti-Atomtod-Marschierer und Teilnehmer bzw. Organisatoren von Vietnamdemonstrationen. Mitte der sechziger Jahre waren die bernischen

„Nonkonformisten keine reinen Einzelkämpfer mehr" (S. 410). Eine außerparlamentarische bernische Opposition enstand, eine neue rebellische Generation, gespeist unter anderem und nicht zuletzt aus radikalisierten Gymnasiastenkreisen.

Doch bedeutete dies nur in den allerseltensten Fällen eine Abwendung von literarischer Tätigkeit. Die literarische Rebellion ließ keinesfalls nach. Allerdings war sie nun oft begleitet von politischer Revolte und offen radikaler Kulturkritik. Im Zuge der rapide anwachsenden Zahl der bernischen und außerbernischen Mitstreiter kam es allerdings in den späten sechziger Jahren zu unvermeidlichen Spannungen und Spaltungen innerhalb dieses Milieus. Lerch verweist auf einen bereits 1967 konkret nachvollziehbaren Bruch zwischen Pazifisten und neuen Linken, und der Autor verweist auf spätere Verwerfungen und Überwerfungen zwischen zwei Varianten (nicht nur) der bernischen außerparlamentarischen Opposition, einen sich abzeichnenden Bruch zwischen zwei Spielarten von Rebellion: „die systemkritisch-theoretische und die lebensweltlich-praktische" (S. 595). „Erstere wird in Hochsicherheitstrakten, letztere an der Härte des hochalpinen Landkommunenlebens scheitern" (S. 596).

Doch sind es nicht Fredi Lerchs (auch hier nie uninteressante) Einsichten in die nach-„68er" Atmosphäre der schweizerischen Bundeshauptstadt, die den eigentlichen Wert dieses Buches ausmachen. Es ist seine detailreiche, nie vereinfachende, aber immer klar und treffsicher beschreibende und kommentierende Art des literarisch-politischen Journalismus, die dieses Buch als Pflichtlektüre für jeden erscheinen läßt, der sich mit der kulturellen und politischen Revolte der sechziger Jahre (nicht nur in Bern oder in der Schweiz) befaßt. Was Lerch für Bern auf achthundert packend geschriebenen Seiten nachvollzieht, geschah fast überall (zumindest) in der westlichen Welt. Doch niemand hat es bisher so eindrucksvoll und vielseitig beschrieben. Aus literarischen Querulanten, manche von ihnen „balancierend auf dem schmalen Grad zwischen genialischer Querdenkerei und Hirnriss" (S. 593), erwuchsen Wortführer einer ganzen Generation, die den oft feinen Unterschied zwischen Kultur und Politik absichtlich und nachhaltig zu verwischen halfen.

Weder in Berkeley noch in Bern gelang es ihnen, die Gesellschaft so zu verändern, wie es ihnen damals, aber meist auch später, wünschenswert erschien. Doch eben dieser Generation von (ursprünglichen) Einzelkämpfern ist es zu verdanken, daß sowohl Berkeley als auch Bern etwas weniger kalifornisch oder schweizerisch konforme Städte wurden. Und daß der Gedanke einer kulturellen, politischen und sozialen Revolution nicht mehr ganz so abwegig erscheint wie in den finstersten fünfziger Jahren. Dem Buch ist eine breite Leserschaft zu wünschen.

Gerd-Rainer Horn

KÄTZEL, Ute: **Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration.** – Berlin: Rowohlt Berlin 2002. 317 S.

Die nicht enden wollende Flut von Publikationen zur Chiffre „1968" hat bisher nur wenig dazu beigetragen, die Rolle von Frauen in den relevanten sozialen Bewegungen und Ereignissen dieser Jahre zu erhellen. Dies gilt nicht nur für Deutschland. Mit dieser editierten Interviewsammlung liegt nun ein interessanter Band vor, der hoffentlich andere Autoren und Autorinnen dazu inspirieren wird, wissenschaftliche Abhandlungen zu diesem Thema zu verfassen.

Vieles spricht für diesen Band. Er beinhaltet einen durchaus repräsentativen Querschnitt der verschiedenartigsten politischen und persönlichen Haltungen, die vor, während und nach dem Kalenderjahr 1968 in der bundesrepublikanischen linken Szene kurant waren. Manche der vierzehn Protagonistinnen unterstreichen z. B. auch heute noch, daß sie nie an anderen Frauen qua Frauen interessiert waren. Für viele andere der Interviewten hingegen war Feminismus schon relativ früh zu einem wichtigen Lebensinhalt geworden, obwohl gerade in diesen zahlreichen Fällen deutlich wird, wie sehr selbst die Frühformen bundesrepublikanischen Feminismus gleichzeitig Produkte und Reaktionen auf die „68er"-Bewegungen waren und sind.

Die realitätsgerechte Widerspiegelung ideologischer und praktischer Inkonsistenzen innerhalb einzelner Werdegänge sowie insbesondere im Vergleich dieser vierzehn Lebensläufe wird auch in anderer Hinsicht immer wieder deutlich. So scheiden sich die Geister auch heute noch an der vieldiskutierten Frage, ob die Erfahrungen innerhalb des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) im ganzen positiv oder eher negativ für Frauen waren. Daß frau kein Anhängsel der linken Männer war, wird immer wieder betont. Manche der Befragten wiederum haben keinerlei

Schwierigkeiten, zu unterstreichen, daß Frauen damals durchaus auch als „Tippse der Revolution" bezeichnet werden konnten, aber daß, in den Worten Sarah Haffners, „diese Einordnungen nicht nur von Männern vorgenommen wurden. Die hatte man selbst im Kopf, ohne dass man es so formuliert hätte" (S. 151). Susanne Schunter-Kleemanns Bemerkung, daß „der SDS einerseits ein Spiegelbild der Gesellschaft" war, gleichzeitig aber auch „ein ganzes Stück egalitärer als die Gesellschaft" (S. 118), ist sicherlich keine überraschende Neuigkeit, aber gerade daher sehr viel einsichtsvoller als manch andere mediengerechte Verteufelung gerade derjenigen Organisation, die mehr als alle anderen dazu beigetragen hat, die Bundesrepublik im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts positiv zu verändern.

Ähnlich unterschiedlich sind auch die diversen Einschätzungen anderer Phänomene dieser Zeit, wie z. B. des damals plötzlich relativ weit verbreiteten Lebens in kommunitären Zusammenhängen. Doch wie hätte es auch anders sein können, wenn die Zeichen auf Sturm standen und viele der Zeitgenossen und Zeitgenossinnen in rascher Abfolge weitreichende Bewußtseinsveränderungen durchliefen. Helke Sander bringt diese Umbruchsituation auf den Punkt: „Ich hatte alles verfolgt, vieles nicht verstanden, fand es aber hochinteressant und wollte es begreifen" (S. 164). Oder, um nochmals Sarah Haffner zu zitieren: „Das Tolle an der Studentenbewegung war, dass sich unversöhnliche Welten in merkwürdigen Situationen begegneten" (S. 155).

Die Textsammlung ist allerdings nicht nur deshalb höchst empfehlenswert, weil sie die Vielschichtigkeit der damaligen sozialen, politischen und mentalen Prozesse eindrucksvoll wiedergibt. Auch so manch andere generationstypischen Erfahrungen dieser Zeit werden wirkungsvoll unterstrichen, wie z. B. die immer wieder in den Texten auftauchende nach-„68er" Periode politischen Engagements in Gruppierungen der konsequenten Linken – und hier nicht zuletzt als Industriearbeiterin. Daß Frauen in dezentralen Zusammenhängen oft viel aktiver werden konnten als in relativ hierarchisch strukturierten Organisationen, wird von Elsa Rassbach einmal mehr hervorgehoben – auch wenn von anderer Seite her gleichzeitig verdeutlicht wird, daß von 1965 bis 1967 das SDS-Mitglied Sigrid Rüger (die spätere Tomatenwerferin) an der Freien Universität Berlin, u. a. als studentische Vertreterin im Akademischen Senat, weitaus bekannter war als Rudi Dutschke. Ebenso wird die Funktion amerikanischer Feministinnen als Rollenmodell für die in Entstehung begriffene bundesdeutsche Frauenbewegung verdeutlicht, eine Tatsache, die auch für alle anderen westeuropäischen feministischen Zusammenhänge dieser Zeit gültig ist.

Sicherlich könnte man aus kritischer Sicht beanstanden, daß die Interviewsammlung etwas zu sehr auf die Erfahrungen derjenigen „68erinnen" zugeschnitten ist, für die ein langjähriger Aufenthalt in Berlin für den jeweiligen politisch-persönlichen Lebenslauf ungemein wichtig war – in einem Fall, Erika Berthold, Ost- und nicht Westberlin. Doch waren die Vorgänge in und um Berlin ab etwa 1966 in der Tat prägend für eine ganze Generation bundesdeutscher Aktivisten und Aktivistinnen auch und gerade dann, wenn man die Berliner Ereignisse nur aus der Ferne verfolgen konnte oder höchstens hin und wieder als Zaungast daran teilnehmen durfte. Das Buch ist unbedingt empfehlenswert.

Gerd-Rainer Horn

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Ostdeutschland braucht eigene Intellektuelle. Deutsche Emigranten mahnen fehlende Chancen für Ostwissenschaftler an – bislang ohne Konsequenz

Mit Verwunderung hatten sicherlich die Leser der „Frankfurter Rundschau" am 11. September 2002 in der Flut von Annoncen der Parteien, die vor der damaligen Bundestagswahl die Zeitungsseiten füllten, eine Anzeige der anderen Art zur Kenntnis genommen. Historiker von Rang und Namen vor allem aus den USA kritisieren deutsche Behörden ob der Benachteiligung und Ausgrenzung ehemaliger DDR-Sozialwissenschaftler: „Elf Jahre nach der staatlichen, von der deutschen Bevölkerung mehrheitlich gewünschten, aber auf gleichberechtigter Basis erhofften Vereinigung des Landes ist die intellektuelle ‚Infrastruktur' in Ost- und Westdeutschland unterschiedlicher, als sie es je in der Zeit der Teilung war. Trotz Umbaus und Neugründungen von Hochschulen und anderen Einrichtungen ist in den neuen Bundesländern eine die Zivilgesellschaft tragende intellektuelle Bevölkerungsschicht kaum mehr wahrnehmbar. Die Gründe dafür liegen vor allem in der rigorosen Entfernung ostdeutscher Intellektueller aus ihren bis 1989 ausgeübten akademischen Berufen; eine Entfernung, die weit über die erforderliche Erneuerung und den einigungsbedingten notwendigen Umbau der Wissenschaftslandschaft hinausging", hieß es da.

Ein Blick auf die Namen der Unterzeichner enthüllt ihre besondere Kompetenz. Alle neun gehören zu jener Generation Wissenschaftler, die ab 1933 aufgrund ihrer Abstammung und ihres politischen Engagements ihre Heimat verlassen mußten und insbesondere in den angelsächsischen Ländern Zuflucht und wissenschaftliche Betätigung fanden. „Wir, die Unterzeichner, die vom Nationalsozialismus aus Deutschland und Österreich vertrieben wurden, waren auf Hilfe und Solidarität damals angewiesen. Wir werden diese Hilfe und diese Solidarität jenen ostdeutschen Kolleginnen und Kollegen, die diese brauchen und sich ihrer durch ihr Leben und ihre Arbeit vor und nach 1989 würdig erwiesen haben, zukommen lassen."

Nicht nur die Unterzeichner des Aufrufes, sondern auch diejenigen, die Kontakte zu deutschen Wissenschaftlern haben oder gar selbst die Wissenschaftslandschaft im Osten Deutschlands kennen, wissen, daß sich westdeutsche Kolleginnen und Kollegen engagiert in Ostdeutschland um die Sozialwissenschaften bemühten. Nur sehen sie auch, daß eine importierte westdeutsche intellektuelle Elite und die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung einander fremd geblieben sind. Denn nicht „Durchmischen" und gegenseitiges Lernen hat nach der Wende – wie mehrfach vom damals die Verantwortung für die Evaluation der Wissenschaften in der ehemaligen DDR tragenden Wissenschaftsrat angemahnt worden war – bei der erforderlichen Neustrukturierung der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft stattgefunden, sondern vielfach die Besetzung attraktiver Planstellen mit zweitklassigen westdeutschen Kollegen, während Ostprofessoren und kurze Zeit später auch der akademische Mittelbau weitgehend verdrängt wurden. Zudem wurde die Akademie der Wissenschaften zerschlagen, und gerade Sozialwissenschaftler haben trotz vollmundiger Wissenschaftler-Integrationsprogramme, die lange ausgelaufen sind, keine dauerhafte Verankerung in der Wissenschaft gefunden. Und ostdeutsche Herkunft und Sozialisation wird immer noch bei den meisten Berufungskommissionen als negativ oder zumindest als nicht förderungswürdig bewertet.

Die Diagnose der Emigranten in ihrer letztendlich lediglich in der engeren *scientific community* zur Kenntnis genommenen Annonce ist ebenso klar wie für die bundesdeutsche Politik hart: „Ohne ostdeutsche Intellektuelle in qualifizierten Berufen kann die in der früheren DDR sich ausbreitende Enttäuschung über den als Anschluss empfundenen Prozess der Überstülpung westdeutscher Strukturen und Denkweisen, vor allem aber über die wirtschaftlichen Zerstörungen und damit Massenarbeitslosigkeit, nicht überwunden werden. Besondere besorgt uns die offen ausbrechende Feindschaft von Teilen der Ostdeutschen, gerade der Jugendlichen, gegenüber Demokratie und Parlamentarismus, die mit Rechtsradikalismus und Chauvinismus einhergehen. Ohne autochthone Intellektuelle kann dem nicht begegnet werden. Die sozialen Kosten der beinahe flächendeckenden Abwicklung hochqualifizierter Akademiker der DDR übersteigen bei weitem den kurzfristigen Nutzen für einige Gewinner der Vereinigung."

Sie fordern angesichts der Realitäten ein Reintegrationsprogramm für jene Sozialwissen-

schaftler, die auch nach dem Ende der DDR und oft erst unter den neuen Bedingungen ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit voll unter Beweis stellen konnten.

Mit der Verdrängung der Ostdeutschen setzte nicht nur ein menschliches Drama für viele der Betroffenen ein, sondern es entfielen zahlreiche Arbeitsgebiete, auf denen die DDR-Wissenschaftler wichtige Resultate vorzuweisen hatten und oft das internationale Weltniveau mitbestimmten: von der vergleichenden Revolutionsgeschichte bis zu den interdisziplinären *Area Studies* der Asien-, Afrika- und Lateinamerikaforschung.

Für Wissenschaftler aus der DDR, die sich nach ihrer Entlassung aus der Universität wieder einklagten, sind in den vergangenen Jahren die erkämpften befristeten Anstellungen längst ausgelaufen. Vor einigen Jahren wurde in der britischen Zeitschrift „Nature" konstatiert, daß nur eine Minderheit der ehemals an Instituten der Akademie der Wissenschaften beschäftigten Forscher aus den Bereichen außerhalb der Sozialwissenschaften weiterhin erfolgreich in der Wissenschaft tätig sind. Eine noch viel geringere Anzahl von Ostwissenschaftlern sei, so das Ergebnis einer in jener renommierten Zeitschrift veröffentlichten Studie, gerade im Bereich der Sozialwissenschaften auf ihren früheren Posten tätig. Der Trend hat sich, seitdem diese Aussage getroffen wurde, in negativer Hinsicht bestätigt.

Diejenigen Sozial- und Geisteswissenschaftler, die aus dem Osten Deutschlands stammen und sich unter großem persönlichem Einsatz einen wenn auch laufend wechselnden Platz (sei es durch Vertretung von beurlaubten Kollegen, durch zeitlich befristete Stellen oder durch Feierabendengagements) in der Wissenschaft bewahren konnten, sind nach einem Dutzend Jahren staatlicher Wiedervereinigung wegen ihrer ostdeutschen Herkunft bei der Drittmitteleinwerbung Repressalien und Benachteiligungen ausgesetzt. Denn diejenigen, die sich bislang in dem völlig neuen Wissenschaftsbetrieb der Bundesrepublik nicht nur orientieren, sondern auch behaupten konnten, sind zu ernsthaften Konkurrenten an den immer kleiner werdenden Töpfen der Wissenschaftsförderung geworden.

Es gibt eine ganze Reihe direkter Beweise der Zurücksetzung ostdeutscher Antragsteller in Aussagen von westdeutschen Kollegen: „Jede eingesparte Mark, die bei Ostprojekten eingespart wird, kommt unseren gebeutelten Universitäten im Westen zugute", bis hin zu der Tatsache, daß in den letzten Jahren „einfache Wissenschaftler" aus der vormaligen DDR inzwischen eine längere Publikationsliste aufweisen können als so mancher Professor aus dem Westen und dennoch – oder deswegen? – keine Chance für eine dauerhafte Beschäftigung bekommen.

Bewerbungen von ostdeutschen Geistes- und Sozialwissenschaftlern an westdeutschen Universitäten werden schon in der Vorrunde in der Regel aussortiert. Die Anzahl derjenigen Ostdeutschen, die an einer westdeutschen Universität eine Professur auf dem Gebiet der Sozial- und Geisteswissenschaften erhalten hat, läßt sich vermutlich an zehn Fingern abzählen.

Nach gut eineinhalb Jahrzehnten Zurechtkommen in einer neuen Wissenschaftsstruktur hat sich gerade im Milieu der Geisteswissenschaften die Spreu vom Weizen getrennt. Publikationslisten, Lehraufträge, internationale Gutachten können belegen, wer wie in den Jahren nach der politischen Wende in der DDR und der deutschen Wiedervereinigung die Möglichkeit zur wissenschaftlichen Weiterbildung und des Forschens, Lehrens und Publizierens genutzt hat.

Hatten manche Ostdeutsche mit der Verkündung Kanzler Gerhard Schröders „Chefsache Ost" noch die Hoffnung auf neue Weichenstellungen, so hat die reale Politik wie das Echo auf den besorgten Aufschrei des SPD-Vizes Wolfgang Thierse vom „Osten auf der Kippe" nur Enttäuschungen produziert. Seit Jahren suchen ostdeutsche Wissenschaftler, so auch eine „Initiative Sozialwissenschaftler Ost", politisch Verantwortliche zum Handeln zu bewegen. In Gesprächen mit verschiedenen Politikern und Parlamentariern konnten sie feststellen, daß der Bund, auf solche Art Umgang mit „Humankapital" angesprochen, ein schlechtes Gewissen hat, aber sich mit dem Hinweis auf knappe Kassen aus der Verantwortung zu ziehen versucht.

Die „Initiative Sozialwissenschaftler Ost" (ISO), ein loser Zusammenschluß von Sozial- und Geisteswissenschaftlern aus der untergegangenen DDR, hat immer wieder versucht, die Finger auf die Wunde zu legen. Die Grenzen ihrer Autorität beginnen allerdings dort, wo ihr trotz Aufrufen an ostdeutsche Wissenschaftsvereine die konkrete Zusage an Unterstützung fehlt. Wenn es gelänge, dem Wunsch der Emigranten gemäß „beizutragen, dass ein großes intellektuelles Potential, dessen Träger sich schon in der DDR gegen bestehende Konventionen zu behaupten wussten, der deutschen und internationalen Wissenschaft wie der politischen Kultur Deutschlands nicht verloren geht", wäre viel gewonnen. „Eine solche,

von uns angemahnte Maßnahme entspräche auch Geist und Buchstaben des deutschen Einigungsvertrages von 1990, der die wissenschaftliche und kulturelle Substanz der DDR schützen und pflegen wollte."

Es wird von der ISO trotz deprimierender Erfahrungen weitere Bemühungen zur Reintegration ostdeutscher Sozial- und Geisteswissenschaftler geben. Dabei wird es nicht Ziel der Anstrengungen sein, zum wiederholten Maße darauf hinzuweisen, was bei der Vereinigung der beiden deutschen Wissenschaftslandschaften alles schiefgelaufen ist, sondern im Sinne des Aufrufs der neun international renommierten Wissenschaftler die entsprechenden Politiker und Hochschulmanager darauf hinzuweisen, daß es allerhöchste Zeit ist, sich mit der Frage zu beschäftigen, was an Sozialwissenschaftlern aus der früheren DDR noch zu retten ist. Die Bundesregierung wird sich nicht nur an der Arbeitslosenstatistik, sondern auch daran messen lassen müssen, was sie getan hat, um Fehler der Vergangenheit zu revidieren.

Ulrich Ramm

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin